Heilig ist die Jugendzeit,

Heilig ist die Jugendzeit.

Ein Buch für Jünglinge

von

G. Weitbrecht,
Stadtpfarrer in Stuttgart.

Sechste Auflage.

Stuttgart, 1886.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Coloss: 4.2. Haltet an am Gebet, u. wachet in demselben mit Danksagung.

In herzlicher Liebe, u. Fürbitte deine treue Großmutter

16. 9. 88. Isabella Hennig

Zum guten Anfang.

Lieber junger Freund! Du kennst das Sprichwort: Morgenstund hat Gold im Mund. Du kennst es nicht bloß vom Hörensagen, sondern du hast es auch in deinem eigenen Leben und Arbeiten schon erprobt. Du bist am Morgen frischer, munterer, spannkräftiger, unternehmender, vielleicht auch liebenswürdiger, als wenn die ersten Tagesstunden vorüber sind. Auch die Welt schaut dich anders an. Sie ist morgens wie in einem Sonntagsgewand, während sie mit der fortschreitenden Tageszeit allmählich ihr gewöhnliches werktägliches Ansehen gewinnt. Das Seufzen der Kreatur, das dir den Tag über auf Schritt und Tritt begegnet, ist in den Morgenstunden noch nicht aufgewacht; sie feiert noch wie in träumerischer Erinnerung an einstiges paradiesisches Glück, und rüstet in aller Stille ihre besten Kräfte für des

Tages Arbeit. Wie wichtig ist es, daß du die Morgenstunde des Tages richtig verwendest! Verschlafe und verträume sie, so hast du das Edelste und Beste des Tages selber dir geraubt; so trittst du hinein in die Arbeit und den Unfrieden des Weltlebens, ohne deine Seele eingetaucht zu haben in das Element des Friedens, das in der Morgenstunde dich umweht wie ein Odem Gottes. Entweihe vollends gleich die erste Morgenstunde durch Sünde, durch Streit, durch Verbitterung und Verunreinigung deiner Seele, so hast du den Wurm kommen lassen an die Wurzel deines Tageslebens. Du magst dann wohl im Verlauf des Tages dich wieder zurecht finden, aber seine Blume, sein Duft, seine Weihe ist unwiederbringlich dahin.

Auch deine Jugendzeit ist eine Morgenstunde, von der es gilt: sie hat Gold im Munde. Was den Morgen schön macht, eben das ist auch die Schönheit der Jugendzeit: frische Kraft, froher Mut, klares Auge, eine Welt, die offen vor dir liegt, deren dunkle Abgründe bis jetzt vor deinem Auge freundlich verdeckt geblieben sind, eine reiche Zukunft, goldenes Licht und immer höher steigende Sonne. Wie wichtig ist, daß diese Morgenzeit des Lebens richtig angewendet werde! Verträume sie in Müßiggang und Nichtsthun, in unmännlicher Tändelei, so hast du dich um deines Lebens edelste Stunden und beste Kraft selber gebracht, so trittst du nachher an die großen und

ernsten Aufgaben des Lebens heran, ohne deine Seele erfüllt, gesättigt und geweiht zu haben mit den ewigen Idealen, welche allein dem Thun und Wirken des Mannes seinen Wert, seinen Schwung geben, und allein ihn aufrecht erhalten in den mancherlei Enttäuschungen, welche seiner warten. Verträumte und vertändelte Jugendzeit — daraus erwachsen jene bedauernswürdigen Halbmänner, welche nach kurzem Kampf mit dem Leben so bald die Waffe ins Korn werfen und entweder schwunglos mechanisch, allen idealen Strebens bar, ihren Beruf als einen Kärrners- und Tagelöhnersdienst weiter führen, oder aber sich dem Weltschmerz in die Arme werfen und als verkannte Größen, unzufrieden mit Gott und Welt, einsam ihren Weg dahinziehen. Und wenn du vollends deine Jugendzeit, deinen Lebensmorgen nicht bloß verträumst und vertändelst, sondern geradezu durch Jugendsünden befleckst und vergiftest — was wird die Folge sein? dann wird deine Lebenswurzel krank, dann „fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, er fiel auf die zarten Blaublümelein; sie sind verwelket, verdorret." Wohl mag sich manche Blüte wieder erholen, wohl mag durch eine Gotteskraft von oben her selbst die innerste Lebenswurzel wieder gesunden. Aber selbst im besten Fall — was dahin ist, das ist dahin, die Erstlinge der Kraft sind vergeudet, der zarte Duft des Lebens ist abgestreift, und es giebt giftige Wunden im Geistes-

leben, welche zwar allmählich heilen, aber entstellende, dann und wann noch schmerzende und wieder aufbrechende Narben zurücklassen.

Die Jahre, in denen du stehst, lieber junger Freund, sind entscheidend für dein ganzes Erdenleben, ja entscheidend für die Ewigkeit. Die Erstlinge gehören Gott, sie sind heilig. „Heilig ist die Jugendzeit!“ sagt unser schwäbischer Dichter Uhland, der Mann voll Kraft und Mark, und fährt dann weiter fort:

Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heilgen Kraft gedenken.

So laß denn ein freundlich und wohlmeinend Geleitswort, das mit dir durch die Tage deiner Jugend gehen möchte, eine freundliche und gute Stätte bei dir finden!

1. Ideal, Glaube und Bibel.

Wenn du auf dich selber achtest, so wirst du in dir Strebungen entgegengesetzter Art entdecken. Es lebt in dir ein redlicher Eifer, deine Pflicht nach Kräften zu erfüllen, nichts zu thun, dessen du dich vor dir selbst, deinem eigenen Gewissen wie vor andern schämen müßtest; es lebt in dir ein Zug nach dem Idealen, Unvergänglichen, Ewigen, Göttlichen, ein Streben hinaus über das Gemeine, Niedrige und Gewöhnliche, ein Ringen, um dein Leben und Streben, dein Handeln und Wandeln dem Ideal nachzugestalten, das dir vorschwebt. Gemeine Seelen nennen solches Streben nach dem Ideal ein Schwärmen. Wehe dem Jüngling, der nicht in diesem Sinn auch einmal geschwärmt hat! Er müßte eine lederne Seele haben. Aber du mußt auch die Erfahrung machen, daß neben diesem idealen Zug ein entgegengesetzter in deiner Seele wohnt, ein Zug, lieber der Neigung zu folgen als der Pflicht, eine Macht, die dich immer wieder zu Dingen treibt, deren du dich hernach vor dir selbst und vor andern schämen mußt. Häufig erlahmt dein Flug über das Gemeine hinaus, und unerbittlich hält es dich immer wieder fest, denn in dir selber wohnt etwas, was dich dahin zieht, und all dein Ringen und Streben

ist oft nichts anderes als ein fortwährendes Anlaufen und wieder Zurücksinken, ein Wollen und Nichtkönnen, ein Wechsel von guten Vorsätzen und schlechter Ausführung derselben. So lebst du ein Doppelleben, dein Ich ist gespalten in ein dem Idealen zustrebendes und in ein der niedrigen Sinnenwelt zugewendetes. Dem ersteren gebührt die Herrschaft, aber das andere hat sie im Besitz.

Das hat lange vor dir ein anderer auch schon durchgemacht und uns eine ergreifende Schilderung dieses Gemütszustandes gegeben. „Ich weiß nicht, was ich thue, denn ich thue nicht, was ich will, sondern das ich hasse, das thue ich. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Ich sehe ein Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte, und hält mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" So hat der Apostel Paulus die nach unten ziehende Macht in sich selbst erfahren und darüber geklagt. Aber er hat auch den Weg gefunden aus diesem Zwiespalt heraus, oder vielmehr, er hat ihn nicht von selbst gefunden, sondern er ist darauf geführt worden.

Willst du es versuchen, lieber Freund, mit den dir verliehenen menschlichen Kräften dem Zwiespalt ein Ende zu machen, und dem Zug nach oben zum dauernden endgiltigen, entscheidenden Sieg zu verhelfen? Wenn du diese Frage bejahst, so mache immerhin den Versuch.

Die Jugend steht gern auf sich selbst, und will erst die eigene Kraft in Bewegung setzen, ehe sie nach anderweitiger Hilfe ausschaut. So sei es denn! Es ist eines Versuches wert. Hat doch Gott, ehe er seinen Sohn als Befreier und Erlöser in die Welt sandte, die Menschen auch auf sich selbst gestellt und ihre eigenen Wege gehen lassen, Wege der Kunst und Schönheit wie die Griechen, Wege der Rechtsordnung und Machtentfaltung wie die Römer, damit sie in der großen Aufgabe eines menschenwürdigen, gottgefälligen Lebens die eigene angeborene Kraft erproben möchten. Beginne denn den Kampf; aber laß dich bitten um eins: nimm den Kampf ernst, recht ernst. Es ist nicht genug, daß du dann und wann einmal deinem besseren Ich zum Sieg verhelfest, sondern das muß immer mehr die Regel und allmählich ausnahmslose Regel werden. Es ist nicht genug, daß du die groben Verirrungen vermeidest, sondern die feineren und kleineren müssen ebenfalls in Wegfall kommen. Es ist nicht genug, daß deine Hand sich rein erhalte von der Berührung mit dem Gemeinen, sondern deine Zunge muß es auch thun. Und auch die Zunge nicht allein, sondern das Herz, die Phantasie, das Gedankenleben muß rein und unbefleckt werden. Es ist nicht genug, daß du mit Ach und Weh das Böse überwindest und das Gute thust, denn nicht Zwang soll das Gute sein, sondern freie Freude, Lust und Liebe. Wenn du deine Aufgabe in dieser Weise ernst nimmst und dir deine Ziele so hoch steckst, — was wird das Ende deiner Arbeit sein?

Im heidnischen Altertum sind über diesem Kämpfen

und Streben den Besten und Edelsten, einem nach dem andern, die Arme müde herabgesunken, daß sie erkannten und bekannten: „so geht's nicht,“ und ausschauten nach einer höheren Hilfe, nach einem vollendet Guten und Sittlichen, das in Menschengestalt vom Himmel herabsteigen sollte. Auch du wirst, je ernster und tiefer du deine Aufgabe auffaßst, desto sicherer zu demselben Ergebnis gelangen. Ich weiß einen jugendlichen, kühnen Himmelsstürmer, der sich für die Idee der Pflicht begeisterte und auf den Flügeln dieser Begeisterung sich aufzuschwingen gedachte zur Höhe des vollendet Guten und Sittlichen. Aber ihm riß der Geduldsfaden über der resultatlosen Sisyphusarbeit: „Nein, länger kann ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht!“ rief er in wilder Erregung; „geschworen hab' ich's, ja ich hab's geschworen, mich selbst zu bändigen — hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren! Nimm ihn zurück und laß mich sündigen!“ Ich habe andere gekannt, welche nicht so plötzlich und mit einemmal der Tugend und Pflicht den Gehorsam kündigten, aber ganz langsam, ganz allmählich ihr sittliches Ideal immer tiefer herabstimmten, von ihren Anforderungen an sich selbst immer mehr heruntermarkteten, bis sie sich endlich in der simplen bürgerlichen Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit behaglich zurechtsetzten, und so aus dem zur Sonne fliegenden Adler ein ganz gewöhnlicher Sperling geworden war, der sich in dem Lob gleichgerichteter Seelen behaglich sonnte und spöttisch andern Adlern nachblinzelte, welche, gleich ihm selbst in seinen früheren besseren Jahren, zur Sonne zu fliegen sich anschickten.

Vor einem solchen langsamen Herabdrücken deines sittlichen Ideals wie vor einem plötzlichen Bruch mit demselben möge Gott dich bewahren! Laß es lieber gelten und gieb dich unter die Thatsache hinunter: Du bedarfst, wenn dein besseres Ich, das Gesetz deines Gemüts, dein sittlicher Wille durchdringen, wenn dieser edle Sklave, der in dir ist, frei werden soll, einer höheren übermenschlichen Hilfe, einer Gotteskraft, die als freie Liebe zum Guten in dir wirkt und das Böse überwindet. Es ist nicht genug, daß dir nur ein Vorbild des Guten von außen her vorgestellt werde. Das Vorbild hat zwar vor der nackten toten Formel „du sollst!" wenigstens das voraus, daß es eine lebendige Illustration des kahlen Pflichtgesetzes durch ein Menschenbild von Fleisch und Blut ist. Aber eine Kraft, die du nicht zuvor schon hast, kann auch das Vorbild dir nicht einhauchen. Es kann die schlummernde Kraft wecken, es kann die geweckte Kraft erfrischen und ermutigen, aber es kann nicht eine ganz neue Kraft in dich bringen. Es bleibt dir auch wieder ein fernes Ideal, nach dem du sehnlich die Arme ausstreckst, ohne es doch je an dein Herz, je in dein Herz hinein drücken zu können. Was hat der Kranke davon, wenn man ihm einen kerngesunden, kraftstrotzenden Menschen an sein Lager führt und ihm sagt: so solltest du auch sein? Was hilft es dem Hungrigen, wenn ihm ein gesättigter, wohlgenährter Mensch vor die Augen tritt? Da empfindet er den Gegensatz zwischen sich und ihm nur um so stärker, und das Bejammernswerte seines eigenen Zustands kommt ihm um so schmerzlicher zum Bewußtsein. Nein, die Hilfe von oben kann

und darf nicht bloß darin bestehen, daß dir ein Vorbild der Tugend vorgestellt wird. Damit ist nicht gründlich geholfen. Sondern ein neuer Geist, eine neue Kraft, ein Geist göttlichen Lebens, eine Kraft überwindender Liebe muß in deiner Seele gepflanzt werden. Dann wird der Sklave frei, das Gute nicht bloß gewollt, sondern auch vollbracht.

Und bedarfst du denn nicht auch noch in anderer Beziehung dieser göttlichen Hilfe? Gesetzt auch, du würdest heute den Entschluß fassen, künftig dir gar nichts mehr zu schulden kommen zu lassen, gesetzt ferner, du würdest diesen Entschluß vollständig und unverkümmert zur Ausführung bringen und würdest von heute an ganz tadellos leben, so wäre das, was du bis zum heutigen Tag gefehlt, damit doch noch nicht erledigt. Denn jede Pflichtverletzung, die du begehst, begründet vor Gott eine Schuld, und diese Schuld wird keineswegs dadurch allmählich abbezahlt, daß Stunde um Stunde, Monat um Monat, Jahr um Jahr darüber hingeht. Es giebt vor Gott keine Verjährung. Du kannst sie auch nicht dadurch abtragen, daß du ins Künftige um so untadeliger lebst. Denn da es deine Pflicht ist, jeden Augenblick das Beste zu thun, was du kannst, so brauchst du jeden Augenblick deine ganze Kraft für die sittliche Aufgabe dieses Augenblicks, und es bleibt nie ein Überschuß übrig, mit welchem alte Sünden zugedeckt werden könnten. So wenig einer seine Schulden dadurch bezahlen kann, daß er keine weiteren dazu macht, so wenig kannst du frühere Vergehungen dadurch gut machen, daß du sie künftig meidest und all deine Kraft dem Vollbringen des Guten weihst.

Sollen also deine Sündenschulden von früher her gut gemacht werden, sollen sie nicht als ewige Anklage gegen dich stehen bleiben, so kann dies bloß dadurch geschehen, daß eine verzeihende göttliche Gnade dir alle deine Sünden vergiebt, daß eine Versöhnung für dich eintritt, deren Urheber du nicht selber sein kannst. Kurz, sowohl zur Deckung dessen, was du bisher gefehlt, als auch zur Vermeidung künftiger Verfehlungen bedarfst du einer göttlichen Dazwischenkunft, einer versöhnenden und freimachenden Gnade. In Christo Jesu ist sie dir angeboten, in deiner Taufe dir persönlich zugewendet. Gründe und baue auf sie dein Jugendleben, so ist ein guter Grund gelegt und der Bau wird wohl geraten. Herzensfriede, heilige Kraft, heilige Freude wird das Erbteil deiner Jugend sein, und „das heilig ist die Jugendzeit“ wird zur vollen inneren Wahrheit bei dir werden. Jakobi, der deutsche Philosoph, bezeugt dies mit den Worten: „Ich bin jung gewesen und bin alt geworden nnd lege das Zeugnis ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach heutiger, sondern nach der alten, kindlichen Weise. Nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte, siegende Heiterkeit von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist.“

Laß dich darum nicht verwirren durch die Rede derer, welche sagen, man könne auch ohne Christenglauben, ja ohne allen und jeden G l a u b e n ein sittliches, rechtschaffenes Leben führen. Wahre Sittlichkeit muß ihre Grundlage haben im Gewissen, und rechten Respekt vor

dem Gewissen kann man nur dann haben, wenn man Glauben hat an eine göttliche Majestät, die im Gewissen sich bezeugt. Siehe die Geschichte der Völker an: so lange das Glaubensleben einer Nation, auch in der vorchristlichen Zeit, frisch und lebendig ist, so lange herrscht auch gute, reine Sitte; fängt man aber an, das Glaubenskapital zu verschleudern, so geht es bald auch mit der Sittlichkeit abwärts. Und die Geschichte des deutschen Volks in den letzten zwanzig Jahren zeugt ja ebenfalls ganz gewaltig für diesen inneren Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit. Gewiß wird es immer Einzelne geben, welche auch ohne Glauben an Gott und ohne Furcht vor ihm ein sittliches und rechtschaffenes Leben führen. Aber diese Sittlichkeit ohne Glauben gleicht der dünnen Eisdecke, welche nur zwei oder drei Personen zu tragen vermag und einbricht, wenn viele darauf treten. Und mancher dieser sittlich ehrenwerten, aber glaubenslosen Leute behauptet zwar, er glaube nichts, weiß jedoch selber nicht, daß in seinem Innern gerade das, was er in früheren Jahren an Glaubenskraft in sich aufgenommen hat, noch in ihm nachwirkt und ihn vor tiefem Fall bewahrt. Mancher ferner, der thatsächlich für seine Person vom Glauben los ist, wird doch noch getragen von dem religiösen Gemeinwesen, in dem er aufgewachsen ist und noch lebt, getragen von dem frommen Geist, der um ihn her noch herrscht, so daß der Glaube anderer seine entwurzelte Sittlichkeit noch hält und stützt. Und wie kahl, kühl und kalt ist oft eine solche Rechtschaffenheit, die nicht von der Lebenswärme frommen Glaubens durchströmt

ist, wie stolz und unbarmherzig zieht sie sich in ihre eigenen Kreise zurück, ohne Herz für die Not und das Elend anderer! Sie schafft wohl Priester und Leviten, welche achselzuckend an den Hilfsbedürftigen vorübergehen, aber keinen barmherzigen, ausdauernden Samariter. Dieser ist ein Kind des Glaubens, des Glaubens an die selbsterfahrene göttliche Gnade.

Auf dieser versöhnenden und freimachenden göttlichen Gnade ruht die Kirche, innerhalb deren du geboren und erzogen wurdest; diese Gnade ist der Kern und Mittelpunkt des Glaubens, auf den du getauft bist und zu dem du dich in deiner Konfirmation bekannt hast. Freilich, es fehlt heutzutage nicht an Stimmen, welche diesen Glauben als einen veralteten, die ganze christliche Lebensanschauung als einen überwundenen Standpunkt bezeichnen. Von allen Seiten erheben sie sich, und die Leute, von denen sie ausgehen, durchziehen Länder und Meere, erforschen alle möglichen Gebiete des Wissens, um diesen alten Glauben zu erschüttern und umzustoßen. Man durchforscht mit dem Teleskop die Himmelsräume und erklärt dann, man habe alles mögliche in den unendlichen Fernen gefunden, aber keinen Gott, also könne es auch keinen geben, und ebensowenig einen unsichtbaren Himmel, eine Wohnung der seligen Geister. Man durchwühlt die Schichten der Erde und kommt zu dem Resultat, daß die langgedehnten Naturprozesse, von denen dieselben Zeugnis geben, keinen Raum lassen für eine göttliche Schöpferthätigkeit. Man prüft den Stammbaum des Menschen und ruht nicht, bis der Nimbus göttlichen Ebenbildes weggewischt ist und das Affenangesicht dem

Beschauer entgegengrinst. Und welche Freude, welch geschäftige Mitteilung des neuen Fundes, wenn man im Menschen wieder eine neue Affenähnlichkeit, oder im Affen wieder eine neue Menschenähnlichkeit entdeckt zu haben glaubt! — Man untersucht den Geist des Menschen und entdeckt, daß in demselben nichts enthalten ist, was nicht auch das Tier schon hätte, ja daß der Geist genau genommen gar keine eigene, selbständige Existenz habe, sondern bloß eine dem Stoff, dem Fleisch anhängende Kraft sei. Man betrachtet sich die Naturkräfte und Naturgesetze und findet, daß der christliche Wunderglaube mit denselben nimmermehr bestehen könne. Auf Lehrstühlen wie auf den Gassen wird diese Weisheit verkündigt, in Hörsälen und an den Wirtstischen führt sie das Wort, große Weltzeitungen und kleine Winkelblätter geben ihr das Zeugnis, daß sie Wahrheit sei. Tritt sie vollends mit der Behauptung auf, daß „kein Gebildeter mehr" auf dem Standpunkt des alten Christenglaubens stehe, und werden dadurch alle diejenigen, welche noch am alten Christenglauben festhalten, mit dem Bann der Unbildung und Barbarei belegt, so gehört schon ein gewisser Mut dazu, um sich durch solche Sprüche nicht einschüchtern zu lassen. Denn ein Gebildeter möchte man doch immer noch sein, und den Verdacht eines Bankerottes am Verstand nimmt man nicht gerne auf sich, zumal wenn man noch jung ist und seine Lebensbahn erst vor sich hat.

Wenn nun solche Reden auch an dich gelangen, und die sie führen, stolz gegen dich herschreiten und wohl auch mit Citaten aus allerlei Büchern, deutschen Klassikern

und Unklassikern, um sich werfen, dann halte dich vor allen Dingen an jene bewährte Lebensregel, die da lautet: „bange machen gilt nicht.“ Daß kein Denkender mehr an die christlichen Wahrheiten glaube, dieser Satz ist eine ganz einfache Unwahrheit. Er ist zu allen Zeiten eine Unwahrheit gewesen, sofern es auch in den glaubenslosesten Abschnitten der Geschichte niemals an klar, tief und richtig denkenden Leuten gefehlt hat, welche sich voll und ganz zum christlichen Glauben bekannten. Er ist aber eine zehnfache Unwahrheit, in unsern Tagen, in denen sich weit und breit eine merkliche Wendung der denkenden Geister vom Unglauben zum Glauben vollzieht. Darum könnte man mit viel größerem Recht den entgegengesetzten Satz aufstellen, daß kein wahrhaft Denkender die Wahrheiten des christlichen Glaubens als Unsinn verwerfe, und daß die Gedankenlosigkeit von jeher im Verneinen ganz besonders stark gewesen sei. Dann prüfe aber auch genauer, was diese Bildungs- und Fortschrittshelden als allgemein giltige Wahrheit den christlichen Glaubenswahrheiten gegenüberstellen. Du wirst dann finden, daß zum Annehmen dessen, was sie als Wahrheit anpreisen, mindestens ein ebenso starker Glaube gehört als zum Annehmen der christlichen Wahrheit, daß dagegen das, was wirklich bewiesen wird, ganz merkwürdig nahe zusammengeht und dann überdies mit der christlichen Glaubenswahrheit sich ganz gut verträgt. Vernünftig ist doch in der That nicht das, was dem nächsten besten „gesunden Menschenverstand,“ der aber sehr oft weder gesund noch verständig ist, als möglich oder wahrscheinlich erscheint. Wie viel

ist zwischen Himmel und Erde, wie viel geschieht in der Welt, worüber Tausenden der Verstand stille steht, und doch ist es da und geschieht! Wie oft geht's diesen „Vernünftigen" genau so wie den Aufgeklärten im Faust angesichts des Hexenspuks der Walpurgisnacht:

Seid ihr noch immer da? Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch, wir haben aufgeklärt!
Wie lange hab ich doch am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein; nein, das ist unerhört!

Vernünftig ist vielmehr das, was den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens entspricht, das, worauf sich eine Weltanschauung, eine Lebensweisheit gründen läßt, die den Menschen befriedigt, veredelt, bessert und in seinen schwersten Stunden kräftig und nachhaltig tröstet. Sieh doch einmal die glaubenstürzende Weisheit darauf an, ob sie das zu leisten vermag. Unser Landsmann, der Dichter Schubart, kam in seinen wilden Jahren in der Pfalz zu einem Mann, den er über der Bibel traf. „Herr Schubart," sagte ihm dieser, „Sie sind krank, und dieses Buch könnte Sie heilen." Das ist ein Zeugnis für die Vernünftigkeit der Bibel.

Man liest hie und da Gedichte, deren Verfasser darüber klagen und sich selbst schmerzlich darüber bemitleiden, daß ihnen das Denken alles geraubt habe, Gott, Ewigkeit, Heiland, alles. Solche Dichter müssen doch vom Denken recht verkehrte Begriffe haben. Denn seinen Gott verliert einer viel eher dadurch, daß er zu wenig denkt, als dadurch, daß er zu viel denkt, und unter allen Feinden des Gottesglaubens ist die Gedankenlosigkeit von jeher der gefährlichste gewesen.

Allerdings ist nun freilich schon mancher Jüngling in schwere Glaubenszweifel hineingekommen, nicht durch Gedankenlosigkeit, sondern durch ehrliches, energisches Denken, während vielleicht ein anderer durch gedankenloses, gewohnheitsmäßiges Weitertreiben dessen, woran ihn eine christliche Erziehung gewöhnt hatte, sich derartige innere Kämpfe erspart hat. Wie kommt das? Woher der Zweifel? Ist er schlechterdings sündhaft, verwerflich? oder liegt ihm in den Jahren, da der Geist zu selbständigem Denken erwacht, eine gewisse Berechtigung zu Grunde?

Zweifel — Teufel, die zwei reimt man gerne auf einander und weist wohl auch darauf hin, daß sie sich nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich reimen, d. h. daß der Zweifel an sich schon etwas Teuflisches sei. Denn der allererste Zweifel, der in der Welt ausgesprochen worden sei, das „sollte Gott gesagt haben?“ sei ja von der alten Schlange ausgegangen und habe in seiner weiteren Entwicklung zu der traurigen Katastrophe des Sündenfalls geführt. So richtig nun das in Bezug auf den ersten Anfang der Sünde in der Welt ist, so werden wir doch billiger Weise unsern jetzigen Zustand nicht unbedingt mit demselben Maß messen dürfen wie den paradiesischen Stand der Unschuld, und werden, was dort teuflische Einflüsterung war, nicht ohne weiteres auch bei uns auf direkte Einwirkung des bösen Feindes zurückführen können. Was nicht göttlich ist, das braucht darum noch nicht gerade teuflisch zu sein, sondern es giebt auch ein Gebiet des einfach Menschlichen, und diesem möchten wir zunächst den Zweifel zuweisen, wie er

sich heutzutage so vielfach gerade bei jungen Leuten zeigt, ja sogar bei manchem Jüngling einen nicht zu vermeidenden Durchgangspunkt in seiner geistigen Entwickelung bildet. In besonderem Maß gilt dies allerdings von solchen, welche eine im engeren Sinn wissenschaftliche Laufbahn einschlagen. Aber je mehr gegenwärtig die dem Glauben feindlichen Stimmen auch in diejenigen Kreise ihren Weg finden, welche in der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen nicht ihre Berufsaufgabe haben, desto weniger wird sich der Zweifel am Glauben auf die eigentlich wissenschaftlichen Kreise beschränken, desto mehr tritt an jeden denkenden Jüngling die Forderung heran, sich mit demselben auseinanderzusetzen.

Es giebt ja freilich glückliche, man möchte sagen begnadigte Naturen, welche ohne inneren Kampf und Zwiespalt ganz ruhig und gleichmäßig aus dem Kinderglauben heraus und in den Mannesglauben hineinwachsen, und die selbst beim schärfsten und klarsten Denken doch nie in Zwiespalt geraten mit dem, was der Glaube ihrer Kindheit war. Fragen, über denen andere innerlich aus Rand und Band kommen, lösen sich ihnen leicht und einfach; Pfeile des Zweifels, die andern bis ins Mark dringen, ritzen ihnen kaum die Haut. Das sind glückliche Leute, aber sie gehören mehr und mehr zu den Ausnahmen. Wenn auch nicht alle gleich stark ins Schwanken geraten, so werden doch diejenigen immer seltener, welche ruhig und stetig in gleichem Schritt und Tritt ihre Straße ziehen können aus dem Glauben der Kinderzeit in den bewußten Glauben des reiferen Alters.

Wundere dich darüber nicht, lieber Freund, und

erschrick nicht, wenn früher oder später solche Fragen auch an dich herantreten. Meine auch nicht, du müssest dem Bekanntwerden mit dem, was andere über Christus und Christentum urteilen, ängstlich ausweichen. Bei jenem großen Examen, das Jesus an den Quellen des Jordan mit seinen Jüngern anstellte, (Matth. 16, 13) lautete die erste Frage ja ebenfalls: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?“ und dann erst kam die zweite: „Wer saget ihr, daß ich sei?“ Die Entwicklung deines Geisteslebens bringt es mit sich, daß du irgend einmal das Bedürfnis fühlst, nicht mehr einfach hinzunehmen, was dir mitgeteilt ist, sondern selbst zu prüfen und zu urteilen. Du unterwirfst deinen geistigen Besitz, der sich mehr oder weniger unbewußt in dir angesammelt hat, einer eingehenden Untersuchung und willst auf den verschiedensten Lebensgebieten nicht mehr bloß der Empfehlung durch andere folgen, sondern zu einer eigenen, freien, selbständigen Überzeugung gelangen. Auch dein Glaubensleben bleibt von diesem kritischen Prozeß nicht unberührt; du willst nicht mehr bloß glauben um der Rede anderer willen, sondern selbst erkennen, prüfen, erfahren. Das ist ganz in der Ordnung, und du hast dazu alles Recht. Und wenn dort (Joh. 4, 22) die Samariter zu dem Weibe sagten: „Wir glauben nun nicht mehr um deiner Rede willen, wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist Christus,“ so ist damit eben der Schritt vom unselbständigen zum selbständigen Glauben bezeichnet.

Aber wie geht es nun weiter? Indem du eintrittst in dieses Prüfen und Sichten, indem du darangehst,

dir eine selbständige Ueberzeugung zu bilden, tritt dir die Verneinung des Glaubens entgegen mit all dem blendenden Glanz, den der Schein besonderer Wissenschaftlichkeit, der Reiz der Neuheit, die jugendliche Freude an der Opposition gegen das Altgewohnte, Hergebrachte ihr zu verleihen vermag. Das imponiert, das macht Eindruck aufs Gemüt, die Verneinung erscheint wie eine That, wie ein Befreiungs- und Eroberungszug. Und so ist es schon manchem begegnet, daß er nicht bloß ins Zweifeln an einzelnen Glaubenswahrheiten hineinkam, sondern allen Boden unter den Füßen verlor, so daß er an allem christlichen Glauben, an aller Religion, an Gott, am Unsichtbaren und Ewigen überhaupt zweifelte und verzweifelte, ja sogar nicht im Klaren darüber war, ob nicht die ganze Existenz der Welt, seine eigene mit eingeschlossen, lauter Schein und Täuschung sei.

Aber gerade in solchen Fällen habe ich auch immer am deutlichsten gesehen, was für ein Unterschied besteht zwischen Zweifel und Zweifel. Nicht darin liegt der Unterschied, daß der eine wenigeres, der andere mehreres, ein dritter alles in den Kreis des Zweifels hereinzieht. Ein Zweifel, der an wenigerem irre wird, kann unter Umständen gefährlicher sein als ein solcher, dem alles ins Schwanken kommt, gerade wie im leiblichen Leben ein anscheinend leichtes Unwohlsein möglicherweise eine viel bedenklichere Krankheit anzeigt und einleitet, als ein anscheinend heftiger Krankheitsanfall, der hintennach rasch und ohne weitere Folgen vorübergeht. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß bei dem einen der Zweifel eine Verirrung des *Verstandes*, so zu sagen

eine Entwicklungskrankheit des Denkens, bei dem andern dagegen eine Verirrung des Herzens und Willens ist. Sitzt der Zweifel bei einem Jüngling bloß im Verstand, dann mag er im Verneinen noch so weit gehen und noch so heftig sein, es ist mir nicht bange um ihn. Denn er wird bei weiterem und reiferem Nachdenken von selbst wieder zurechtkommen, vor den Folgerungen der Verneinung erschrecken und sich überzeugen, daß, wenn man Gründe gegen Gründe setzt, im Glauben immer wieder unendlich mehr Vernunft steckt als im Unglauben. Darum wird ein solcher Jüngling im Zweifel niemals stecken bleiben, sondern kraft natürlicher Geistesentwicklung aus der äußersten Sonnenferne von selbst allmählich wieder in die Sonnennähe des Glaubens zurückkehren. In diesem Sinne sagte J. F. v. Meyer: „Wenn im Zweifel kein Glaube wäre, so wäre der Zweifel die Gewißheit des Nichts, und dann gäbe es keinen inneren Kampf. Aber das Bröcklein himmlischen Sauerteigs, unter das Mehl deiner Natur gemengt, — das ist es eben, was dein Herz gähren macht. Unterdrücke nur den Prozeß deines Herzens nicht, sondern befördere ihn durch die Wärme der Andacht und des Gebets." Ein derartiger ehrlicher Zweifler weiß dann auch, wohin er sich zu wenden hat. Johannes der Täufer hat im Gefängnis auch zu zweifeln angefangen, ob Jesus denn auch wirklich der erwartete und verheißene Messias sei. Aber er drückte seine Gedanken nicht in sich selber hinein, noch weniger suchte er sich bei den Herren Pharisäern und andern Gegnern Jesu über seine Person aufzuklären, sondern direkt an Jesus selbst wandte er sich,

und wurde durch den Hinweis auf seine Worte und Thaten auch wirklich wieder zurechtgebracht. Hier ist der Weg gezeigt, den der Zweifel zu gehen hat, wenn es ihm innerlich um die Wahrheit zu thun ist: den Herrn selber hören, nicht seine Feinde; das Neue Testament lesen, nicht irgend ein Kraft- und Stoffbuch.

Anders aber und weit gefährlicher wird die Sache, wenn der Zweifel nicht bloß eine Verirrung des Verstandes, sondern des Herzens und des Willens ist, vorbereitet durch eine selbstverschuldete allmähliche Entfremdung von Gott und göttlichen Dingen, und dann herausgeboren aus einem dadurch verursachten Widerwillen gegen den ganzen Geist des christlichen Glaubens, ja vielleicht gar aus dem Bedürfnis, sich für ein zügelloses und ungebundenes, leichtfertiges und pflichtvergessenes Leben eine gewisse theoretische Grundlage zu verschaffen. Gegen einen solchen Zweifel helfen alle Gründe nichts. Man kann Leute, die zum Glauben diese Stellung einnehmen, durch allerlei Beweisgründe für den Augenblick in die Enge treiben, vielleicht sogar einmal überreden, aber niemals überzeugen, und man kann sicher sein, daß sie bei nächster Gelegenheit die sechsmal abgewiesenen Wenn und Aber zum siebentenmal vorbringen.

Die Sage erzählt von einem Riesen Antäus, einem Sohn der Erde, daß er bei seinen Kämpfen in jedem Augenblick seine erschöpfte Kraft dadurch erneuern konnte, daß er mit den Händen seine Mutter, die Erde, berührte. Herakles aber, als er mit ihm rang, merkte das, hob ihn mit beiden Händen in die Höhe und zerdrückte ihn in der Luft. Ebenso ist es mit dem Zweifel. Wenn

er stets aus dem Herzen und Willen als aus seinem mütterlichen Boden neue Lebenskraft holen kann, so ist es nicht möglich, ihn zu überwinden. Aber wenn er bloß auf den Verstand angewiesen, das Herz dagegen aufrichtig aufs Göttliche gerichtet ist, dann versiegt ihm von selbst allmählich die Kraft, und er liegt bald überwunden zu deinen Füßen. Ob aber der Zweifel bei dir eine Sache des Verstandes oder des Willens sei, darüber kannst du selber leicht die Probe machen. Was ist deines Herzens tiefster und geheimster Wunsch? Daß das Christentum Wahrheit sein, oder daß es sich als Trug und Täuschung erweisen möchte? Was freut dich mehr? eine Entdeckung, die als Stütze des Glaubens, oder eine solche, welche als Stütze des Unglaubens dienen kann? Fühlst du dich bei dem Gedanken, daß aller Christenglaube ein Hirngespinst sei, glücklich oder unglücklich? Wäre es dir eine Freude oder ein Schmerz? Sieh, darauf kommt es an. Wird dir bei dem Gedanken an den Untergang deiner Glaubenswelt angst und bange, so ist dies ein Zeichen, daß dir der Zweifel bloß im Kopf sitzt, also auch wieder geheilt werden wird. Hast du aber bei dem Gedanken an den Untergang deiner Glaubenswelt ein behagliches Gefühl, als würdest du dadurch einer widerwärtigen Last, einer unangenehmen Hemmung deines Lebensgenusses enthoben, dann sitzt dir der Zweifel tiefer, und deine Gründe gegen den christlichen Glauben sind nur scheinbar von sachlicher, in Wahrheit aber von sehr persönlicher Art. Dies zeigt sich auch darin, daß ein solcher bösartiger Zweifler sich nicht, wie wir es beim ehrlichen gesehen haben, an die Bibel

selber wendet, an die Gestalt Jesu, seine Reden, seine Thaten, den ganzen Eindruck, den er auf das Herz macht, sondern absichtlich immer solchen Autoritäten nachläuft und nachjagt, von denen er Bestärkung in seinem Unglauben hoffen kann. Er will nichts anderes mehr hören, als was in seinen Kram paßt.

Mancher bleibt nun freilich, auch wenn er im allgemeinen mit dem Glauben an die christliche Wahrheit im reinen wäre, doch mit seinem Zweifel noch an einzelnem hängen, und weil er darüber nicht hinwegkommt, so kann er überhaupt zu keinem frohen und freudigen Glauben gelangen. „Es wäre mir alles recht und ich könnte mir alles gefallen lassen," sagt dieser oder jener, „aber daß eine Eselin geredet habe, daß Sonne und Mond auf eines Mannes Geheiß einmal stille gestanden seien, das für wahr anzunehmen kann ich mich nicht entschließen, und wenn das Stücke des christlichen Glaubens sind, dann ist dieser Glaube ein für allemal nichts für mich." Nun, es ist wahr, die Verneinung des Glaubens pflegt mit ganz besonderer Vorliebe diese beiden Beispiele aus der biblischen Wunderwelt herauszugreifen, um allen christlichen Wunderglauben lächerlich zu machen und über das ganze Christentum die Lauge ihres Hohnes und Spottes auszugießen. Namentlich solche Leute berufen sich gern auf diese beiden Beispiele, welche im übrigen nichts mehr von der Bibel wissen, sie seit lange nicht mehr gelesen haben und bloß noch dunkle Erinnerungen an einzelne Thatsachen besitzen. Denen ist's dann bequem, wenigstens an diesen beiden Geschichten zeigen zu können, daß sie auch noch einige Bibelkenntnis aus ihrem sonstigen

Bankerott gerettet haben. Aber lieber Freund, daran, daß Bileams Eselin wirklich und wahrhaftig geredet hat, daran, daß einmal die Sonne still gestanden ist zu Gibeon und der Mond im Thale Ajalon, daran hängt doch wahrhaftig die Wahrheit des Christenglaubens nicht. Es ist auch noch keiner darum selig geworden, weil er daran glaubte, noch einer darum in die Verdammnis gefahren, weil er daran nicht glaubte. Wenn dir Bileams Eselin und Josuas Sonnenwunder so absolut unverdaulich sind, so laß die beiden ruhig einstweilen liegen. Bileam und Josua können, wenn es weiter nichts ist, schon warten, bis du in günstigerer Gemütsverfassung wiederkommst. Nur laß dir um ihretwillen nicht gleich die ganze Bibel entleiden.

Du brauchst überhaupt, um zu einem festen Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit der Bibel zu gelangen, durchaus nicht mit den Wundern anzufangen. Fange ruhig einstweilen mit dem an, was sie dir an praktischer Lebensweisheit bietet. Vertiefe dich ernstlich und gründlich besonders in die Reden Jesu, gieb dich unbefangen dem Eindruck hin, den sie auf dich machen und siehe zu, ob es dich da nicht anweht und anmutet wie eine übermenschliche Geistesmacht. Je tiefer du in den Gehalt der Reden Jesu eindringst, und je mehr du dein Leben nach ihnen zu gestalten suchst, desto mehr wird dir das Geheimnis seiner Person aufgehen, desto weniger wirst du es verwunderlich finden, daß ein Mann, bei dem solche Worte ewigen Lebens zu finden sind, auch Wunder gethan hat, und desto deutlicher wirst du erkennen, wie eng bei ihm Reden und Thaten zusammenhängen. Es

ist ein vergebliches Unterfangen, Jesu Reden trennen zu wollen von seinen Thaten, jene zu glauben und diese zu verwerfen. Denn seine Reden sind ganz durchzogen von Beziehungen auf seine Wunderthaten, auf das Übermenschliche, Göttliche seiner Person. Es ist ferner ein oberflächlich Gerede, zu sagen, als sittliches Vorbild könne man ja Jesum immerhin behalten, auch wenn man ihn als den wunderthätigen Gottessohn fallen lasse. Ist er nicht ein Gottessohn gewesen, so kann er auch unser Vorbild nicht sein. Denn dann leidet sein Charakter an einem Flecken der Selbstüberhebung, der das ganze Bild abscheulich entstellt und als Vorbild absolut unbrauchbar macht. Durch solche Erwägungen und Erkenntnisse, wie sie sich an die Person Jesu knüpfen, wird sich dir das Gebiet des Wunderbaren überhaupt erschließen als ein solches, das mit der Offenbarung Gottes an die Welt von selbst gegeben ist, und auf welchem nicht etwa Willkür und Unordnung, sondern höchste Ordnung herrscht; ja wer weiß, ob nicht zuletzt selbst Josua und Bileam noch Gnade vor deinen Augen finden.

Nur im Vorübergehen möge bei dieser Gelegenheit auch noch daran erinnert werden, in wie überraschender Weise durch Inschriften, welche in neuester Zeit am Tigris, am Euphrat und am Nil entziffert worden sind, die biblischen Erzählungen von der Schöpfung, Sintflut, vom Turmbau zu Babel, von Abraham und seinem Kriegszug gegen die Könige des Nordens, von Mose und dem Aufenthalt der Israeliten in Ägypten ihre Bestätigung gefunden haben. Wahrhaftig, es haben im buchstäblichen Sinne die Steine

schreien müssen, um die biblischen Berichte wieder zu Ehren zu bringen. Nun, die Steine haben geschrieen, laut und deutlich, und jeder unbefangene Denker wird angesichts dieser Zeugnisse sagen: Wenn so viele biblische Berichte, welche von der Übergelehrsamkeit unsrer Tage längst in die Rumpelkammer der Märchen geworfen waren, plötzlich so überraschende Bestätigung gefunden haben, so darf man des guten Glaubens sein, daß auch anderes, was bis jetzt noch dunkel und verwirrt erscheint, sich mit der Zeit glänzend lösen werde.

Es ist wohl überhaupt kein Buch in der Welt, das sich von jungen und alten, gelehrten und ungelehrten Besserwissern so viel und so ungerecht muß meistern lassen wie die Bibel. Bei jedem andern Buch verlangt man von dem, der sich ein Urteil darüber anmaßt, daß er dasselbe wenigstens einmal ordentlich durchgelesen habe; bei der Bibel macht man eine Ausnahme. Männer, die seit ihrer Schulzeit kaum mehr einen Blick hineingeworfen haben, sprechen über sie ab, als wüßten sie über jedes Kapitel Bescheid. Du triffst im Postwagen, auf der Eisenbahn, bei Tisch im Gasthof mit einem jungen Mann zusammen, der kaum seine fünfundzwanzig Sommer zählt, aber die Gelegenheit vom Zaune reißt, dir in den kräftigsten Ausdrücken seine Verachtung gegen die Bibel und gegen diejenigen, welche an sie glauben, auszusprechen. Du bist am Anfang erstaunt, überrascht, unsicher gemacht durch die vollendete Sicherheit, mit der er seine Sprüche ergehen läßt. Aber bald nimmt dein Staunen eine andere Richtung, wenn du aus seinen Urteilen erkennst, wie bodenlos unrichtig und oberflächlich sein Wissen von der

Bibel und ihren Erzählungen ist. Du erlaubst dir schüchtern, ihn auf diese und jene Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen, aber er achtet kaum darauf. „Nebensachen, Nebensachen! in der Hauptsache bleibt's doch bei dem, was ich sage." Du richtest endlich die Frage an ihn, ob er denn die Bibel auch lese. „Lesen?" fragt er erstaunt, „aber wo denken Sie hin? Welcher gebildete Mensch liest denn auch in der Bibel? Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich seit zwölf Jahren in keine Bibel mehr hineingesehen habe!" Und das nennt man ein „gebildetes Urteil." Wie die Gedankenlosigkeit der gefährlichste Feind des Gottesglaubens, so ist die Unwissenheit der gefährlichste Feind der Bibel.

Es ist ein bekanntes und oft angeführtes Wort von Göthe, das aber immer wieder zur Beherzigung empfohlen zu werden verdient: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Wert, und sie ist nicht bloß ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt knüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklung, notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeit hinausführt. Wenn man, was zur Einleitung und Erläuterung nötig ist, hinzufügte, so verdiente das Buch gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten und nicht nur als allgemeines Buch, sondern als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte

an Bildung steigen, immer mehr, zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Männern benutzt werden können.“ Ein andermal schreibt Göthe: „Es ist in den Evangelien der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art ist, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur liege, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so antworte ich: durchaus!“ Und Herder schreibt an einen jungen Freund: „Wer den Homer als Pedant oder Schulmeister liest, liest ihn gewiß schlecht, geschweige wer Gottes Wort so liest. Wie ein Kind die Stimme seines Vaters, wie der Geliebte die Stimme seiner Braut, so hören Sie Gottes Stimme in der Schrift und vernehmen den Laut der Ewigkeit, der in ihr tönt. Ich lag auch einmal an der Krankheit darnieder, daß mir Gottes Wort vorkam wie eine ausgedrückte Zitrone; gottlob! es ist mir jetzt wieder eine Frucht, die auf dem Lebensbaume blüht. Lesen Sie nur die Bibel nicht vermischt, sondern in einzelnen Büchern, wählen Sie dazu die heitersten Stunden des Tages, etwa die Morgenstunden, und dringen Sie tief in den Geist des Verfassers! Gehen Sie in den historischen Schriften zurück in die Kindheit der Welt, von der sie erzählen, in die Armut und Dürftigkeit ihrer Verfasser. In dieser armen Hütte wohnt Gott; zu dieser Kindheit redet ihr Vater. Suchen Sie nicht in diesen Büchern Kunst, Schminke, erbettelte Schönheit, sondern Wahrheit, Empfindung, Einfalt. Ein Gequälter spricht und seufzt noch immer wie Hiob seufzte,

wenn auch nicht in demselben Fortgang von Bildern und hoher Sprache." Selbst Rousseau gesteht ein, daß ihn die Majestät der Bibel mit Staunen erfülle und fragt: „Ist es möglich, daß der, dessen Geschichte das Evangelium erzählt, nur ein Mensch ist? Es würde viel unbegreiflicher sein, wenn einige Menschen sich vereinigt hätten, dieses Buch zu verfassen, als wenn man annimmt, daß es Einen gegeben habe, der den Stoff dazu bot. Auch hat das Evangelium so große, so strahlende unnachahmliche Züge der Wahrheit, daß der Erfinder desselben bewundernswerter sein würde als sein Held."

Doch eben weil vorhin von Göthe die Rede war, so liegt manchem vielleicht noch ein anderes Aber auf der Zunge. Ist es nicht ein übles Zeugnis für die Bibel und den Christenglauben, daß sich die größten Geister unsres Volks teils förmlich verneinend dazu verhalten haben, teils achselzuckend daran vorübergegangen sind? Laß mich, ehe wir dieser Frage etwas genauer ins Gesicht leuchten, ein kurzes Wort vorausschicken. Angenommen, dem wäre so, und alle großen Geister unseres Volkes stünden dem Christentum und der Bibel so gegenüber wie du sagst, so wäre das zwar sehr schmerzlich, aber es wäre doch im Grund nichts anderes als die Bestätigung dessen, wofür Christus seinem Vater dankt: „daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret," und des apostolischen Wortes: „Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Edle, nicht viel Gewaltige sind berufen." Ja gerade Einer von den großen Geistern,

auf deren ablehnende oder doch kühle Stellung zum Christentum man sich gerne beruft, Schiller, bekennt es, daß, „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." Ich sage, angenommen, es wäre so, daß die größten Geister unsres Volks sich ablehnend zur Bibel verhalten hätten, so hätte der Glaube nicht nötig, darüber allzusehr zu erschrecken. Aber der ganze Satz ist falsch, vom Mißverstand aufgestellt und von der Gedankenlosigkeit als unumstößliche Wahrheit nachgesprochen. Es ist wahr, Göthe hat sich in einer gewissen Zeit seines Lebens mit einiger Befriedigung einen Heiden genannt. Schiller wollte sich „aus Religion" zu keiner Religion bekennen, und beugte, wenigstens in einer früheren Periode seines Dichterlebens, seine Kniee lieber vor den Göttern Griechenlands, als vor dem Einen, der ihrem Regiment ein Ende machte. Und wenn Lessing in Nathan dem Weisen gerade dem Christenglauben die am wenigsten liebenswürdigen Vertreter giebt, so ist das zum mindesten nicht aus besonderer Vorliebe für die christliche Kirche hervorgegangen. Aber wie viel von dieser Abneigung und kühlen Haltung kommt doch auf Rechnung der mangelhaften Gestalt, in der ihnen das Christentum zu ihrer Zeit vielfach entgegentrat! Wenn Schiller über die Entgötterung seufzt, deren Opfer die Natur durch den Sturz der Götter Griechenlands geworden sei, so ist das bloß ein Nachhall von dem toten Gottesglauben, der zu Schillers Zeit auch in der Kirche da und dort herrschte, und sich den lieben Gott bloß „hoch überm Sternenzelt," nicht aber als denjenigen dachte, der allkräftig und allgegenwärtig die Natur durch-

waltet, dessen Güte wir schmecken im Duft der Blume, dessen Nähe uns umweht im Abendwind.

Ich wollte, mancher, der sich mit seinem Unglauben auf Schiller oder Lessing beruft, hätte so viel Glauben, so viel Ehrfurcht vor dem Heiligen, wie diese beiden Männer hatten, so viel Verständnis für die Herrlichkeit des Christentums und der Bibel, wie wir vorhin bei Göthe gefunden haben. Und ist denn mit den paar Dichtern und Denkern, welche sich gegen den Christenglauben kühl ablehnend verhielten, die Reihe der großen Geister unsres deutschen Volks erschöpft? War denn Luther nicht auch ein großer Geist, ja der größte Deutsche, der je gelebt hat? Haben sich nicht im November des Jahres 1883 aus Anlaß der vierhundertjährigen Jubelfeier seiner Geburt wieder Millionen und aber Millionen Menschen aller Geistesrichtungen und in allen Weltteilen um ihn geschart, als um einen der gewaltigsten Geister, von denen jemals neue Lebenskräfte in die Menschheit geströmt sind? Ist nicht Luther bei dieser Gelegenheit seinen Deutschen wieder in einer Weise nahe getreten wie vielleicht niemals seit den Tagen der Reformation? Alles Volk hat bekannt, daß er ein großer Mann war in der vollsten Bedeutung des Wortes; aber das eigentliche Geheimnis seiner Größe, wo liegt es? In seinem Glauben. Nimm dem großen Luther diesen seinen Glauben, so fällt der ganze Mann dahin. Oder war Kopernikus, welcher der biblischen Astronomie und damit der Bibel selber den Todesstoß gegeben haben soll, ein kleiner Geist, im Vergleich mit den Bildungshelden der Gegenwart? Die Grabschrift aber, die er sich verfaßt hat, lautet so:

Nicht die Gnade, die Paulus gefunden, begehr' ich,
Noch die Huld, mit der du dem Petrus verziehn;
Die nur, die du am Kreuze dem Schächer verliehen,
Diese erfleh' ich.

Leibnitz war einer der umfassendsten Geister der neueren Zeit, und von ihm rührt ein Passionslied her, dessen letzter Vers lautet:

Laß die matte Seel empfinden
Deiner Liebe süße Flut;
Wem nicht Deines Leidens Glut
Kann das kalte Herz entzünden —
Jesu, der muß wie ein Stein
Ohne Lieb' und Leben sein.

Wie andächtig kniet Klopstock vor dem leidenden und sterbenden Erlöser! Wie begeistert lenkte Herder die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf die lange verkannten Schönheiten der Heiligen Schrift, namentlich des Alten Testaments! Und Schiller selbst — wie weit läßt er beispielsweise in der Jungfrau von Orleans den platten Rationalismus, der sich alles Wunderbare als mystisch, abergläubisch verbittet, hinter sich! Wie lebt und webt er gerade in diesem Drama in der Wunderwelt des Glaubens, welche den unsichtbaren Hintergrund des sichtbaren Geschehens bildet und aus deren Tiefen die Gestalten der Geschichte aufsteigen! Wie innig berühren sich Uhlands sinnigste Balladen, wie z. B. der Waller, die verlorene Kirche, mit den tiefsten christlichen Grund- und Kernwahrheiten! Und wenn er von der Schönheit des Erdenfrühlings hinüberweist auf jenen großen, klaren Frühling, den wir hienieden ahnen und der droben anbricht — ist das nicht auch ein voller Ton echter Christenhoffnung?

In der Zeit der deutschen Schmach am Anfange unsres Jahrhunderts, als manche Heroen sogenannter Aufklärung mit ihrem Patriotismus so ziemlich auf dem Nullpunkt angekommen waren, da stand einer der mächtigsten Männer der damaligen Zeit, auf den das deutsche Volk mit Recht heute noch stolz ist, der Freiherr von Stein, fest auf seinem Posten als des deutschen Volkes Grund- Eck- und Edelstein, und die tiefste Wurzel seiner Kraft war nichts anderes als sein fester, unwandelbarer Christenglaube, der ihn eifern machte „wider die verkehrten Gelehrten, welche die Wunder des Heilandes, seinen Tod, seine Auferstehung leugnen, das Christentum untergraben, Kanzel und Katheder in Giftbuden verwandeln.“ Auf demselben Grunde stand ein anderer Held jener Zeit, der es ganz besonders verstanden hat, die Jugend zu packen und zu begeistern, nämlich Ernst Moriz Arndt. In dem Lied „Ich weiß an wen ich glaube“ hat er sein Glaubensbekenntnis niedergelegt. und was ihm nach diesem Bekenntnis unumstößlich feststeht, „das ist das Licht der Höhe, der Heiland Jesus Christ, der Fels, auf dem ich stehe, der diamanten ist.“ Soll ich noch weitere Zeugen aufführen? Nur im Vorübergehen erinnere ich dich noch an die Männer, welche in jüngster Zeit Deutschland groß gemacht und unsres Volkes langjährige Sehnsucht erfüllt haben, Männer, die niemand zu den kleinen, jedermann vielmehr zu den großen Geistern Deutschlands rechnen wird. Gerade die hervorragendsten unter ihnen auf dem Thron, im Rat und auf dem Schlachtfeld sind Männer, welche schon oft ihren Christenglauben freudig und offen bekannt

haben. Dagegen sehe ich mich in der Gegenwart gerade unter denen, welche am lautesten gegen den Bibelglauben schreien, vergeblich nach einem „großen Geist“ um.

Du siehst also, lieber Freund, daß du durchaus nicht in schlechter Gesellschaft bist, wenn du es mit dem alten guten Glauben hältst, und daß die Behauptung, die hervorragendsten Geister seien schlechte Christen gewesen, nichts weiter als eine Behauptung ist, von solchen aufgestellt, welche das Lob eines „großen Geistes“ nur den verneinenden Geistern zuerkennen, an den andern aber, die nicht in ihren Kram taugen, absichtlich oder unabsichtlich mit Stillschweigen vorübergehen. Es kommt bei der Größe eines Mannes nicht bloß auf seine Verstandesgaben oder auf seine ästhetischen Leistungen an, sondern wesentlich auf die Hebung und Förderung, welche das Leben seines Volks durch ihn erfährt. Und gottlob, an großen Männern in diesem Sinne, welche zugleich gute Christen waren, ist die alte und neue und neueste Geschichte unseres deutschen Volkes noch immer reich genug.

Je ernster du es aber mit diesem Glauben nimmst. und je redlicher du bestrebt bist, ihn ins Leben einzuführen, desto leichter wird es dir werden, sowohl den einzelnen Anforderungen, die ein heiliges Jugendleben an dich stellt, zu entsprechen, als auch im ganzen ein rechter, Gott und Menschen wohlgefälliger Charakter zu werden. Was ist aber Charakter? Darüber wollen wir im nächsten Abschnitt reden.

2. Charakter und Freiheit.

Zwei Dinge gehören zu einem Charakter: Eine eigentümliche menschliche Persönlichkeit, und ein höherer Wille, der dieselbe durchdringt und durchtönt.

Du hast an dir eine ganz bestimmte, besondere Eigenart, ein eigentümliches Stück Natur, an dem du wohl arbeiten und polieren, dessen innerstes Wesen du aber nicht anders machen kannst. Schon daß du in dieser oder jener Zeit lebst, giebt dir ein eigentümliches Gepräge, denn es ist kein Mensch, der sich dem Einfluß ganz entziehen könnte, den seine Zeit auf ihn ausübt. Du wärest in manchem anders geartet, hättest über manches andere Anschauungen, wenn du etwa heute vor hundert Jahren gelebt hättest. Ferner giebt das Land, in dem du geboren bist, das Volk, dem du angehörst, deinem Wesen schon von vornherein eine gewisse Richtung, der du dich nicht entziehen kannst. Du bist schon dadurch, daß du ein Deutscher bist, in vielen Stücken anderer Art als ein Franzose, ein Engländer, ein Italiener; es ist dir mit deiner Nationalität eine bestimmte Eigenart aufgeprägt, welche, selbst wenn es dir vielleicht einmal ganz unbequem ist, doch immer wieder zum Vorschein kommt. Und auch innerhalb des Rahmens deutscher Nation — ob du dem Süden entstammst oder dem Norden, dem Gebirgsland oder der Ebene, ob du ein beweglicher Norddeutscher bist, oder ein bedächtiger Schwabe, das übt einen nicht unbedeutenden Einfluß aus auf deine ganze Art; ja sogar die Stadt, der du an-

gehörst, drückt dir möglicherweise von Haus aus einen Stempel auf, an dem man dich draußen erkennt, ohne daß du deshalb gerade von Schilda oder Krähwinkel zu stammen brauchst. Treten wir dann in engere Kreise hinein, so hat jede Familie, auch die deinige, ihre Eigenart, aus der keiner so leicht hinauswächst. Wie in der äußeren Erscheinung, in der Gesichtsbildung, in einzelnen Stellungen und Bewegungen die Familienähnlichkeit oft in überraschender Weise zu tage tritt, so ist dies auch in Bezug auf die innere Lebensgestalt, in Bezug auf das Seelen- und Geistesleben der Fall. Ja je reicher an Geschichte, je selbstbewußter, lebenskräftiger eine Familie ist, desto mehr wird sie im stande sein, ihren einzelnen Gliedern ihren eigentümlichen Stempel aufzuprägen.

Diese Eigentümlichkeiten der Zeit, des Volks, des Stamms, der Familie, sind nun allerdings solche, welche du mit einem kleineren oder größeren Kreis anderer gemeinsam hast. Aber du hast auch manches eigene rein für dich selbst, so daß du dich dadurch von jedem andern, er mag dir durch Familien- und andere Beziehungen sonst noch so nahe verbunden sein, unterscheidest. Wenn man schon von den niedrigeren Schöpfungskreisen sagen kann, daß darin kein Geschöpf dem andern ganz vollkommen gleiche, wenn im Pflanzenreich kein Gräslein, kein Blättlein dem andern vollkommen gleich ist, so gilt dies noch mehr von dem Menschen, als der Krone der Schöpfung. Denn je höher hinauf im Schöpfungsgebiet, desto reicher und mannigfaltiger prägt sich das Einzelleben aus, desto mehr ist das Einzelwesen nicht bloß

ein Exemplar seiner Gattung, sondern etwas Eigenes für sich, eine Individualität.

Sehr wesentlich ist für diese persönliche Eigenart eines Menschen z. B. das, was man sein Temperament zu nennen pflegt. Die Wissenschaft hat sich von Alters her bestrebt, die verschiedenen Temperamente, welche sich in der Menschheit finden, unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte zu bringen und nach diesen das Eigenwesen jedes einzelnen Menschen zu bestimmen. Man hat zunächst als Hauptunterschied das aufgestellt, daß die einen vorherrschend darauf angelegt sind, selbstthätig auf die Außenwelt einzuwirken, die andern darauf, sich mehr von der Außenwelt bewegen zu lassen und Eindrücke von ihr zu empfangen. Sodann hat man weiter die Beobachtung gemacht, daß sowohl die selbstthätigen als auch die vorherrschend empfangenden Naturen wieder verschiedener Art sind, indem die einen in ihrer Selbstthätigkeit oder ihrem Aufnehmen eine gewisse Gleichmäßigkeit und anhaltende Stetigkeit zeigen, während die andern dabei ungleich, ruck- und stoßweise verfahren. Auf diese Weise ist man zur Unterscheidung von vier Temperamenten gekommen. Gleichmäßige Selbstthätigkeit, anhaltendes Einwirken auf die Außenwelt ist die Eigentümlichkeit des cholerischen, ungleichmäßige Selbstthätigkeit, rasche und stoßweise Abwechslung zwischen kräftigem Wirken und unthätiger Ruhe die Eigentümlichkeit des sanguinischen Temperaments. Gleichmäßiges, stetiges Aufnehmen dessen, was die Außenwelt entgegenbringt, bezeichnet den Phlegmatiker, während der Melancholiker sich bei diesem Aufnehmen ungleichmäßig, vielfach sogar unruhig und aufgeregt verhält.

Es ist mit diesen Temperamenten zuvörderst weder Lob noch Tadel ausgesprochen. Ein Choleriker sein ist an und für sich noch kein Lob, ein Phlegmatiker sein kein Tadel. Es kommt ganz darauf an, in den Dienst welches Herrn jedes dieser Temperamente tritt. Jedes hat seine sittlichen Gefahren, jedes seine sittlichen Vorzüge. Der Choleriker hat Anlage zur Charakterstärke, zu standhafter Ausdauer, aber auch zur erbarmungslosesten Rücksichtslosigkeit, die alles auf die Seite schiebt oder zu Boden wirft, was ihr im Weg ist. Dem Sanguiniker wird es leicht werden, sich in seine Aufgabe hineinzuleben, sie mit frischem Mut anzufassen, und wenn es nötig ist, rasch von einer zur andern überzugehen, aber sein gefährlichster Feind ist die Unbeständigkeit und Oberflächlichkeit. Der Phlegmatiker hat das Gute, daß es ihm leicht wird, seinen Gleichmut, seine Seelenruhe zu bewahren, aber gleich dahinter stehen als seine lauernden Feinde Trägheit, Gleichgültigkeit, Stumpfheit. Der Melancholiker endlich — wie nachbarlich liegen ihm die schönen Tugenden des Ernstes, der Gründlichkeit, der Gewissenhaftigkeit, des eingehenden, innerlichen Verarbeitens, wie nahe aber auch die Fehler des Gehenlassens, der Mutlosigkeit und Verzagtheit, der Empfindlichkeit und Reizbarkeit, der Kleinlichkeit, der finsteren Verschlossenheit!

Du bist also damit, daß du dieses oder jenes Temperament hast, an und für sich der Lösung deiner sittlichen Aufgabe weder näher noch ferner, sondern dein Temperament dient bloß dazu, die sittliche Aufgabe, welche dir gestellt ist, gleichsam für deine Person genauer

zu bestimmen. Darum ist auch unter den vier Temperamenten keines, das der Menschheit nicht schon beides, hervorragende Wohlthäter und hervorragende Übelthäter gegeben hätte. Der erste Napoleon war so gut ein Choleriker wie Karl der Große oder Luther; der frivole Heine so gut ein Melancholiker wie der ideale Schiller und der gottesfürchtige Gellert; Voltaire ein Sanguiniker so gut wie der fromme Ötinger. Aber Einen weiß ich, und du kennst ihn nicht minder, der die Vorzüge aller Temperamente in sich vereinigt hat ohne ihre Schattenseiten: die Thatkraft des Cholerikers ohne dessen Rücksichtslosigkeit, die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Sanguinikers ohne dessen Oberflächlichkeit und Unbeständigkeit, die Innerlichkeit und Gemütstiefe des Melancholikers ohne dessen Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Verschlossenheit, die klassische, göttliche Seelenruhe des Phlegmatikers ohne die diesem so gefährliche Gleichgültigkeit und Stumpfheit. Dieser Eine ist Jesus von Nazareth, der Mensch ohne Fehl und ohne Tadel, der Mann, dessen innere Lebensgestalt so klar und scharf bestimmt, und doch so frei war von Härten, Schroffheiten, Einseitigkeiten, und dem ähnlich zu werden immer wieder unsre höchste und größte sittliche Aufgabe ist.

Was ist denn nun aber, wenn wir Temperament und alles zusammenfassen und auf seinen tiefsten Grund zurückführen, was ist der innerste Kern jeder menschlichen Eigenart, jeder Individualität? Auf was beruht ihr Recht, ihre Existenz? Das führt uns zurück auf Gott selbst, hinein ins geheime göttliche Schaffen und Wirken. Gottes Schöpferweisheit ist eine mannigfaltige, seine

Schöpfergedanken sind an Zahl unbegrenzt, darum erweisen sie sich auch in der Welt in unendlich mannigfaltiger Weise. Jede geschöpfliche Eigenart, insbesondere jede menschliche Individualität ist im Grunde nichts anderes als die Darstellung und Ausprägung eines besonderen, eigentümlichen Schöpfergedankens Gottes; ja man könnte geradezu sagen: jede menschliche Persönlichkeit ist die Menschwerdung eines Gottesgedankens, eine Darstellung und Ausprägung desselben in Fleisch und Blut, in menschlicher Gestalt, hervorgequollen aus den unergründlichen Tiefen göttlicher Schöpferweisheit. Damit tritt jede menschliche Individualität erst in ihr rechtes Licht, in den Vollglanz ihrer ewigen Bedeutung. Auch in dir, lieber Freund, will sich ein Gottesgedanke verwirklichen. Er ist das Zeichen, unter dem du geboren bist, der Stern gleichsam, der deine äußere und innere Lebensgestaltung leiten und beherrschen soll, oder wenn du willst, der Schutzengel, der dir von Anfang an beigegeben ist als Geleitsmann durchs Leben.

Diese deine wohlberechtigte natürliche Eigenart ist die Grundlage, auf der dein Charakter sich nun weiter aufbauen und entwickeln soll. Freilich ist auch bei dir schon von der ersten Lebensentwicklung an etwas dareingekommen, wodurch die eigentümliche innere Gestalt verzerrt, die Eigenart in Eigenunart verwandelt ist. Dieses verkehrte, verderbliche Etwas ist das Böse, die Sünde. Welche dieser beiden Bezeichnungen dir lieber ist, ist einerlei; der Name thut nichts zur Sache. Doch denken wir bei dem Wort „Sünde“ mehr als bei der andern Bezeichnung an den Gott, gegen den sich die Sünde

auflehnt, und darum möchte es von diesem Gesichtspunkt aus immerhin vorzuziehen sein. Sage ich: „das ist böse," so bleibe ich mit meinen Gedanken innerhalb der Welt und ihrer Ordnungen stehen. Sage ich aber: „das ist eine Sünde," so denke ich mir gleich den Gott dazu, der durch die Sünde beleidigt ist. Darum giebt's auch Leute, welche das Wort „böse" immer noch eher ertragen können als das Wort „Sünde."

Sei es nun aber mit dem Wort wie es wolle — woher kommt bei dir die Sünde? Woher kommt sie bei den Menschen überhaupt? Denn daß sie vorhanden ist, in der Welt im allgemeinen und bei dir insbesondere, daran kann doch kein Zweifel sein. Also — woher kommt sie? Ist sie bloß von andern aus an dich herangeflogen? Bist du bloß durch anderer Vorgang und Beispiel sündig geworden? Allerdings, das Beispiel ist dabei von großer Bedeutung, und mancher ist schon in die Fesseln einer Sünde, eines Lasters dadurch hineingeraten, daß er sich vom Vorgang eines andern leiten ließ. Aber magst du immerhin einzelne deiner Untugenden auf böses Beispiel zurückführen — deine Sünde überhaupt, dein ganzer sündiger Zustand erklärt sich dadurch noch nicht. Woher käme es denn, daß nicht hie und da das böse Beispiel von einer Menschenseele machtlos abgleitet, sondern daß jede ohne Ausnahme Feuer fängt? Woher kommt es denn, daß die ersten Spuren des Bösen, namentlich des Eigenwillens, sich bei den kleinsten Kindern zeigen, lange ehe sie das Beispiel, das andere ihnen geben, sehen, bemerken und nachahmen können? Wie ist es zu erklären, daß die Kinder schon in frühester Jugend das Böse leichter

nachahmen als das Gute? daß, wenn sie für einen Gegenstand zwischen zwei Bezeichnungen wählen können, einer anständigen und deshalb erlaubten, und einer unanständigen und deshalb verbotenen, sie eine ganz besondere Vorliebe für die letztere zeigen? Woher kommt überhaupt das „Nitimur in vetitum semper cupimusque negata?“ „Auf das Verbotene geht der Menschen Dichten und Trachten?“ Warum wächst bei dir und andern Leuten das Böse von selbst, während das Gute in fortwährendem Kampf mühevoll errungen werden muß?

Wenn du über diese Fragen ernstlich nachdenkst und sie dir ehrlich beantwortest, so wirst du das Böse, das in dir ist, nicht mehr bloß als das Werk anderer ansehen können, als Frucht ihres Beispiels und ihres sonstigen Einflusses, sondern du wirst sagen müssen: Es steckt in mir von Haus aus, von Geburt an eine Neigung, ein Hang zum Bösen, so daß das Sündigen meiner Natur näher liegt als das Heiligsein, und nur dadurch, daß das Böse, das mir von außen entgegentrat, ein so freundliches und entgegenkommendes Echo in meinem eigenen Herzen fand, konnte es wirklich Macht über mich gewinnen. Angeborner, anererbter Hang zum Bösen — ja, das ist's. Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch. So tief sitzt das Übel; es ist nicht bloß eine nachträglich ausgebrochene, sondern eine angeborne Krankheit. Und darum wird nun die Charakterbildung zu einem Kampf, dessen siegreiche Durchführung mit den Mitteln der menschlichen Natur allein nicht mehr möglich ist. Denn eine Natur, die in der Wurzel, von Grund aus

krank ist, ist nicht mehr im stande, die Kräfte der Genesung aus sich selber zu erzeugen.

Man kann sich gegenüber von dieser Thatsache des Bösen und der Sünde auch nicht damit trösten, daß das eben die notwendige Unvollkommenheit der menschlichen Natur sei, wie die faule Ausrede manchmal lautet: „Ich bin eben auch ein Mensch, und weil ich ein Mensch bin, bin ich kein Engel, und weil ich kein Engel bin, so habe ich meine Unvollkommenheiten an mir.“ Ist das Böse eine unvermeidliche Unvollkommenheit der Menschennatur, warum sagt dir dann dein Gewissen in jedem einzelnen Fall, daß du es hättest vermeiden können und sollen? Warum fühlst du dich selber schuldig und persönlich verantwortlich? Und daß es eine bloße Unvollkommenheit sei, das ist wiederum sehr oberflächlich geredet. Es ist doch in der That ein Unterschied, ob einer sich auf ein ihm gestecktes Ziel zubewegt und bloß noch nicht an demselben angelangt ist, oder ob er in einer dem Ziel ganz entgegengesetzten Richtung geht. Es ist ein Unterschied, ob ein Wanderer fröhlich auf der rechten Straße fürbaß zieht, oder ob er den Weg verloren hat und nun planlos bald da- bald dorthin irrt. Es ist ein Unterschied, ob eine schriftliche Arbeit im Stil noch nicht ganz perfekt ist, oder ob sie von Fehlern strotzt, welche gegen die Grundregeln der Grammatik verstoßen. Ganz ebenso ist auch ein großer Unterschied zwischen Unvollkommenheit und Sünde. Jene ist in der Annäherung ans Ziel begriffen, ist aber noch eine Strecke von demselben entfernt; diese bewegt sich in einer vom Ziel ganz abgekehrten Richtung.

Das ist die Thatsache, gegenüber von welcher kein Augenschließen und kein Leugnen hilft, sondern welche einfach anerkannt werden muß. Es steckt in meiner Natur außer dem Gottesgedanken, der sich in ihr darstellen will, noch eine widergöttliche Macht, die Sünde, welche dieser Darstellung widerstrebt. Das ist der Schutt, der weggeräumt, der Schmutz, der von der Prägung weggewaschen werden muß, wenn der Gottesgedanke, auf welchen hin du erschaffen bist, in deiner Person, deinem Leben zur vollen, reinen, harmonischen und allseitigen Darstellung gelangen soll.

Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll,
Solang er das nicht ist, wird nicht sein Friede voll.

Und das kann der Natur der Sache nach ohne ernsten und heißen Kampf nicht abgehen. Der Friede kann nicht voll werden, ohne daß der Kampf ehrlich ausgefochten ist. Wer seine natürliche Eigenart in all ihrer Verunstaltung wachsen läßt, wie sie wachsen will, als wäre das Ursprüngliche, Eigene an sich schon auch das Gute und Schöne, wer sich allen Anforderungen der Selbsterziehung gegenüber zurückzieht auf den Satz: „ich bin nun einmal wie ich bin, und wie ich bin, so muß man mich haben," der kann wohl etwa ein wilder Schößling werden, vielleicht auch, wenn's noch gnädig abgeht, ein sogenanntes Original, oder meinethalb ein „Kraftgenie," aber niemals ein Charakter. Denn das ist der Unterschied eines Originals und eines Charakters: jenes wächst wild, dieser ist das Resultat ernster Selbstzucht; jenes umfaßt auch allerlei Verunstaltung und Verzerrung der inneren Lebensgestalt, der Charakter geht hervor aus

der allmählichen Ausscheidung dessen, was verunstaltet. Original und Charakter verhalten sich wie Karikatur und Porträt. Der dicke, drollige, gefräßige, witzige, sittenlose, grundgemeine Falstaff bei Shakespeare ist gewiß ein Original, — aber ein Charakter? Weit gefehlt! das gerade Gegenteil!

Und welches sind nun die Mächte, unter deren Zucht die natürliche Eigenart hinunter muß, wenn sie sich zum sittlichen Charakter verklären soll? Sie treten uns in mancherlei Abstufungen entgegen. Da ist zunächst die Sitte, die mit dem Anspruch einer gewissen höheren Autorität der wildwachsenden Eigenart entgegentritt. Wir verstehen unter der „Sitte“ in diesem Sinn nicht pedantische, äußerliche Mode- und Anstandsregeln, welche dir Schritt und Tritt vorschreiben und dir die freie Bewegung in eine Zwangsjacke einzuschnüren drohen, sondern wir verstehen unter der Sitte die gute Sitte, d. h. dasjenige, was sich in einem Volke, in einem Gemeinwesen, auch in einer Familie von langer Zeit her als gemeinsame Anschauung über das, was sich gehört, was recht und gut und edel ist, festgesetzt hat. Manche Jünglinge suchen eine gewisse Genialität darin, sich über derartige gemeinsame, geschichtlich entwickelte Begriffe von guter Sitte hinwegzusetzen, sowohl in ihren Gedanken, als auch in ihrem äußerlichen Gebaren. Sie halten das für genial, weil es einmal eine sogenannte Genieperiode in der deutschen Litteratur gegeben hat, in welcher geniale, himmelstürmende Jünglinge gegen die vielfach verkehrten und kleinlichen Begriffe, welche ihre Zeit von Zucht und Sitte hatte, anrannten; und da meinen nun manche,

das Anstürmen mache das Genie, und je weniger sich einer um die gute Sitte kümmere, desto mehr zeige er sich eben damit als einen echten Ritter vom Geist. Sehen sie dann allmählich, daß man sich von ihrem Treiben mit Entrüstung oder Spott abwendet, und daß sich die gute Sitte nicht ungestraft mit Füßen treten läßt, so klagen sie, daß sie nicht verstanden werden, und bejammern und besingen sich selbst als Opfer eines tragischen Geschicks. Die Sitte läßt wahrlich in unsern Tagen Spielraum genug für die freieste Entfaltung ursprünglichen und eigentümlichen Wesens, und es braucht sie einer nicht mit Füßen zu treten, um sich frei, seiner innersten Anlage gemäß, entwickeln zu können. Sie wird bloß eine wohlthätige Schranke gegenüber von seiner Eigen*unart* sein, und ebendamit auch, wenn er sich ihr fügt, eine Bundesgenossin und Gehilfin für ihn im Kampf gegen die natürliche und ungezähmte Art oder Unart.

Allerdings, die Sitte kann wohl auch einmal auf Irrwege geraten, und selbst wo das nicht der Fall ist, bleibt das von ihr beherrschte Gebiet immerhin ein beschränktes. Sie regelt einzelne Punkte des äußeren Verhaltens, aber nicht das ganze Gebiet des Handelns, geschweige denn, daß sie sich auf das innere Herzens- und Willensleben erstrecken könnte. Und doch ist gerade dieses die Quelle und Wurzel, aus der das Äußere entspringt, und wo die natürliche Eigenart in Zucht genommen werden soll, da muß die Zucht gerade in der Tiefe, im Gebiet der Wurzeln und Quellen, mit aller Macht einsetzen. Da tritt nun als höhere Macht, mit einer nicht bloß menschlichen Autorität wie die Sitte, sondern mit

göttlicher Majestät umkleidet das G e w i s s e n ein. Wer ein Charakter werden, wer sich selbst zum Charakter erziehen will, der darf nicht nach Laune und Willkür handeln, er darf sich auch nicht bloß mit der Zustimmung der Sitte zu seinem Thun begnügen, sondern er muß lernen nach seinem Gewissen handeln.

Dein Gewissen tritt dir mit einem unerbittlichen, unausweichlichen „du sollst!“ entgegen. Es läßt nicht mit sich markten, es läßt sein Gebot nicht abschwächen, es hat nur die eine, stets wiederholte, absolut festgehaltene Forderung: thu was gut ist, laß was bös ist. Ob es seine Stimme vor der That erschallen läßt, mahnend und abwehrend, oder nach der That, strafend und scheltend, — w a s es redet, ist immer dasselbe, daß nämlich das Gute sein soll und das Böse nicht sein; und w i e es redet, ist immer dasselbe, nämlich ein unerbittlich strenger, allen Widerspruch von vornherein ausschließender Befehl. Auf was weist dies strenge Auftreten des Gewissens in dir hin? Auf eine höhere, auf eine allerhöchste Autorität, auf der es ruht, nämlich auf die Majestät Gottes. Der Gegensatz dessen was sich schickt und nicht schickt, auf den die Sitte hinweist, verschärft sich unter der Zucht des Gewissens zum Gegensatz von gut und böse; und während hinter der Sitte der Wille des Volks, der Familie steht, so steht hinter dem Gewissen die Majestät Gottes selbst. Während endlich die Zucht der Sitte die Eigenunart nur in einzelnen gröberen Äußerungen trifft, so geht ihr die Zucht des Gewissens an die Wurzel. Willst du ein Charakter werden, so handle nach deinem Gewissen und stelle dich

unter seine Zucht, mache es dir zum unverbrüchlichen Lebensgrundsatz, das Gute zu thun, das Böse zu hassen und zu lassen, weil der heilige Gott es so will.

Nun giebt uns freilich unser Gewissen über das, was im einzelnen gut, und was böse sei, keine ganz befriedigende und zuverlässige Auskunft. Manchem erlaubt ja sein Gewissen etwas, was einem andern das seinige ganz entschieden verbietet. Es kommt vor, daß zwei Personen ganz entgegengesetzte Dinge thun, und doch beruft sich jede auf ihr Gewissen. Das kommt daher, daß unser Gewissen uns bloß ganz im allgemeinen sagt, d a ß wir das Gute thun und das Böse lassen sollen, aber eine nähere Bestimmung darüber, w a s gut und böse sei, nicht giebt, sondern dies unsrer Erkenntnis, unsrem sittlichen Urteil überläßt. Und dabei kann man in Irrtümer geraten, sei's plötzlich, auf einmal, oder durch allmählich fortschreitende Verkehrung und Verdunkelung. Diese Verdunkelung kann so weit gehen, daß man zuletzt die allerschlimmsten und schädlichsten Dinge, z. B. lügen, betrügen, sich betrinken, für erlaubt hält und sich des Schändlichsten nicht mehr schämt. Darum wenn ich dir sage: „Willst du ein Charakter werden, so handle nach deinem Gewissen," so magst du wohl antworten: „Wie kann ich, wenn mir nicht des Gewissens Stimme genau und untrüglich ausgelegt wird, daß ich auch weiß, was gut und was böse ist?" Ganz richtig, wir müssen eine solche Auslegung haben. Aber woher? Wer kann untrüglich auslegen als Gott allein? Wer kann die Stimme deuten als der, von dem sie kommt? Nun ja, er h a t sie gedeutet, und du hast die Deutung in deinem

Katechismus. Die uralten zehn **Gebote Gottes**, die sind die echte, wahrhaftige, untrügliche Auslegung, die zuverlässige nähere Bestimmung dessen, was das Gewissen so allgemein in seinem „thue das Gute, laß das Böse“ fordert. An ihnen wird sich auch die Sitte, wenn sie anders eine gute bleiben und den rechten Weg einhalten will, immer wieder regeln und erneuern müssen. Willst du also ein Charakter werden, so mache Gottes Gebot zur Richtschnur deines Lebens, mache jedes dieser Gebote zu einem Grundsatz deines Denkens, Redens und Handelns, tauche deine ganze Persönlichkeit in diese Gottesworte ein und durchdringe mit ihnen dein Inneres.

Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wie wird er ein rechter Charakter werden? „Wenn er sich hält nach deinem Wort,“ antwortet David, der aus Erfahrung zu reden verstand, denn seine Jugend war ein Muster von einer reinen, geheiligten, berufstreuen, frommen, patriotisch und poetisch verklärten Jugend. Wer ist dagegen charakterlos? Wer keine **Grundsätze** hat und nicht mit **Beharrlichkeit** nach diesen Grundsätzen handelt, sondern nach Laune oder nach augenblicklichem Interesse; wer heute so redet und morgen anders, je nachdem die Leute sind, mit denen er zu thun hat, und die Verhältnisse, welche gerade zu berücksichtigen sind. Darum ist es auch der Charakter allein, der einem Menschen **Zuverlässigkeit** verleiht. Charakterlose Leute sind unberechenbar, bei charaktervollen weiß man im voraus, daß sie nach den Grundsätzen handeln werden, welche man sonst an ihnen erprobt hat. Darum danke Gott, daß er dir in den zehn Geboten ein so schön abgerundetes, vollständiges, geschlossenes

System von Grundsätzen des Redens und Handelns darreicht, gleichsam ein Gerüste der Charakterbildung, das du nur im Leben mit Fleisch und Blut zu umkleiden hast.

Wenn nun das Gebot nur auch die Kraft besäße, die Unart, die sich im Menschen angesetzt hat, wegzuschaffen und die rechte ursprüngliche Art wieder herzustellen, den Gottesgedanken, der in jeder Persönlichkeit steckt, frei zu machen von dem Wust des Bösen, der sich drauf gelegt hat, und ihn zu voller harmonischer Darstellung im Leben zu bringen! Aber das ist die alte Klage, daß das Gebot dies nicht vermöge. Es kann Ziele stecken, es kann sagen was werden soll und wie es sein sollte, es kann die Richtung angeben, in welcher sich die rechte Charakterbildung zu bewegen hat, aber es kann nicht die Kraft verleihen, diese Richtung einzuschlagen und sie unentwegt zu verfolgen, bis das Ziel erreicht ist. Es dient dem Schiff als Kompaß und als Steuerruder, aber die Kraft, durch welche das Schiff vorwärts gebracht wird, den Wind, der die Segel schwellt, den Dampf, der die Räder in Bewegung setzt, kann es nicht schaffen. So geht die Fahrt nicht vorwärts. Mancher versucht mit seinem bißchen Kraft, mit seinem guten Willen und guten Vorsätzen nachzuhelfen, aber wer will ein Dampf- oder Segelschiff in Ermanglung andrer treibender Kräfte mit dem Handruder vorwärts und zum Ziel bringen? Die Hand erlahmt, lange ehe das Schiff auch nur einen Ruck vorwärts gethan hat, die Strömung des Meeres faßt es und treibt es willenlos, hilflos umher, vom Ziel ab, anstatt dem Ziel entgegen, in die Klippen hinein, anstatt zum sicheren Hafen.

Vom Himmel her muß der Wind kommen, der des Schiffes Segel schwellt, vom Himmel her die wahre und volle Kraft menschlicher Charakterbildung. Es ist die heilsame, die rettende Gnade Gottes in der Person Jesu Christi. Sie giebt die Kraft, auszuscheiden alle Verunstaltung, alle Eigenunart, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste; sie giebt Kraft, die rechte Art herzustellen, züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt. Sie dringt ein ins Innerste des Menschen als kräftiger Lebenshauch und erneuert darin das Bild Gottes. Sie bringt in dir den Gottesgedanken, auf den hin du erschaffen bist und der bisher nicht frei werden konnte, zu lebenskräftiger Entwicklung.

„In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist,“

sagt Claudius. Aber du kannst dem Sklaven bloß dann Freiheit geben, wenn du der Kraft von oben her dein Herz öffnest. Dann kommt erst deine wahre Persönlichkeit mit ihrem eigentlichen tiefsten Kern heraus und tritt in ihre Stellung, in ihre Rechte ein. Ein ganz neuer Mensch ist da drinnen zur Auferstehung gelangt. Er ist nicht gleich von Anfang an voll entwickelt, aber er ist da, hat Kraft zu wachsen und hat die Aufgabe, allmählich alles neu zu gestalten. Es geht durch Kampf, aber es geht. Das ursprüngliche Gottesbild, zuerst innerlich wieder zum Leben auferweckt, wird allmählich in allen Zügen deiner Persönlichkeit wieder hergestellt, und je mehr dies der Fall ist, desto mehr schreitet eben damit auch die christliche Charakterbildung vorwärts. Wenn aber einmal deine ganze Persönlichkeit

beherrscht, geleitet, durchdrungen ist von dem Gottesgedanken, unter dem du erschaffen bist, wenn du nach deiner besonderen Art und Eigentümlichkeit rein und klar widerspiegelst die Herrlichkeit des Gottes, der dich erschaffen und dessen Gnade dich erneuert hat, dann ist deine Charakterbildung am Ziel angelangt. Ein vollendeter, durchgebildeter Charakter ist ein solcher, in welchem Gott alles geworden ist, und der nun in der ihm eigentümlichen Strahlenbrechung das lautere Licht Gottes ausstrahlt.

Darum ist sittlicher Charakter noch etwas Höheres als sittliche Gesinnung. Die letztere ist ja gewiß etwas durchaus Ehrenwertes, und wollte Gott, sie fände sich recht reichlich bei jung und alt. Aber sie ist zunächst etwas Innerliches, wie ja auch das Wort selbst andeutet, das von „Sinn“ abgeleitet ist. Eine gute Gesinnung haben heißt gute Grundsätze haben. Aber wie leicht geschieht es, daß die besten Grundsätze unausgeführt bleiben, daß die gediegenste Gesinnung eben bloß Gesinnung bleibt und nicht zur That wird! Sei es, daß die eigene Trägheit, das schwache Fleisch der Willigkeit des Geistes in den Weg tritt, sei es, daß äußere Rücksichten und Einflüsse, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit hemmend einwirken. Erst wenn die Gesinnung zur That wird, wenn sie die ganze Persönlichkeit als Kraft durchdringt und sich im ganzen Leben eines Menschen in eigentümlicher Weise, entsprechend seiner besonderen Art, darstellt und lebensvoll gestaltet, dann schreitet sie fort zum Charakter.

Noch weiter: Erst wenn deine Eigenart durchdrungen und beherrscht ist von Gottes Licht und Leben, bist du

auch durchgedrungen zur wahren Freiheit. Wie viel hat sich dieses Wort schon müssen gefallen lassen! Wie ist es mißbraucht worden vom Unverstand und von der Verführung, und wie wird es noch heutzutage mißbraucht! An was denken junge Leute nicht alles, wenn von Freiheit die Rede ist! Jeder denkt wieder an etwas anderes, was er für sein Leben gern mitmachen möchte und was ihm doch dermalen noch verschlossen und verwehrt ist. Einer denkt ans Wirtshausgehen, ein anderer ans Rauchen, ein dritter an Ball und Theater, ein vierter an bunte Bänder und Mützen und an das ganze freie Burschentum. So geschieht es, daß für manche die Freiheit sich auflöst in lauter einzelne Freiheiten, und daß sie vor lauter solchen Freiheiten gar nicht zur wahren Freiheit gelangen, gerade wie manche andere vor lauter Vergnügungen des Vergnügens verlustig gehen. Die Freiheiten, lieber Freund, machen dich für sich allein noch nicht frei, im Gegenteil, sie werden zu lauter Stricken und Fesseln, zu Ketten und Banden, wenn du nicht zuvor im tiefsten Innern die wahre Freiheit erlangt hast. Aber wie geht das zu?

Wann sagen wir denn beispielshalber von einem Volk, daß es ein freies Volk sei? Antwort: wenn es sich seine Gesetze und Ordnungen nicht von irgend einer fremden Macht muß aufdrängen lassen, sondern kann sich selber seine Ordnungen schaffen von innen heraus, entsprechend seiner tiefsten, innersten und eigensten Art, so daß die Gesetze und Ordnungen, denen es gehorcht, nichts anderes sind als der Ausdruck dessen, was in der Tiefe des Volksbewußtseins selber lebt und webt.

Solche Ordnungen sind dann kein lästiger Zwang, durch welche die Volksfreiheit unterdrückt würde, sondern vielmehr eine Form, in welcher die Freiheit selber sich darstellt und zum Ausdruck bringt.

Was aber von einem Volk gilt, das gilt auch vom einzelnen Menschen. Frei ist derjenige, der entsprechend seiner innersten und tiefsten Art sich bewegen, entsprechend seinen tiefsten Bedürfnissen, seiner ursprünglichsten Natur sein Leben gestalten kann, und darin von keiner fremden, feindseligen Macht gehindert wird. Aber was ist denn dieses Tiefste und Innerste in dir? Ist's deine Vergnügungssucht? Bewahre Gott, daß diese den Kern deines Wesens bilden sollte! Was ist denn das tiefste Bedürfnis deiner Natur? Ist's das Bedürfnis nach ungehemmtem Genießen, nach ungehindertem Lärmen und Krakehlen, nach Tanzsälen und Wirtshaustischen? Bewahre Gott, daß dies deines Herzens tiefstes Sehnen und Bedürfen sein sollte! Und doch denkst du daran zuerst, wenn von Freiheit die Rede ist, und setzest deine Freiheit darein, in diesen Dingen thun zu können was dir beliebt? Ich will dir sagen, mein Freund, was deines Herzens tiefstes Sehnen und Suchen ist, auf was dein tiefstes Innere ursprünglich angelegt ist: die Gemeinschaft mit deinem Gott, die Einheit mit Ihm, die Aufnahme Seines Lebens in dein Leben. Dieses Suchen und Sehnen mußt du zu allererst stillen, wenn du ein wahrhaft Freier sein willst.

Sieh da den Vogel in seinem Käfig. Es fehlt ihm anscheinend nichts, was zu seinem Wohlbefinden gehört. Der Käfig ist sauber gehalten, ja fein und elegant aus-

gestattet, es fehlt dem Vogel, der darin sitzt, weder am kühlen Trunk noch an nahrhafter Speise, ja die leckersten Bissen werden ihm zugetragen — warum will er trotz alledem nicht recht munter werden? Warum behält sein Gesang etwas Mattes, Gedrücktes in der Gefangenschaft? Er ist nicht in seinem Element, denn sein Element ist die freie Himmelsluft, das duftige Waldesgrün, und so lange er nicht in diesem seinem Element ist, fehlt ihm die Freiheit. Was sind ihm alle Delikatessen, wenn er dabei ein Gefangener sein muß?

Mancher Jüngling vergißt über den äußerlichen sogenannten Freiheiten, für die er sich begeistert, die wahrhaftige innere Freiheit und achtet über allerlei äußeren Genüssen, in denen er seine Freiheit sucht, das göttliche Lebenselement, die göttliche Lebensluft gering, in der er allein wahrhaft frei ist, und in der allein sein Geist sich nach seiner ureigensten Art, nach seinen tiefsten und ursprünglichsten Bedürfnissen bewegen kann. Ein solcher ist jenem Vogel gleich, der für freien Flug unter freiem Himmel geschaffen ist, aber über den guten Bissen, die der Räuber seiner Freiheit ihm darreicht, allmählich des Elements vergißt, für das er geschaffen ist und in welchem er sich bewegen muß, wenn er anders frei sein soll. Der Räuber deiner Freiheit aber, der dich mit sinnlichen Leckerbissen abspeist, um dich die freie Gottesluft vergessen zu machen, ist die Sünde.

Darum willst du frei sein, so lege den Grund dazu dadurch, daß du herausgehst aus der Sünde, und zugleich hineingehst in dein Lebenselement, in Gott. Der Augenblick, da ein Mensch der Sünde, der Selbst- und

Weltsucht den Rücken kehrt und sich zusammenschließt mit seinem Gott, ist die Geburtsstunde seiner wahren Freiheit. Denn in diesem Augenblick kündigt er dem fremden Zwingherrn den Dienst und kehrt zu seiner ureigenen gottebenbildlichen Menschenart zurück, um fortan sein Leben so zu gestalten, wie es dieser seiner Urnatur entsprechend ist. Im glaubigen Zusammenschluß des Herzens mit dem göttlichen Leben blüht die rechte Freiheit empor, und in der Gestaltung des Lebens nach Gottes Willen, im Gehorsam gegen Gottes Gebot und Ordnung, trägt sie ihre Früchte. Nicht derjenige ist wahrhaft frei, der, wie die Rede zu lauten pflegt, thun kann was er will, sondern derjenige ist frei, der wollen und thun kann was er soll, weil dieses von Gott gesetzte „Sollen" das seiner innersten Natur wahrhaft Entsprechende ist.

Hast du diese wesentliche Freiheit gewonnen, so werden dir die einzelnen Freiheiten, wenn es Zeit ist und soweit sie dir heilsam sind, von selbst zufallen. Soweit sie dir aber jetzt etwa noch vorenthalten sind, ja vielleicht aus irgend welchen Gründen dein Leben lang vorenthalten bleiben, wirst du darüber nicht unglücklich noch zornig sein, auch nicht über Sklaverei und Tyrannei seufzen oder schimpfen. Denn mehr und mehr wirst du lernen, dich gerade darin als einen Besitzer der wahren Freiheit zu zeigen, daß du, wenn es sein muß, jene äußerlichen sogenannten Freiheiten zu entbehren im Stande bist, ohne dadurch in deinem Lebensglück gestört zu sein. Die Schranken, welche durch heilsame menschliche oder göttliche Ordnung dem Einzelnen nach seinem

Alter, Stand und Beruf gezogen sind, sind für den wahrhaft Freien kein lästiger, unerträglicher Zwang, gegen den er sich wild aufbäumt, sondern sie sind ihm eine Zucht, die er sich selbst auflegen würde, auch wenn sie ihm nicht von außen her gesetzlich aufgelegt wäre, und durch die ihm jedenfalls nichts entzogen wird, was ihm zu seiner innerlichen Befriedigung unentbehrlich ist.

So ist's also gerade die Freiheit, die Freiheit im vollen und wahren Sinn, die sich in der Unterwerfung der Eigenart unter die Zucht der guten Sitte, des Gewissens, des göttlichen Gesetzes und der rettenden Gnade Gottes, kurz in aller wahren Charakterbildung bezeugt und befestigt. Und das ist nun das Ziel, dem Gott durch die rettende Gnade die Menschen alle entgegenführen will: Verklärung aller Eigenarten, aller Individualitäten ins göttliche Wesen, nicht daß sie darin untergehen, nicht daß zuletzt ein ewiges Einerlei werde, sondern daß das eine Gotteswesen sich in Millionen und aber Millionen freier, eigentümlicher Menschenwesen herrlich darstelle, so wie am Sommermorgen jeder einzelne von den Millionen Tautropfen ein und dasselbe Sonnenlicht widerspiegelt, aber jeder in anderer Strahlenbrechung.

---

3. Das Leibesleben.

Auge und Ohr, überhaupt unsere leiblichen Sinnesorgane führen dem Geist die Eindrücke zu, die zu seiner Entwicklung notwendig sind, und wiederum, wenn unser

Geist die empfangenen Eindrücke nach außen wiedergeben, wenn er auf die Außenwelt einwirken will, so bedarf er hiezu des Leibes als seines Werkzeugs. Wahrnehmung, Gedanke, Gebärde, Sprache, That — alles das bedarf der körperlichen Vermittlung. Und wie wunderbar ist dieser dein Leib eingerichtet! Es ist ein Kunstwerk Gottes des Allerhöchsten, dessen Ähnlichkeit und Ebenbild ihm aufgeprägt ist. Gottes einiger Sohn hat sich nicht gescheut, einen Menschenleib anzuziehen und in demselben das größte Werk zu vollbringen, das die Menschengeschichte kennt, das Werk der Erlösung und Erneuerung der Menschheit. Dein eigener Leib ist berufen, ein Tempel des Gottesgeistes zu werden und zugleich mit deiner Seele in dem lebendigen Gott fröhlich zu sein. Ja er ist bestimmt, wenn er durch die Katastrophe des Todes und der Verwesung hindurchgegangen, mit teil zu nehmen an der künftigen Weltvollendung, an der Seligkeit und Herrlichkeit des vollendeten Gottesreichs.

Aber keine Rechte ohne Pflichten. Je höher die Ehre ist, die dem Menschenleib schon widerfahren und die ihm noch in Aussicht gestellt ist, desto wichtiger ist es, daß die Heiligkeit der Jugendzeit auch im Leibesleben schon zur Darstellung und zum Ausdruck komme. Ist dein Leib ein Werkzeug des Geistes — wie viel kommt darauf an, daß dieses Werkzeug auch seine richtige Beschaffenheit und gehörige Tüchtigkeit habe!

Darum versäume nichts, was zur Stählung, Kräftigung und gesunden Entwicklung deines Körpers gehört, halte ferne von dir die Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Genußsucht, welche leider insbesondere in unsern Städten

sich der Jugend zu bemächtigen angefangen hat. Wie unjugendlich sind die Gestalten, welche man da und dort auf den Straßen und an den Vergnügungsorten promenieren sieht, um zu sehen und gesehen zu werden! Diese ältlichen parfümierten Jünglinge, die bei ihrer Kleidung mehr auf den modernen und eleganten Schnitt sehen, als darauf, daß man sich frisch und frei darin bewegen könne, die lieber ausfahren als zu Fuße gehen, sich die Berge am liebsten von unten betrachten und im Ballsaal besser zu Haus sind als auf dem Turnplatz oder im freien deutschen Wald! Woher soll das Vaterland Männer bekommen für Rat und That, wenn solche Weichlichkeit überhand nimmt? Da möchte man wohl dem Kaiser Vespasian recht geben, der zu einem wohlparfümierten jungen Offizier sagte: „Ich wollte, du röchest nach Knoblauch anstatt nach Pomade!" Aber ganz besonders möchte ich dich auf zwei Tugenden aufmerksam machen, durch deren Übung dein Leibesleben recht bewahrt, durch deren Vernachlässigung es verunehrt und zerstört wird: Mäßigkeit heißt die eine, und Keuschheit heißt die andere.

Von alten Zeiten her ist, was das Maßhalten im Trinken betrifft, unser deutscher Ruhm nicht eben fein gewesen, und wenn in neuester Zeit ein Franzose über manche unserer Landsleute gesagt hat, sie seien, ehe sie trinken, ein Bierfaß, und wenn sie getrunken haben, ein Faß Bier, so ist das zwar von dem Franzosen boshaft geredet, aber leider nicht ganz unwahr. Und warum sitzt am Montag Morgen so mancher junge Kaufmann verdrossen und matt vor seinen Büchern, so mancher

Schüler mit ödem und dumpfem Kopf auf seiner Schulbank? Ist's nicht deshalb, weil am Sonntag gegen das Gesetz der Mäßigkeit gesündigt worden ist? Ja, betrachten es nicht manche als eine Ehre und als ein wichtiges Anzeichen angehender Männlichkeit, sich eines Rausches rühmen zu können? Ich habe schon junge Leute gesehen, welche sicher noch ganz nüchtern waren, aber sich wenigstens den Anschein gaben, als wären sie stark angetrunken. O Thorheit und Schande! Gläsern dreinschauen anstatt klar und lebendig, lallen anstatt zu reden, schwanken anstatt zu gehen, — fürwahr eine besondere Ehre! Wenn man einem solchen Wüstling am folgenden Tag sein Bild zeigen könnte, wie es am Abend zuvor war, — müßte es ihm nicht die Schamröte ins Angesicht treiben, wenn er überhaupt noch im stande ist, sich zu schämen? Und es ist nicht bloß der eine Abend, an dem du deine Menschenwürde in den Staub und Kot ziehst, — nein, ein solcher Abend wirkt nach, schwächt Körper und Geist, stumpft das Gewissen ab, und wenn du auch die Folgen nicht sofort in der Jugend wahrnimmst, so bleiben sie doch gewiß im Mannesalter nicht aus. Es ist noch nicht lange her, da stand ich am Sterbebette eines jungen Mannes, der die Schwindsucht hatte und schon vom Tod gezeichnet war. Sein Auge war glanzlos und tiefliegend, seine Wangen eingefallen, die Gesichtszüge schlaff und matt. Mit Thränen der Wehmut gedachte er seiner Altersgenossen, welche jetzt eben daran waren, in frischer Kraft und frohem Lebensmut sich ihre eigene selbständige Lebensstellung zu gründen, und „wissen Sie," sagte er, „was mir das Kranksein am schwersten macht? Ich

könnte auch gesund und kräftig sein wie die anderen, aber ich bin selber schuld daran, daß ich so elend geworden bin. Ich habe schon auf dem Gymnasium das Trinken angefangen, habe es auf der Hochschule fortgesetzt, und bin dann plötzlich zusammengebrochen und geworden, was ich jetzt bin." Und er war ein reichbegabter Jüngling gewesen, der Stolz und die Freude seiner Eltern, welche jetzt mit namenlosem Schmerz an seinem Sterbebett standen, und wenige Tage nachher ihm die Augen zudrückten. Hüte dich vor der ersten Sünde gegen die Mäßigkeit und Nüchternheit! Kämpfe ritterlich gegen alle Versuchung zur Unmäßigkeit! Halte dich im Essen und Trinken immer mäßig, das heißt so, daß dein Geist Herr im Haus bleibt und der Körper ihm zu gehorchen im Stande ist; daß deine Gedanken stets klar, deine Bewegungen frei und sicher, deine Reden verständig bleiben und du jeden Augenblick auf jeden Ruf, der an dich ergeht, auch wenn es ein Gottesruf ist, ja wäre es selbst der Ruf aus dieser Welt, ein freudiges „hier bin ich!" bereit hast.

Indes nicht bloß in der Vermeidung des Zuviel beim Essen und Trinken zeigt sich die Mäßigkeit, sondern auch in der Art und Weise, wie beides genossen wird. Es gehört zum häßlichsten, was es giebt, wenn aus dem Essen und Trinken ein Selbstzweck, ja eine Art Kunst und Wissenschaft gemacht wird. Es ist ja gewiß richtig, daß bei Speise und Trank nicht bloß der Magen, sondern auch der Gaumen beteiligt ist, d. h. daß es sich dabei nicht bloß um die Ernährung, sondern auch um den Geschmack handelt. Und wenn Gott selbst den

Speisen ihren Wohlgeschmack, dem Wein seine Blume verliehen hat, so ist ja damit ausdrücklich eine, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ästhetische Seite des Essens und Trinkens gegeben. Aber wenn man schon junge Leute in Entzücken geraten sieht über ein rares, feines Gericht — von den alten blasierten Gourmands rede ich hier nicht — so ist das ein über die Maßen widerwärtiger Anblick. Da saß ich einmal an einer Wirtstafel, und unter den Gerichten, die umhergereicht wurden, war auch ein seltenes, feines Gemüse. Mein Lebenlang vergesse ich's nicht, mit welch gierigen Augen zwei junge Stutzer, welche dasaßen, sich dieser Delikatesse bemächtigten. „Da riech nur!" sagte einer zum andern, „welches Aroma!" und beide steckten vereint voll Entzücken die Nasen hinein. Daß sie die ganze Platte auf ihre Teller ableerten, war nach dieser Manipulation noch das beste, was sie thun konnten. Da lobe ich mir noch das Jubelgeschrei, mit dem eine Schar kleiner Kinder ihr Leibgericht auf dem Tisch aufmarschieren sieht! Ein Christenmensch genießt Speise und Trank als leibliche Gaben Gottes mit Danksagung. Er ißt nicht, um zu essen, und trinkt nicht, um zu trinken, sondern er thut beides, weil es zu des Leibes Notdurft gehört, und dankt Gott dafür. Freilich gilt bei vielen das Tischgebet auch nicht mehr als zeitgemäß, namentlich wenn man Gäste hat oder im Gasthof ißt. Es giebt fortgeschrittene Leute mit dem Christennamen, die es geradezu als Beleidigung ansehen, wenn einer neben ihnen zu Tische betet. Ein solcher fragte den alten Pfarrer Flattich einmal spöttisch, ob bei ihm zu Haus

alles bete? „Nein," sagte dieser, „ich habe ein paar Schweine, die beten nicht." Auch ist aus dem Neuen Testament ein Mann bekannt, der, nachdem er gegessen, das Danken nicht für nötig fand; der Name ist aber nicht eben empfehlend für diesen Standpunkt. Von Judas nämlich, dem Verräter, heißt es: Nachdem er den Bissen genommen, ging er alsbald hinaus.

Die Tugend der Mäßigkeit aber hat eine Zwillingsschwester, die mit ihr Hand in Hand geht, und das ist die Tugend der Keuschheit. Auf sie kommt es ganz besonders an, wenn von der Reinerhaltung und der Bewahrung des Leibeslebens die Rede ist. Ich brauche sie dir nicht erst zu schildern, die Seuche, die im Finstern schleicht, die Pestilenz, die am Mittag verderbt. Ich brauche dir auch die Folgen dieser Pestilenz nicht erst vor Augen zu malen: den befleckten Leib, das gebrandmarkte Gewissen, die verunreinigte Phantasie, und in vielen Fällen auch noch die hohlen Augen, die verlorene Kraft, den zerrütteten Geist. Ich habe einen Jüngling gekannt, der war der stärkste und gewaltigste unter uns allen. Er hatte eine mächtige, breite Brust, Knochen wie Eisen und Muskeln wie von Stein. Im Turnen, im Ringen, wo es sich um ein Kraftstück handelte, that es ihm keiner zuvor. Und wie sein Körper, so war auch sein Geist, frisch, elastisch, munter und zu schwerer Arbeit immer aufgelegt. Es war eine Freude, ihn heranwachsen zu sehen, was konnte noch alles aus ihm werden! Plötzlich fing er an zusammenzufallen, seine Kraft nahm ab, seine geistige Beweglichkeit erlahmte, er wurde zerstreut, denkfaul, wie er vorher denkeifrig

gewesen war, und jetzt — jetzt sitzt er als Blödsinniger den ganzen Tag auf dem Boden, lächelt stumpf vor sich hin, und der höchste Genuß, den man ihm gewähren kann, ist eine Prise Tabak. Der Wurm aber, der an ihm nagte und endlich ihn aufzehrte, das war die Unkeuschheit. Du kennst auch den riesenstarken Helden des Alten Testaments, Simson. Wie herrlich war er ausgerüstet an Körper und Geist, gottverlobt von Mutterleibe an! Und doch, wie wenig hat er im ganzen ausgerichtet! Seine Thaten sind abenteuerlich, interessant, aber rettende Thaten im großen Stil waren es nicht. Er zersplitterte seine Kraft in einzelnen Kraftstücken, aber die wenigsten darunter kamen seinem Volk zu gut. Und woher die Zersplitterung? warum kam er zu keiner großen rettenden That? Weil er seine Sinnlichkeit nicht zu zügeln vermochte, und infolge davon bald diesem, bald jenem Weib in die Hände fiel, bis zuletzt eine über ihn kam, die ihn überlistete und seine Heldenkraft völlig brach. Sieh also, wie verheerend und zerstörend die Unkeuschheit selbst auf die unverwüstlichste Heldenkraft wirken kann.

Das hat einer der größten deutschen Männer, der große Kurfürst von Brandenburg, bei Zeiten bedacht, und dadurch seinen Leib und seine Seele errettet. Er kam als junger Prinz auf einer Reise nach dem Haag, der holländischen Residenz. Dort waren damals viele ausgezeichnete Staatsmänner beisammen, aber auch viele leichtsinnige, sittenlose junge Edelleute. Einige der vornehmsten machten sich bald an den Kurprinzen und suchten ihn durch ihren Umgang zu fesseln. Einst luden sie ihn zu einem Gelage ein, das bis in die Nacht hinein

währte, und bald waren außer dem Prinzen alle mehr oder weniger betrunken. Da erschienen verabredetermaßen hübsche, leichtfertige Dirnen, welche von den betrunkenen Zechgenossen jubelnd begrüßt wurden. Dem Kurprinzen trieb es die Zorn- und Schamröte ins Gesicht, als er merkte, auf was es abgesehen war. Rasch stand er auf, um die Gesellschaft zu verlassen. Man redete ihm zu, länger zu bleiben, jetzt komme erst das Beste und Schönste. Er aber rief: „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Vaterland schuldig, daß ich diesen Ort sofort verlasse!“ Und am nächsten Morgen saß er schon zu Roß und ritt aus der Stadt hinaus, nach dem Kriegslager des Statthalters Friedrich von Oranien, der eben die feste Stadt Breda belagerte. Als dieser den Grund der schleunigen Abreise des Kurprinzen vernahm, rief er voll Bewunderung: „Eure Flucht beweist mehr Heldenmut, als wenn ich Breda erobere! Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große gelingen!“ Und das Große ist ihm gelungen. Wäre Friedrich Wilhelm damals im Haag nicht so ritterlich geflohen, wer weiß, ob er jemals bei Fehrbellin so ritterlich und siegreich sein Schwert geschwungen hätte! Rechtzeitige Flucht verhütet manches, dessen du dich später schämen müßtest. Und wenn du dich dessen nicht schämen würdest, so wäre es nur um so trauriger. Wie mancher ist dadurch in Sünde und Schande geraten, daß er zu feig war, im rechten Augenblick zu fliehen! Wäre Joseph vor der Verführung nicht geflohen, so wäre er vielleicht nicht ins Gefängnis gekommen, aber er hätte auch nicht Ägyptens Volk und

seines Vaters Haus vom Hungertod gerettet. Seine Geschichte zeigt deutlich, wie oft ein Jüngling, der solchen mächtigen Versuchungen in Gottes Kraft energisch widersteht und seine Unschuld bewahrt, später ein besonderes Maß von geistiger Ausrüstung empfängt, um auch andern ein Segen zu werden. Der Altvater Ephrem, bekannt unter dem Namen „der Syrer," kam in Edessa neben einer verrufenen Dirne zu wohnen. „Fehlt dir nichts?" fragte sie ihn eines Tages, als sie ihn von ihrem Zimmer aus am Fenster stehen sah. „Nichts, als einige Steine und etwas Lehm, um dieses Fenster zu verstopfen, durch welches du mir ins Zimmer siehst." —

Darum: fliehe zur rechten Zeit! Wenn du dich in unsauberer Gesellschaft findest, so fliehe! Wenn ein Bild, eine Scene dein Auge fesseln will, wodurch böse Gedanken in dir hervorgerufen werden, so wende den Rücken und fliehe! Wenn dir ein schändlich Buch in die Hand kommt, und dein Auge stößt auf einen Satz, einen Abschnitt, eine Überschrift, wodurch deine Gedankenwelt vergiftet wird, so schleudre das Buch in eine Ecke oder ins Feuer und fliehe! Und wenn aus irgend welchen andern Veranlassungen unreine Bilder und Lüste in deiner Seele aufsteigen, so lauf ihnen davon, nimm etwas anderes vor, lerne, arbeite, säge Holz, sammle deine Gedanken um ein Dichterwort, einen Bibelspruch, einen Liedervers, bete zu Gott, schreie aus Leibeskräften, laufe dich müde in Wald und Feld, kurz, thue dies und das, um den bösen Gedanken und Begierden davonzulaufen. Hüte dich besonders vor dem oben schon erwähnten Feind, der Weichlichkeit, denn diese ist die Brutstätte böser Lüste und

Gedanken, der Giftsumpf, aus dem die leib- und seelenverderblichen Dünste aufsteigen. Als Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, noch ein Knabe war, bekam er eines Tages einen schönen Schlafrock zum Geschenk. „Denselben hat der junge Herr erstlich von hinten und von vorne, von außen und von innen genau betrachtet, alsdann aber denselben ergriffen und in das Feuer geschmissen, welches, weil es zur Winterzeit gewesen, in einem Kamin sehr stark gebrannt hat." Und woher hat sich der alte Ernst Moritz Arndt seine körperliche Kräftigkeit und Frische bewahrt bis ins hohe Alter? Er war als Jüngling blühend und stark, voll üppiger Kraft, die seine Glieder schwellte und in mancher Beziehung eine Versuchung für ihn war, um so mehr, da er in dem verführungsreichen Stralsund als Student lebte und für die Freuden der Jugend einen besonders aufgeschlossenen Sinn hatte. Um aber rein und keusch zu bleiben und aus der Stadt so unbefleckt herauszukommen, wie er hereingekommen war, lebte er so einfach wie möglich. Brot und Wasser war sein Frühstück; die Abende blieb er zu Hause und begnügte sich mit Butterbrot und einem Glas Wasser oder Bier. Auch suchte er seinen Körper durch Fußtouren, kalte Bäder bis in den November hinein und mäßigen Schlaf abzuhärten und das Fleisch unter den Willen des Geistes zu beugen. Ja, er ging sogar eine Zeit lang ernstlich damit um, das Studium mit der Landwirtschaft zu vertauschen, und noch nach seiner Studentenzeit schlief er gelegentlich des Nachts auf harten Brettern oder wanderte in Wald und Feld herum, um sich selbst in der Gewalt zu behalten. Das brauchst du

nun just nicht alles nachzumachen, aber tüchtig arbeiten und recht müde werden — das ist ein Segen. Sorge, daß du jeden Abend recht müde und schlafbedürftig zu Bette gehest, und befiehl, ehe du einschläfst, deinen Leib und deine Seele dem Schutz Gottes und seiner heiligen Engel; und wenn du morgens aufwachst, so sollst du, wie Luther sagt, flugs aus dem Bette fahren, dein „das walte Gott“ beten und alsdann fröhlich an die Arbeit gehen. Ein reiner und gesunder Leib als Wohnung für eine reine und gesunde Seele, dazu helfe dir Gott!

4. Geistesbildung.

Dein Leibesleben ist nicht das Einzige und nicht das Wichtigste, was der Bewahrung und Pflege bedarf. Dein Leib ist bloß Wohnung und Werkzeug für den Geist, und wie jener, so verlangt auch dieser seine Nahrung, Pflege, Entwicklung und Ausbildung.

„Bildung“ ist eines der Schlagwörter unsrer Zeit, so sehr, daß man bei manchen Leuten kaum weiß, über was man sich mehr wundern soll: über die ausgebildete Einbildung oder über die eingebildete Ausbildung. Doch darf uns der häufige Mißbrauch, der mit diesem Worte getrieben wird, nicht verhindern, den edlen Sinn und Gehalt desselben anzuerkennen, und wenn Geistesbildung als etwas sehr Wichtiges, ja Unentbehrliches für die Jugend angesehen wird, so ist das ganz in der Ordnung.

Aber was ist denn Bildung? Liegt sie bloß im äußeren Auftreten und Benehmen? Liebe Zeit! wie manche Verlegenheitsmenschen giebt's in der Welt, die in Gesellschaft nicht recht wissen, was sie mit ihrem äußeren Menschen anfangen sollen, und die doch, sobald sie anfangen zu reden, sich als grundgebildete Leute zeigen! Und umgekehrt, wie manche glattgeschliffene und wohlpolierte Gesellschaftsmenschen giebt's, deren Bewegungen und Verbeugungen tadellos sind, und die doch, sobald man sich ins Gespräch mit ihnen einläßt, oder sobald sie in Affekt geraten, sich als grundrohe, ungebildete Leute zeigen! Bildung ist vor allen Dingen Geistesbildung und besteht also in der richtigen Ausbildung, Pflege und Schulung der verschiedenen Geisteskräfte.

Da ist die Kraft des Erkennens, des Denkens, des Wissens. Diese will vor allen Dingen tüchtig geübt sein, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen soll. Läßt es einer in diesem Stück fehlen, so wird er unfehlbar das, was man mit dem Ausdruck „dumm" zu bezeichnen pflegt. Von Natur ist niemand dumm, sondern höchstens in Bezug auf Verstandeskräfte mangelhaft begabt. Aber geringe Begabung und Dummheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn einer bei geringer Begabung des Verstandes doch das Wenige, was er hat, treulich anwendet, einen wenn auch kleineren Kreis des Wissens sich gründlich zu eigen macht und dann in Bescheidenheit sich dessen bewußt bleibt, wo sein Wissen aufhört und sein Nichtwissen anfängt, so wird es keinem Vernünftigen einfallen, ihn als dumm zu bezeichnen. Umgekehrt kann einer selbst bei reicher und schöner Begabung es dahin

bringen, daß er dieses beschämende Prädikat verdient, wenn er sich auf seine Verstandesgaben verläßt, nichts ordentlich und gründlich lernt, in Halbwisserei verfällt, dabei aber stets der Überzeugung lebt, daß er sehr viel wisse, und demgemäß überall dreinredet, einerlei ob's recht ist oder verkehrt. Ein solcher Mensch verlottert allmählich in seiner Verstandes- und Urteilskraft, und gehört dann thatsächlich zu den „Dummen." Daher kann man's oft erleben, daß reichbegabte Jünglinge an Bildung des Wissens allmählich von solchen überholt werden, welche an natürlicher Begabung weit unter ihnen stehen. So entscheidend ist ja Gott Lob und Dank das Maß der Begabung überhaupt nicht, daß das ganze Fortkommen eines Menschen davon abhinge; die Treue, mit der er das, was ihm gegeben ist, anwendet und verwaltet, fällt ungleich entscheidender ins Gewicht. „Dem einen gab er fünf Pfunde, dem andern zwei, dem Dritten eins," heißt es im Gleichnis. Damit ist allerdings die Verschiedenheit der Begabung ausgesprochen und anerkannt. Aber wie es nun ans Abrechnen geht, so bekommt der Knecht mit den zwei Pfunden genau dasselbe Lob und dieselbe Anerkennung, wie der mit den fünfen: „Ei du frommer und getreuer Knecht; ich will dich über viel setzen." Und der mit dem einen Pfund hätte ganz gewiß eben dasselbe Lob und denselben Lohn bekommen, wenn er seine Schuldigkeit gethan hätte. Noch mehr: auch der am meisten bekommen hat, wird eben bezeichnet als einer, der „über Wenigem getreu gewesen sei." Mit andern Worten: auch die höchste menschliche Begabung ist eine kleine Kraft, wenn man sie mißt am

höchsten Maßstab; und auch die kleinste menschliche Begabung ist groß genug, wenn man als frommer und getreuer Knecht redlich damit dienen und den Platz ausfüllen will, den Gott einem in der Welt anweist.

Doch ist es allerdings nicht genug, daß du deine Verstandeskräfte überhaupt übest, sondern es fragt sich auch noch weiter: Womit sollst du sie üben? Auf welche Gegenstände des Wissens sollst du dich werfen, um deine Erkenntnis, dein Wissen zu bilden?

Vielleicht machst du dir nun alle möglichen weitschweifenden Vorstellungen davon, was alles dazu gehöre, was man alles wissen und gelesen haben müsse, um das Lob wahrer Geistesbildung für sich in Anspruch nehmen zu können. Da möchte ich denn zuvörderst alles derartige Hinausschweifen in die Ferne abschneiden und ganz prosaisch und trocken sagen: zur Geistesbildung gehört vor allen Dingen, daß einer das, was er nach seinem Stand und Beruf zu lernen hat, tüchtig und gründlich lerne. Hast du also erst eine gute Schule durchlaufen und sollst Kaufmann werden, und trifft dich nun das Los, mit vorgebundener grober Schürze im Magazin stehen oder hinter dem Ladentisch den Kunden ihre Ware abwägen zu müssen, so mußt du beileibe nicht denken, daß dies eines gebildeten Menschen, wie du einer seiest, unwürdig sei, sondern du mußt von der Überzeugung durchdrungen sein, daß gerade dies jetzt wesentlich zu deiner Geistesbildung gehöre. Oder wenn du dich zur Universität vorbereitest, und mußt demgemäß fleißig auf der Schulbank sitzen und allerlei trockene Dinge treiben, die dir schlecht behagen und sauer eingehen, so

sollst du nicht denken, das sei eigentlich keine menschenwürdige Arbeit, und eine schöne Erzählung zu lesen oder in Poesieen und Ästhetik zu schwelgen wäre viel bildender, sondern du sollst dafür halten, daß gerade diese trockene Arbeit jetzt für deine Geistesbildung ganz besonders wesentlich sei. Nichts macht einen unangenehmeren Eindruck, als ein junger Mensch, der über alle möglichen Dinge, die vielleicht gerade zum Tagesklatsch der „gebildeten" Welt gehören, höchst „gebildet" zu reden versteht, der genau weiß, was die Kritik über den neuesten Roman zu sagen hat, oder wer gegenwärtig den Othello oder Richard III. am besten zu spielen weiß, aber dann in dem, was er eigentlich wissen *soll*, schlecht beschlagen ist. Das ist eine windige Bildung, die den Namen, mit dem sie sich schmückt, nicht verdient. Und doch wandeln so manche derartige Bildungsritter von der traurigen Gestalt in der Welt umher, und wenn man an ihrer Bildung zweifelt, so nehmen sie's bitter übel. Es ist ja gewiß ganz schön, wenn man bestrebt ist, den Kreis, in den man sich durch Geistesbildung einzuleben gedenkt, von vornherein recht weit zu ziehen. Aber nur vergesse man nicht, daß ein rechter Kreis auch einen Mittelpunkt haben muß, ja daß ein Kreis überhaupt nur dann beschrieben werden kann, wenn, während der eine Fuß des Zirkels hinausgreift in die Weite, der andere fest und sicher im Zentrum ruht. Dieses Zentrum aber muß der Beruf sein. „Wer nie ausgeht, kommt nie heim," ist ein wahres Sprichwort, und kann auch auf die Berufsbildung angewendet werden in dem Sinn, daß man sagt: Wer sich nicht außerhalb

seines engsten Berufsgebiets ordentlich umsieht, ist auch im Beruf selbst nicht gehörig orientiert. Aber man muß das Wort auch umdrehen und sagen: Wer nirgends zu Haus ist, der kommt auch nicht recht hinaus; wer keine Heimat hat, zieht auch aus dem Leben in der Fremde nicht den vollen Gewinn, und wer in seiner Berufsbildung nicht gründlich und solid ist, dem fehlt der Mittelpunkt, um den sich sein übriges Wissen herlegen kann, damit es sich zu einer in sich geschlossenen Einheit, zu einem wohlgeordneten Ganzen gestalte.

Ich glaube geradezu, daß im jugendlichen Alter mit der gründlichen Aneignung dessen, was der Beruf oder eine höhere Schulbildung fordert, der Bildungsdrang vollauf beschäftigt sein wird. Besuchst du eine höhere Lehranstalt, etwa als Vorbereitung für die Universität, so ist da in der That schon der Lektionsplan reichhaltig genug, um dich in die allerverschiedensten Bildungsgebiete einzuführen, und du hast gewiß genug und übergenug zu thun, um dir all den Bildungsstoff, der dir da geboten wird, gründlich anzueignen und ihn gehörig zu verarbeiten. Stehst du dagegen schon in der Erlernung eines ganz bestimmten kaufmännischen oder gewerblichen Berufs, so wirst du, je gründlicher, eifriger und gewissenhafter du ihn betreibst, desto mehr Bildungskräfte für den Geist in demselben entdecken und Gelegenheit und Aufforderung genug haben, über die krämer- und handwerksmäßige Auffassung deines künftigen Berufs hinaus, und in eine geistigere, edlere und weitere Auffassung desselben hineinzukommen. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen einem Kaufmann, der seine Ware

eben im Magazin hat, ihren Preis und ihre Verwendung kennt, das Geld, das er für sie bekommt, einkassiert, im übrigen sich aber nicht weiter um sie kümmert, und zwischen einem Kaufmann, der auch etwas von dem Lande weiß, aus dem die Ware kommt, sich ein Bild von demselben und seinen Bewohnern machen kann, der weiß, wie und wo die Ware gewonnen, wie sie verarbeitet wird, welche Stellung sie im allgemeinen Weltverkehr einnimmt u. s. w. Im ersteren Fall nennen wir einen Kaufmann ungebildet, im zweiten geht es nach dem Schillerschen Wort:

> Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
> Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Und so ist es in allen Berufsarten. Jeder Beruf hat neben seiner materiellen Außenseite auch eine geistige Innenseite, vermöge deren er zugleich mit den verschiedensten sonstigen Berufsarten in inneren Zusammenhang tritt, und dieser Innenseite sich zu bemächtigen ist eine Aufgabe, ohne deren Lösung sich vollständige Berufsbildung überhaupt nicht denken läßt, deren Lösung aber auch alle Bildungsquellen erschließt, welche für jeden in seinem besonderen Stand und Beruf wichtig und zugänglich sind. Und wie reich und mannigfaltig sind die Mittel, welche die Gegenwart jedem strebsamen Jüngling an die Hand giebt, um auch in einem nicht eigentlich wissenschaftlichen Beruf zu der geistigen Innenseite desselben vorzudringen!

Hast du dann doch noch Zeit übrig, um durch Privatlektüre dir noch weitere Bildungsstoffe und Bildungskräfte zuzuführen, und in Gebiete einzudringen, welche mit deinem Lernen nicht unmittelbar zusammenhängen,

so ist das ganz gut. Ich denke dabei namentlich an solche Lektüre, welche nicht unmittelbar belehrend, sondern mehr im allgemeinen geistig anregend oder auch einfach unterhaltend und also geeignet ist, zur Bildung des Wissens auch noch die Bildung der Phantasie zu fügen. Denn auch die Phantasie ist ein wesentliches Stück unsres inneren Lebens, das sorgfältiger Pflege bedarf. Sie ist die gestaltende Kraft in uns, von ihr bekommt der Geist die Bilder, welche ihn beschäftigen, ja nicht bloß beschäftigen, sondern auch bestimmen und beeinflussen; sie giebt auch den Idealen, welche des Jünglings Seele bewegen und erfüllen, ihr lebhaftes Kolorit, ihren vollen, warmen, jugendlichen Ton. Und je mehr gerade das jugendliche Alter geneigt ist, von der Phantasie und ihren Gestaltungen sich innerlich bewegen zu lassen, desto notwendiger ist es, daß diese Seelenkraft recht in Zucht genommen und richtig genährt werde. Wird sie nicht gehörig in Zucht genommen, so überwuchert sie, gewinnt allmählich die ausschließliche Herrschaft über den Menschen und macht ihn zum „Phantasten,“ trübt das klare Urteil, hindert die ruhige, nüchterne Überlegung, reißt zu allerlei unbesonnenem Treiben hin. Auch die besten und edelsten Ziele, die ein Jüngling verfolgt, bleiben, wenn sie bloß mit der Phantasie aufgefaßt werden, in einem allgemeinen Nebel schwärmerischer Begeisterung eingehüllt; es fehlt am klaren Erfassen, und darum täuscht man sich denn auch bitter über die Mittel, welche einem zur Erreichung dieser Ziele zu Gebote stehen, sowie über die Schwierigkeiten, welche zu überwinden sind. Jene, die Mittel, taxiert man zu hoch; diese, die Schwierigkeiten,

taxiert man zu niedrig. Solche Enttäuschungen kann man sich ersparen, wenn man sich gewöhnt, seine Phantasie gehörig in die Zucht des Denkens und des sittlichen Willens zu nehmen. Aber auch richtig genährt muß sie werden, sonst wird sie, anstatt befruchtend auf das innere Leben zu wirken, vielmehr eine Gefahr für dasselbe, ja möglicherweise eine Quelle sittlicher Blutvergiftung, die den Menschen innerlich zu Grunde richtet.

Ganz ebenso verhält es sich mit der richtigen Ausbildung eines anderen Seelen- und Geistesvermögens, nämlich des Gefühls. Auch dieses ist ein bedeutungsvolles Stück unsres inneren Lebens; es ist die Kraft, die uns persönlich für die Dinge ins Interesse nimmt und bewirkt, daß wir ihnen nicht bloß aus kühler, fremder Ferne gegenüberstehen, sondern persönliche, innere, warme Teilnahme für sie empfinden. Es giebt Leute und zwar nicht bloß alte, sondern auch junge, welche meinen, es sei ein Zeichen wahrer Bildung, wenn man möglichst wenig Gefühl, möglichst wenig persönliches Interesse an den Dingen zeige und in einer gewissen fernen, fremden Erhabenheit oder vielmehr Gleichgiltigkeit über ihnen schwebe. Du magst solche Leute zu erwärmen suchen wie du willst, durch fröhliche oder traurige Dinge, durch Großartiges oder Liebliches — es läßt sie kühl, wenigstens thun sie so und dünken sich dabei sehr vornehm und fein gebildet. In Wahrheit ist solches Wesen aber weder vornehm noch gebildet, sondern eine ganz gewöhnliche Blasiertheit. Gefühl haben für Freud und Leid, bewegt sein von Wohl und Weh, das ist nicht schwach, sondern menschlich; wer sich dessen

schämt, ist ein Thor, und wer wirklich nicht mehr imstande ist, von Wohl und Wehe sich bewegen zu lassen, des Herz ist hart und ausgebrannt. Nur muß allerdings auch das Gefühl in Zucht genommen und in der rechten Weise gebildet werden. Es darf nicht auf eigene Faust Geschäfte machen, sondern muß sich vom Verstand durchleuchten, vom richtigen Willen leiten lassen; es darf nicht die Führerschaft im inneren Leben des Menschen an sich reißen, sondern nur die Begleitung übernehmen. Es giebt „Gefühlsmenschen,“ das heißt Leute, welche sich in ihrem Reden, Handeln und Verhalten lediglich von ihrem Gefühl, von augenblicklichen, unmittelbaren, durch keine verständige Überlegung geregelten und geklärten Eindrücken leiten lassen. Das ist eine bedenkliche Sache. Unbesonnenheit im Urteilen, Unüberlegtheit im Handeln, viel Täuschung und Enttäuschung ist die Folge davon. Bald stürzt man sich kopfüber in eine Sache hinein, um hintennach zu erkennen, daß man sich dran schämen muß; bald spricht man frischweg über eine Sache ab und merkt hintennach, daß man ihr bitter Unrecht gethan hat und sie aller Anerkennung wert ist. Nicht also, lieber Freund! Es ist etwas Schönes, und steht namentlich der Jugend wohl an, den Dingen mit lebendigem, warmem, persönlichem Interesse, mit kräftigem Wohlgefallen oder Mißfallen gegenüberzutreten; aber vergiß nicht, daß das Gefühl für sich allein blind ist und sich von einem gesunden und wohlbegründeten Urteil, sei es nun dein eigenes, oder je nach Umständen das Urteil einer reiferen und erfahreneren Person als du selber bist, leiten lassen muß.

Während nun der „Gefühlsmensch“ darin fehlt, daß er lediglich aus seinen persönlichen Gefühlseindrücken heraus redet und handelt, so giebt es noch eine andere Gefühlskrankheit, welche der Jugend manchmal eigen ist, nämlich die Sentimentalität. Der Gefühlsmensch handelt aus seinen Gefühlen heraus, der Sentimentale ruht in ihnen, gefällt sich in seinen Gefühlen, kokettiert damit, schwelgt darin und kommt sich selbst dabei höchst interessant vor. Namentlich sind's die Schmerzgefühle, welche von den sentimentalen Leuten gern als Gegenstand des Genusses benützt werden. Es ist ihnen eine wahre Wonne, sich als die Verkannten, Unverstandenen, von Gott und Welt Mißhandelten zu betrachten und selbst zu bemitleiden, und wenn ihnen jemand „ihren Schmerz“ nehmen will, so nehmen sie's gerade so übel wie ein eingebildeter Kranker, dem jemand „seine“ Krankheit nicht gelten lassen will. Hast du vielleicht auch hie und da solche Weltschmerzzeiten? Wenn sie über dich kommen wollen, so lache dich selbst tüchtig aus über solche Thorheit, das ist ein gutes Mittel dagegen. Wird solcher Gefühlsgenuß zur Gewohnheit, so ist's immer bedenklich; er wirkt erschlaffend, lähmend auf die innere Kraft, auf die sittliche Energie, auf die Widerstandsfähigkeit gegen Sünde und Versuchung, und führt zu einer geistigen Verweichlichung und Genußsucht, welche für die ernsten, männlichen Aufgaben des Lebens keine Kraft und keinen Willen mehr übrig läßt.

Weil aber die Lektüre es vornehmlich ist, durch welche einem Jüngling die Stoffe zugeführt werden, an denen er Gefühl und Phantasie bildet und nährt, so ergeht an den,

der auch in dieser Hinsicht sich richtig bilden möchte, vor allen Dingen die Frage: Was liesest du?

„Unsre deutschen Klassiker," antwortest du mit Selbstbewußtsein und bist entschlossen, dir dabei in keiner Weise dreinreden zu lassen. Ganz mit Recht. Denn in dem, was die besten Vertreter unsrer deutschen Litteratur geschrieben haben, sind Bildungskräfte zusammengedrängt und Bildungsschätze aufgehäuft, welche dir nicht verschlossen bleiben sollen. Aber nur fein alles zu seiner Zeit und in seiner Ordnung! Es ist nicht nötig, daß du gleich mit „gesammelten Werken" von Göthe, Schiller, Lessing anfangest. Die Erfahrung zeigt, daß ein Schriftsteller desto weniger gelesen wird, je kompleter man seine Werke sauber gebunden in Reih und Glied dastehen hat. Denn man muß dann das, was einen interessiert, erst heraussuchen aus vielem andern, was weniger Wert hat, und so kommt man schwerer daran. Es empfiehlt sich vielmehr, mit einzelnen Stücken und Erzählungen, die besonders gut passen, anzufangen und diese ordentlich durchzuarbeiten. Wer wird auch den ganzen Schiller und Göthe auf einmal verschlingen können? Nicht jedes Stück paßt für jedes Lebensalter, und darum, wenn du an das Lesen unsrer Klassiker kommst, so greife nicht blindlings hinein, sondern erbitte dir dazu den Rat und die Anleitung eines erfahrenen Mannes oder älteren Freundes, dem du in dieser Beziehung vertrauen kannst. Auch unsere klassische Litteratur hat manches hervorgebracht, was, so schön und gelungen es auch vom ästhetischen Standpunkt aus sein mag, doch der jugendlichen Phantasie gefährlich ist und erst dann

gebraucht werden kann, wenn der sittliche Charakter schon eine ganz andere Festigkeit gewonnen hat, als er in den Jünglingsjahren durchschnittlich zu haben pflegt. Die oft gehörte Regel, daß man beim Lesen solcher Dinge sich eben auf den ästhetischen und nicht auf den streng sittlichen Standpunkt stellen müsse, dann werde auch das sittliche Urteil nicht ungünstig dadurch beeinflußt werden, — diese Regel ist theoretisch sehr schnell und leicht ausgesprochen, aber praktisch kaum durchführbar. Denn unser Geistesleben ist nun einmal ein Ganzes, eine Einheit, und magst du dich noch so sehr bemühen, eine schlüpfrige Scene, die dir etwa beim Lesen eines Schriftstellers begegnet, rein vom ästhetischen Standpunkt aus zu genießen, so werden eben doch Gedanken in dir erzeugt und wird deine Phantasie zur Gestaltung von Bildern veranlaßt, welche leicht für dein ganzes sittliches Leben verderblich werden können.

Es gilt hier ganz dasselbe wie bei andern Gegenständen und Produkten der Kunst, z. B. in der Malerei und Bildhauerei. Daß dieselben geeignet sind, bildend auf den Geschmack einzuwirken, unterliegt ja keinem Zweifel. Aber warum gerade nackte Bilder und Darstellungen dazu gehören, ist nicht einzusehen. Solche Dinge zu betrachten mag wohl unschädlich sein für den naiven Standpunkt, auf dem jene Bauernfrau stand, welche die Hylas-Gruppe in den Stuttgarter Anlagen auffaßte als eine Darstellung davon, „wie der Apostel Paulus den Heiden predigt,“ weil sie aus dem Mangel an Bekleidung bei den weiblichen Gestalten auf Unkultur und Heidentum schloß. Oder sie mögen unschädlich sein

für den rein künstlerischen Standpunkt, der vom Stofflichen ganz absehen und sich lediglich an die schönen Formen und Linien halten kann. Aber sie sind es nicht für den, der weder naiver Bauer noch formenschwelgender Kunstkenner, sondern ein jugendlich Menschenkind mit Fleisch und Blut ist. Da gilt's Vorsicht, damit nicht unter der Firma ästhetischer Bildung ein ganzes Heer böser Gedanken in die Seele eingeschmuggelt werde, und so eine innerliche Vergiftung stattfinde, deren Folgen unberechenbar sind.

Ganz besonders ist aber Vorsicht am Platz gegenüber von dem, was die Tageslitteratur an Erzählungen, Romanen u. dgl. hervorbringt. Laß dich hier ja nicht täuschen durch das oberflächliche Gerede, ein gebildeter Mensch müsse doch dies und das auch gelesen haben, um ein Urteil darüber abgeben und in Gesellschaft davon reden zu können. Schon daß das Lesen solcher Dinge Zeit kostet, viel Zeit, ist doch aller Erwägung wert. Es hat ja allerdings die Unterhaltung so gut wie das Ausruhen des Körpers ihren Wert und ihr Recht; aber ehrlich gestanden — sind denn diese Romane, die in den Leihbibliotheken gäng und gäbe sind und stets am abgegriffensten und verbrauchtesten aussehen, auch nur eine geistige Unterhaltung im eigentlichen Sinn, d. h. ein angenehmes, wohlthuendes, stärkendes Ausruhen? Wahres Ausruhen muß zugleich eine Sammlung neuer Kräfte sein, gleichsam ein erfrischendes und erquickendes Bad für das Geistesleben — kann man das durchschnittlich von unsern modernen Romanen sagen? Versetzen sie nicht vielmehr den Geist in eine künstliche Aufregung, welche ihm

die nötigen Kräfte entzieht, anstatt ihm neue Kräfte zuzuführen? Und wirkt denn nicht diese Aufregung und künstliche Spannung hinüber in die Arbeitszeit, ins Berufsleben, zerstreuend, schwächend, ermüdend und verödend? Wer in solcher Lektüre seine Unterhaltung und Erholung sucht, der kommt mir vor wie einer, der zur Stärkung seiner Körperkraft sich dem Branntwein ergiebt, oder, um frische Luft zu schöpfen, ein Treibhaus mit starkriechenden ausländischen Pflanzen aufsucht.

Soviel über die Unterhaltung und Erholung, welche durch solche Mode-Romanlektüre erzielt werden soll. Und wie ist's nun mit den Bildungsstoffen und Kräften, welche deinem Geist dadurch zugeführt werden? Nun, ich denke, was deinen Geist nicht stärken und erquicken kann, das kann ihn auch nicht bilden. Plato hat in seinem Staatenideal in Bezug auf das, was der Jugend zum Lesen in die Hand gegeben werden dürfe, eine strenge Auswahl gefordert, ja sogar vorgeschrieben, daß die gesetzlich erlaubten Bücher nur von solchen Männern verfaßt sein sollten, die mindestens fünfzig Jahre alt seien, als wackere Bürger in Achtung stehen und selbst schon rühmliche Thaten vollbracht haben. Aber wie kann es denn bildend sein für den Geist, wenn ihm, wie es in vielen Romanen zu geschehen pflegt, ein Bild ohne inneren geistigen Gehalt nach dem andern vorgeführt wird? Lernst du damit das menschliche Herz kennen? So heißt es regelmäßig in den öffentlichen Anzeigen und Empfehlungen, aber du mußt selbst gestehen, daß die Leute, welche in solchen Romanen auftreten, ganz andere sind als diejenigen, mit denen du im täg-

lichen Verkehr zu thun bekommst. Und was mit einiger Naturwahrheit dargestellt wird, das sind meistens solche Tiefen und Abgründe des Menschenherzens, welche einem Jüngling viel besser verborgen bleiben. Oder lernst du dadurch gewisse Kreise und Schichten der Gesellschaft näher kennen? Nun, unsre Romanlitteratur der Leihbibliotheken schildert allerdings mit Vorliebe gerade die Kreise, denen du vermutlich nicht angehörst, nämlich die hochgestellten aristokratischen, oder die alleruntersten, in der Tiefe und im Elend grollenden. Aber sei fest überzeugt, daß gerade die Schriftsteller, welche am ausschließlichsten von solchen Dingen schreiben, in beiderlei Kreisen gerade so viel und gerade so wenig zu Hause sind wie du selbst. Da schildert dir einer mit leuchtenden Farben den Glanz einer ausgewählt vornehmen Abendgesellschaft; dein Auge ist geblendet vom Glanz der Lichter, dein Ohr hört das Rauschen seidener Gewänder und die verführerischen Töne auserlesener Musik; deine Nase riecht den vornehmen Duft, der über solchen Räumen ausgebreitet ist und den Kleidern der Anwesenden entströmt, deine Zunge kostet die perlenden Weine, die ausgewählten Speisen. Aber der das schildert, — wer weiß, ob er je in einer solchen Gesellschaft gewesen ist. Vielleicht hat er bloß einen weitläufigen Verwandten, der jemand gekannt hat, der von Augenzeugen davon hat reden hören. Oder es schildert einer das Elend, das dumpfe Grollen und Gähren in den untersten Volksklassen, ihre geheimen Pläne, die Höhlen, in denen sie zusammenkommen, ist aber sein Leben lang nie mit dabei gewesen, und während er die Höhlen der Armut schildert

und gefühlvoll davon redet, wie weh der Hunger thut, sitzt er zu Haus behaglich am Schreibtisch und raucht seine Cigarre. Oder er nimmt verschiedene ausgesuchte Laster und setzt daraus das Bild eines „Pfaffen" oder einer Person aus dem Kreise der „Frommen" zusammen, nimmt sodann andererseits verschiedene ausgesuchte Tugenden und Ehrlichkeiten und setzt daraus das Bild eines aufgeklärten Menschen nach modernem Schnitt zusammen, und du kannst dich fest darauf verlassen, daß weder das eine noch das andere Bild auch nur den geringsten Wert für wahrheitsgemäße Kenntnis des Lebens hat.

Darum versäumst du für deine Bildung gewiß nichts, wenn du diese Romanlitteratur auf der Seite liegen läßt und dich dafür an das Gediegene, Bewährte und wahrhaft Jugendliche hältst, was unsre Klassiker hervorgebracht haben. „Nur das Gebildete ist Stoff für den bildenden Geist," heißt es bei Schiller. Es ist aber mit manchen Jünglingen aus gebildeten Ständen nachgerade soweit gekommen, daß ihnen vor lauter Überfütterung mit Romanen Schiller langweilig geworden ist, und Lessing sie höchstens noch soweit interessiert, als er mit der Orthodoxie und dem Pastor Götze ins Gericht gegangen ist.

Was übrigens auch deine Lektüre sein mag: treibe sie mit Maß. Hüte dich vor der Lesewut, welche den Lesestoff nicht mehr ordentlich aufnimmt, sondern nur so hineinschlingt. Man kann mit den besten Büchern den geistigen Magen überladen und dadurch sein geistiges Leben stören und verstimmen; im günstigsten Fall bleibt bei solchem Übermaß selbst die beste Lektüre unfruchtbar. Die Gestalten, die sie dir vorführt, ziehen an deiner

Phantasie vorüber, ohne daß die vom Verfasser des Buchs gewünschten und beabsichtigten tieferen, nachhaltigen Eindrücke aufkommen könnten. Bist du darum in Gefahr, solcher Lesewut zu verfallen, so enthalte dich lieber eine Zeit lang derartiger Lektüre, so sauer es dir vielleicht geschieht. Solche Selbstbeschränkung ist für die geistige Gesundheit unentbehrlich.

Es handelt sich ja überhaupt bei der Geistesbildung durchaus nicht bloß um das Wissen und etwa noch die Phantasie, sondern um den ganzen Menschen, um alle seine Geisteskräfte, und ganz besonders auch um seinen Willen. Es handelt sich darum, daß der ganze Mensch aus dem Rohen und Gemeinen, aus der Beschränktheit des eigenen kleinen Ich herausgehoben, ins Element des Idealen, Göttlichen versetzt und von demselben durchdrungen werde. Wahre Geistesbildung muß es dahin bringen, daß aus dem Menschenbild herausleuchte das heilige selige Gottesbild, und ihr Ziel ist, daß jeder in seiner Art des Einen Gottes Licht und Leben widerstrahle, wie im Blumengarten jede Blume in eigentümlich schönem Farbenglanz leuchtet zum Preis dessen, der sie so herrlich bekleidet. Was hilft alles Wissen, wenn das Herz roh, der Eigenwille ungebrochen bleibt? Was helfen die schönsten Phantasiegebilde, wenn die ganze Lebensgestaltung, wie sie vom Willen aus hauptsächlich bestimmt wird, unschön und böse bleibt? „Bildung macht frei," hat man schon oft gesagt, und manche Vereine haben es sogar als Symbolum auf ihre Fahne geschrieben. Ja wohl macht Bildung frei, aber nur dann, wenn sie nicht bloß das Wissen bereichert, sondern ins

Zentrum trifft, ins Herz hineinreicht und den durchs Böse gebundenen Willen frei zum Guten macht. Die schlimmste Unbildung in dir ist deine Sünde, und die beste Bildungsmacht ist das, was dich von der Sünde befreit. Bleibt die Bildung im Wissen hängen, und bringt sie nicht Sünde überwindend vor ins Herz, so bringt sie nach Wellingtons treffendem Ausdruck bloß raffinierte Teufel hervor. Nach den Beobachtungen solcher, welche mit Strafgefangenen zu thun haben, sind die abgefeimtesten Sträflinge diejenigen, welche eine hervorragende Verstandesbildung genossen haben. „Diejenigen, welche in den Schulen zu einer gewissen Höhe der Bildung gebracht wurden, sind in der Regel die unverbesserlichsten und gefährlichsten, und am schwersten zu leiten. Lasterhaften Herzen giebt der bloße verstandesmäßige Unterricht nur noch mehr Waffen der Ungerechtigkeit in die Hand.“ Ist also das Wissen nichts? O nein, es ist viel wert, aber es reicht nicht aus zu gründlicher Bildung. Bei dieser handelt es sich darum, daß das Böse überwunden werde. Aber die Sünde überwinden, das kann keine menschliche Macht. So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. So muß denn die göttliche Gnade selbst den soliden Bildungsgrund in dir legen, und in deinem tiefsten Lebensgrund Gottes Bild erneuern, dann erst wird alles Wissen, das du dir aneignest, fruchtbar für dich und segensreich.

Darum können wir auch, wenn wir von der nötigen allseitigen Bildung reden, an demjenigen Bildungsmittel nicht stillschweigend vorübergehen, von dem wir schon oben in anderem Zusammenhang gesprochen haben,

nämlich an der Bibel. Dort war von ihrem Glaubensgehalt und Glaubenswert die Rede; aber nicht minder großartig ist ihr Bildungswert, und zwar gleichmäßig für alle Kräfte des Geistes, für das Wissen und die Phantasie nicht minder wie für den Willen. Wie weit ist der Horizont, den sie erschließt in die ganze Länge und Breite der Welt! Wie großartig ist ihr Blick vom Anfang des Himmels und der Erde bis zum neuen Himmel und der neuen Erde! Wie gewaltig die Zusammenfassung des Sichtbaren und des Unsichtbaren, der Lebendigen und der Toten, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Hand und dem Reich Eines Gottes! Und mit wie vielen Wissensgebieten bringt sie denjenigen, der sich gründlich und nicht bloß flüchtig mit ihr beschäftigt, in Berührung! Da ist Geographie und Geschichte, Altertumskunde, Sprachenkunde, Naturwissenschaft, Ackerbau und Handel, Volkswirtschaft und Staatsweisheit, Poesie und Prosa, da sind Lebensbeschreibungen und Briefe, Schiffbrüche und Wüstenreisen, Volksgeschichte und Menschheitsgeschichte, und diese ganze Mannigfaltigkeit nicht zersplittert, verwirrend, sondern um einen beherrschenden Mittelpunkt, nämlich die Idee des Reiches Gottes, harmonisch und übersichtlich gruppiert! Welche Blicke erschließt sodann die Bibel in das Menschenherz mit seinen Höhen und Tiefen, so wahr, so echt, so lebensvoll, wie kein anderes Buch der Welt! Da sind lauter Gestalten von Fleisch und Blut, wie sie leiben und leben, oft mit wenigen Strichen so prächtig und charakteristisch gezeichnet, wie nur ein vollendeter Künstler es vermag. Und welche Mannigfaltigkeit der Gestalten und Verhält-

nisse, welcher Reichtum von Schattierungen und Farbentönen, von den dunkelsten, dämonischen Gestalten an durch alle Abstufungen bis zu der lichten Gestalt des Einen, Vollkommenen, Heiligen, der so ganz einzig ist und doch allen gehört! Welche psychologischen Rätsel treten uns da entgegen, geheimnisvoll, und doch nicht verwirrend! Wie zart die Lyrik, wie episch gemütlich und kindlich die Erzählung, wie dramatisch gewaltig die Verwickelungen und Katastrophen!

Man kann diesen Bildungswert der Bibel kaum glänzender anerkennen als jener Mann that, der sonst nicht zu den besonderen Freunden der Bibel gehörte, aber doch bekannte, wenn er einmal zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt würde und dürfte ein Buch, aber nur eines, nach freier Wahl mitnehmen, so würde er ohne Bedenken sofort zur Bibel greifen, weil nichts ihr gleiche an Reichtum, Mannigfaltigkeit und anregender Kraft. Darum hat auch ein ganz moderner Schriftsteller, der sonst zu den Propheten des jetzigen Weltgeistes gehört, das Wort ausgesprochen: „Auch abgesehen von ihrem religiösen Wert, rein ästhetisch betrachtet, bleibt die Bibel das Muster eines Volksbuchs. Es sind in der Bibel die Urformen und Grundlinien menschlichen Seelenlebens gegeben, wir werden immer daran zu lernen haben." Ja selbst wenn in der Neuzeit solche Stimmen sich nicht erheben würden, so würde die ganze europäische Kulturgeschichte als Zeugin für den Bildungswert der Bibel auftreten. Ihre Texte hat ein Raphael, ein Leonardo da Vinci, ein Albrecht Dürer mit Farben und Gestalten, ein Bach, ein Händel mit Tönen illustriert. Am Anfang

unsrer deutschen Litteraturgeschichte steht als erstes granitenes Denkmal germanischen Geistes die gotische Bibelübersetzung des Ulfilas; und da, wo der germanische Geist sich losringt von den römischen Kirchenfesseln, wo demgemäß eine neue Sprache sich Bahn bricht im deutschen Volk als Trägerin neuer Gedanken, da ist's wiederum eine Bibelübersetzung, in der sie zuerst ihren Ausdruck findet, nämlich die lutherische. Und kennst du nicht jene zwei herrlichen Dichtungen aus uralter Zeit, die ersten poetischen Huldigungen, welche das deutsche Volk dem Heiland der Welt dargebracht hat, den sächsischen „Heliand," und den „Christ" des Mönchs Otfried von Weißenburg? Siehe also, wie innig unsere deutsche Bildung von Anfang an mit der Bibel verwachsen war.

Aber auch heutzutage noch ist die Bibel die gemeinsame Grundlage der Bildung für alle Stände, für die niedersten wie für die höchsten, sie ist das Buch für alle. Nimm die Bibel weg, so haben wir kein Buch mehr, das allen im Volk gemeinsam ist und alle zusammenhält, so verlieren wir die einheitliche Volksbildung, die Volksklassen zersplittern sich je nach ihrem verschiedenen Bildungsstand, verstehen gegenseitig ihre Sprache nicht mehr, treten in Gegensatz gegen einander, und eine babylonische Bildungsverwirrung ist das Ende. Dagegen, wenn es ein Buch in der Welt giebt, das im stande ist, eine gemeinsame Bildungsgrundlage für alle zu schaffen, so ist's die Bibel, und sie allein; dieses Buch, das wie kein Schriftsteller und Dichter der Gegenwart eine im Palast und in der Hütte gleichermaßen verständliche Sprache führt, das tief und geistvoll genug

ist, um auch dem Höchstbegabten und Höchstgebildeten Stoff zum Nachdenken zu geben, und einfach genug, um auch vom Einfältigsten verstanden zu werden, das die Höchsten der Erde lehrt, demütig zu sein und ihre Stellung als Dienst zu betrachten, und das gleichzeitig auch dem niederen Stand den Stempel der Ehre vor Gott aufdrückt; ein Buch, das Hohe und Niedere als Schüler der göttlichen Weisheit auf Eine Schulbank und als gnadenbedürftige Sünder auf Eine Schuldbank, aber auch als berufene Gotteskinder an Einen Tisch des Himmelreichs setzt. Nach allen diesen Zeugnissen der Vergangenheit und Gegenwart für den Bildungswert der Bibel muß es im höchsten Grad zweifelhaft erscheinen, ob ein Mensch, der sich rühmt, die Bibel schon lange nicht mehr gelesen und was drin steht, so ziemlich vergessen zu haben, überhaupt noch das Prädikat eines Gebildeten verdient. Er mag so gelehrt und so belesen sein als er will — für das innerste und tiefste Bildungsbedürfnis hat er kein Verständnis. Sorge deshalb dafür, daß du jeden Tag Zeit habest für deine Bibel. Begnüge dich nicht mit dem, was du etwa im öffentlichen Gottesdienst oder sonst bruchstückweise daraus hörst, sondern lies sie im Zusammenhang mit Andacht und Sammlung. Dann werden sich ihre Tiefen dir mehr und mehr erschließen und du wirst selbst erfahren, was für eine geistig fördernde, belebende, sittlich bewahrende, kurzum, was für eine *bildende* Kraft im Lesen der Bibel liegt.

Aus solcher Herzensbildung wächst dann auch dasjenige *äußere Benehmen* heraus, das mit allem Recht von einem gebildeten Menschen erwartet wird. Ist die

Roheit im Herzen gebrochen, so wird sie sich auch im Äußeren allmählich verlieren. Ich meine nicht gerade, daß dazu der Anstand gehöre, der in der Tanzstunde beigebracht wird, der die Füße richtig zu setzen, jede Bewegung regelrecht abzumessen, bei jeder Verbeugung den richtigen Winkel zu treffen weiß. Hast du das, so ist's gut, aber absolut notwendig ist's nicht. Man findet manchmal bei den einfachsten Handwerkern oder Landleuten, deren Charakter christlich durchgebildet und veredelt ist, einen Takt, eine Feinheit im Benehmen, im Fragen, Antworten, Erzählen, ein zartes Anstandsgefühl, das man in fein und reich ausgestatteten Gesellschaftssalons oft vergeblich sucht. Es giebt einen Anstand, der nicht von außen her beigebracht wird, sondern von innen heraus wächst, und gerade dieser ist es, den man bei Jünglingen ganz besonders gerne sieht.

Dieser Anstand entwickelt sich da, wo die bedenklichste innerliche Unbildung, nämlich das Eingenommensein von sich selbst, gründlich überwunden ist, und er besteht der Hauptsache nach in nichts anderem, als in der Übung der Bescheidenheit. Bescheiden sein, das heißt von der Überzeugung durchdrungen sein, daß das eigene Ich mit allen seinen Angelegenheiten für die Welt gar nicht so wichtig und darum auch den Leuten gar nicht so interessant ist, daß es überall sich in den Vordergrund stellen müßte. Nicht als sollte sich einer gerade absichtlich verstecken, wie der neugewählte König Saul that, der sich unter die Fässer versteckte. Item, gefunden hat man ihn zuletzt doch, und König ist er geworden, und daß man ihn hinter den Fässern suchen mußte, hat seiner königlichen Würde, soviel

bekannt, keinen Eintrag gethan. Aber mögen deine Verbeugungen noch so normal, und deine Bewegungen noch so regelrecht sein — wenn du im Gespräch mit andern meinst, es sei von höchster Wichtigkeit, daß deine Ansicht von der Sache baldmöglichst bekannt werde, oder wenn du andere stundenlang von deinen eigenen Angelegenheiten unterhältst und ihnen erzählst, was du da gethan und jenem gesagt habest, wenn dir's unbehaglich ist, wo du nicht das Wort führen kannst, wenn du keinen anhören kannst, ohne ihm ins Wort zu fallen, wenn du meinst, eine Gesellschaft könne nicht befriedigt auseinander gehen, es sei denn, du habest ihr etwas vordeklamiert, vorgesungen oder vormusiziert, dann ist's mit deinem Anstand übel bestellt. Unbescheidenheit ist ein Zeichen von Unbildung und macht auch im Äußern unanständig, weil der Unbescheidene seiner Person, seinen Ansichten und Meinungen eine Wichtigkeit beilegt, welche sie durchaus nicht haben; Bescheidenheit dagegen ist ein Zeichen wahrer Bildung. Das ist das Ich mit seinen Interessen an den richtigen Platz gerückt und hat aufgehört sich aufzudrängen.

Was insonderheit die Kunst des Gesprächs mit andern anbelangt, so mußt du nie vergessen, daß nicht derjenige das Lob geselliger Bildung beanspruchen kann, welcher dem andern recht viel von sich selbst zu erzählen und ihn über seine Leiden und Freuden, oder gar über seine Krankheiten, oder über das, was er gerne esse oder weniger gern esse, ausführlich zu unterhalten weiß, sondern derjenige, welcher die Gegenstände zu finden und zu treffen versteht, in denen der andere zu Hause ist und über die er sich aussprechen kann. Es gilt auch

für den äußeren Anstand die Regel: Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist. Auf diese Weise ist mancher, ohne sich allzusehr anzustrengen, in den Ruf eines ganz besonders angenehmen Menschen gekommen. Denn eine Menge von Leuten unterhält sich dann am besten mit dir, wenn du sie in der Unterredung sänftiglich auf einen Punkt führst, über den sie besonders gut Bescheid wissen, dann sie ruhig ihrer Beredsamkeit überläßt und dich im wesentlichen aufs Zuhören beschränkst. Du kannst dich darauf verlassen, dann das Zeugnis zu erhalten, daß man sich mit dir ganz vortrefflich unterhalte. Dagegen ist es schon manchem begabten und sonst tüchtigen jungen Mann begegnet, daß er durch unbescheidenes sich Vordrängen diejenigen, mit denen er zu thun hatte, gegen sich einnahm, und daß infolge davon auch seine wirklich guten Eigenschaften nicht mehr gewürdigt wurden. Dadurch erschwerte er sich sein Fortkommen derart, daß er nachher nicht zu der Stellung in der Welt zu gelangen vermochte, welche man ihm nach seinen Gaben und seinem sonstigen Charakter hätte gönnen mögen.

Göthe hat wohl einmal das Wort gesprochen: Nur die Lumpen sind bescheiden. Er hatte freilich gut reden, denn er war der Göthe, und wenn er vorne dranstand, so fand man das natürlich und billig. Es ist mir aber sehr zweifelhaft, ob Göthe, wenn er etwa einem unbescheidenen jungen Menschen begegnete, sofort das Genie in ihm witterte, und noch zweifelhafter ist, ob mit Rücksicht auf dieses Göthewort die Welt geneigt sein wird, jeden, der sich auf das Grobsein legt, für das Gegenteil

von einem Lumpen, also z. B. für ein Genie oder einen künftigen Wohlthäter der Menschheit, und dagegen den, der sich der Bescheidenheit befleißigt, für einen Lumpen zu halten. Wenn etwas Rechtes in dir steckt, so müßte ja kein waltender Gott im Himmel sein, wenn er dir nicht dereinst Gelegenheit gäbe, als Mann es zu verwerten. Hält er dich aber damit in der Verborgenheit und Stille, nun, so warte die Zeit ab, und einstweilen denke getrost, daß dies deswegen geschieht, damit das Rechte, das in dir steckt, etwas Rechtes bleibe und nicht durch allzufrühes Hervortreten verderbt werde. Die Welt — darüber darfst du vollkommen beruhigt sein — kommt nicht aus den Fugen, wenn du mit deiner jugendlichen Person gebührende Zurückhaltung übst.

Wir haben nun schon oben gesagt, daß eine tüchtige Berufsbildung ein unerläßliches Stück wahrer Geistesbidung sei. Was dort nur flüchtig gestreift wurde, das wollen wir jetzt noch weiter ausführen, weil es von entscheidender Wichtigkeit für die richtige Ordnung des Jugendlebens und für den richtigen Gebrauch der Jugendzeit ist.

---

5. Berufsleben.

Arbeit ist allgemeines Menschenrecht und allgemeine Menschenpflicht, und eben deshalb auch Christenrecht und Christenpflicht. Zwar hat man in neuester Zeit der christlichen Weltanschauung vorgeworfen, sie passe schon deshalb

nicht mehr in die Gegenwart herein, weil sie die Pflicht der Arbeit als eine Folge des Sündenfalls, somit als ein notwendiges Übel betrachte. Aber diese Behauptung sieht aus, als ob derjenige, der sie aufgestellt hat, mit der Bibel schlecht bekannt wäre, schlechter als man von einem Manne erwarten sollte, der sich für verpflichtet hält, gegen sie zu streiten. Denn schon vor dem Sündenfall sagt Gott zu den Menschen, sie sollen sich die Erde unterthan machen, und wie können sie dieses anders als durch Arbeit? Wenn es ferner heißt, daß Gott den Menschen in den Garten Eden setzte, damit er ihn bauete und bewahrete — wie konnte das anders geschehen als durch Arbeit? Also ist die Arbeit ursprüngliche Menschenaufgabe, nicht erst leidige Folge des Sündenfalls. Gerade bei den klassischen Völkern der vorchristlichen Zeit, deren Kultur oft in so unverständiger Weise auf Kosten des Christentums gepriesen wird, galt die Arbeit ums Brot als etwas Unehrliches. Plato verachtete alle Menschen, welche durch die Sorge ums tägliche Brot abgehalten seien, sich ausschließlich ihren Freunden und den Angelegenheiten des Staats zu widmen. Aristoteles betrachtete alle Arbeit, zu welcher körperliche Anstrengung nötig sei, als erniedrigend, und Cicero hielt jede Arbeit, durch welche man Brot verdient, für unwürdige Knechtschaft. Wie ganz anders steht das Christentum zur Arbeit! Wie hat Jesus, der Zimmermannssohn, der bis in sein dreißigstes Jahr in der Werkstätte seines Vaters arbeitete, die schwere, grobe Handarbeit zu Ehren gebracht! Wie hat er selbst des Tages Last und Hitze, des Lebens Mühe und Arbeit redlich getragen! Welche Lebensbilder aus der Arbeitswelt

sind die Apostel, die Fischer Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus, der Teppichmacher Paulus, der den Tag über die Welt mit dem Evangelium erfüllt, daß die Throne der Heidengötter wanken, und am Abend sich zum Webstuhl setzt, um mit seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen! So hat das Evangelium die Arbeit zu Ehren gebracht, und während es in der heidnischen Welt bloß Sklaven und Herren gab, so hat das Christentum alle mit einander zu Arbeitern gemacht, hat arbeitende Völker geschaffen, bei denen auch Könige und Fürsten sich die Arbeit als Ehre anrechnen. Wer nicht arbeiten will, hieß es nun, der soll auch nicht essen.

In einer Beziehung hat allerdings der Sündenfall eine Änderung des Arbeitslebens hervorgebracht. „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde wirst.“ Durch die Sünde ist die Arbeit zur Mühsal geworden, welche am Menschen zehrt und zuletzt ihn aufreibt. Also die aufreibende Mühsal, nicht aber die Arbeit selbst, ist eine Folge des Sündenfalls. Was zwischen beiden für ein Unterschied ist, das hast du selbst schon manchmal erprobt. Du hast heute eine Arbeit fertig zu machen, die dir flott aus der Hand geht. Sie ermüdet dich nicht, sie spannt dich nicht ab, du spürst bloß die reine Lust des Schaffens. Das ist so eine Art Erinnerung ans Paradies. Du hast morgen vielleicht dieselbe Arbeit wieder vor dir, besinnst dich und drückst dich daran herum, fängst bald da an und bald dort, zerbrichst dir den Kopf und kommst doch auf keinen grünen Zweig, in keinen ordentlichen Fluß. Das ist die Mühsal der Arbeit, wie sie durch

die Sünde und durch die Schwächung, welche unsere Kräfte dabei erfahren haben, geworden ist.

Arbeit ist Menschenrecht und Menschenpflicht. In ihr übt der Mensch sein angeborenes Herrscherrecht über die Natur und die Außenwelt, indem er sie für seine Zwecke verwendet und ihr den Stempel des eigenen Geistes aufdrückt. Denn „vieles Gewaltige lebt, und nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ In ihr übt der Mensch aber auch seine angeborene Pflicht des Dienens gegenüber von seinen Mitmenschen, indem er dabei mit seinen Gaben und Kräften andern zu nützen und ihnen dasjenige zu beschaffen sucht, was sie für Körper und Geist brauchen. Also Arbeit ist Herrschaft, Arbeit ist Dienst; im Arbeiten bist du König, im Arbeiten bist du Knecht. Der geringste Arbeiterkittel verwandelt sich, im Licht der göttlichen Ordnung betrachtet, in ein königlich Gewand, und wiederum ist die kostbarste, glänzendste Amtstracht, im Licht der göttlichen Ordnung betrachtet, ein einfacher Dienerrock.

Es ist aber der Arbeit mancherlei, wie der Gaben mancherlei sind. Es ist ein Unfug, daß die Bezeichnung „Arbeiter,“ „arbeitende Klassen“ von denjenigen ausschließlich oder wenigstens in ganz hervorragender Weise in Anspruch genommen wird, welche die grobe Handarbeit ausführen. Durch diesen Sprachgebrauch wird bloß das gerade in diesen Klassen herrschende Vorurteil begünstigt, als ob in den höheren Ständen nicht gearbeitet, sondern bloß das verzehrt würde, was die „Arbeiter“ produzieren. Nein, setze auch du eine Ehre darein, ein Arbeiter zu sein, welcher Art auch deine Arbeit sein

mag. Es giebt viele Arten, sein Herrscherrecht gegenüber von der Natur, seine Dienstpflicht gegenüber von den Mitmenschen auszuüben. Du kannst die Natur beherrschen, indem du als Handwerksmann ihre Stoffe nutzbar gestaltest, als Künstler sie zum Sinnbild, zur durchsichtigen Hülle geistiger Gedanken machst, als Jünger der Wissenschaft ihre Gesetze erkundest, ihre Kräfte verstehen lernst; du kannst die Erde beherrschen, indem du als Geolog die Geschichte ihrer Entstehung, als Geograph die Gestaltung ihrer Oberfläche erkennst, oder indem du als Geschäftsmann ihre Produkte verwertest. Du kannst deinen Mitmenschen dienen vornehmlich nach ihren körperlichen Bedürfnissen, indem du hilfst das herbeizuschaffen, was zu des Leibeslebens mannigfacher Notdurft gehört, oder indem du ihre körperlichen Leiden und Krankheiten zu lindern, zu heben lernst; du kannst ihnen dienen nach ihren geistigen und geistlichen Bedürfnissen, in Wissenschaft und Kirche. Welch ein weiter Spielraum von Arten des Berufs, jeder in seiner Weise schön und würdig, jeder wieder eine unendlich reiche Mannigfaltigkeit an Dienst und Arbeit in sich schließend! Hast du dich schon für eines dieser Berufsgebiete, wenigstens den allgemeinen Umrissen nach, entschieden? Und nach welchen Grundsätzen willst du dich entscheiden?

„Beruf" ist ein schönes Wort, aber es fordert zu ernstem Nachdenken heraus. Denn wo Beruf ist, da muß auch ein Berufender sein, und wenn du sagst: „das ist mein Beruf," so heißt das nichts geringeres als „dazu bin ich berufen." Der Berufende aber ist Gott, und darum mußt du, wenn es sich um die Wahl eines Be-

rufs handelt, darüber gewiß sein, daß es wirklich eine göttliche Berufung ist, wenn du dich für dieses oder jenes Arbeitsgebiet entscheidest, und daß du nicht etwa durch solche Entscheidung einer göttlichen Berufung zuwiderhandelst. Aber woran die göttliche Berufung erkennen? Giebt es dafür gewisse Merkmale, und lassen diese sich näher bezeichnen?

Es giebt glückliche junge Leute, denen die Qual einer Berufswahl völlig erspart bleibt. Begabung, Neigung, elterlicher Wille, äußere Verhältnisse, — alles stimmt zusammen, um sie von selbst in eine bestimmte Berufsbahn hineinzuleiten. Auf diese Weise ist mancher Pfarrerssohn selbst wieder ein tüchtiger Geistlicher, manches Soldatenkind ein tüchtiger Offizier, mancher Doktorssprößling ein braver Arzt geworden. Bei andern ist, auch wenn sie nicht ihres Vaters Beruf ergreifen, doch Neigung und Begabung für einen bestimmten Beruf so unzweideutig scharf ausgeprägt, daß auch hier die Wahl sehr vereinfacht ist, vorausgesetzt, daß die äußeren Verhältnisse wenigstens nicht geradezu ungünstig sind. Das sind die Leute, denen ihr Beruf so zu sagen angeboren und von Kindesbeinen an auf die Stirne geschrieben ist. In solchen Fällen ist, denke ich, auch die göttliche Berufung klar. Denn diese äußert sich für gewöhnlich nicht durch Zeichen und Wunder und Stimmen vom Himmel, sondern durch den natürlichen Gang der Dinge, in welchem ja ein frommer Sinn eben den Weg der göttlichen Weltregierung und Vorsehung erkennt. Genauer sind es drei Dinge, auf welche dabei das Augenmerk zu richten ist: deine eigene Begabung, der Wunsch und

Wille derer, welche dir zunächst an Gottes Statt vorgesetzt sind, und endlich die Gestaltung der sonstigen Umstände und Verhältnisse. Treffen diese drei Linien alle auf einen bestimmten Punkt zusammen, dann, wie wir eben gesehen haben, ist ja alles in Ordnung. Aber wie ist's, wenn sie entweder auf gar keinen bestimmten Punkt hinweisen, oder nach entgegengesetzten Richtungen gehen, dergestalt, daß z. B. die Begabung und Neigung eines Jünglings auf diesen, der Eltern Wille und die Gestaltung der sonstigen äußeren Verhältnisse dagegen auf einen ganz andersartigen Beruf geht?

Nehmen wir zunächst den Fall, du seiest weder durch deine Begabung und Neigung, noch durch den Willen deiner nächsten Angehörigen, noch durch den sonstigen Gang der Dinge nach einer ganz bestimmten Richtung hingewiesen. Nun, so ganz unbestimmt wird die Lage wohl niemals sein. Wenn auch nicht ein bestimmter Einzelberuf, so wird doch ein gewisses allgemeines Berufsgebiet immer auf die eine oder andere Weise angezeigt sein. Ob du dich dem Handel, der Industrie oder einem wissenschaftlichen Beruf zuwenden sollest, darüber wird dir sicherlich der eine oder der andere der genannten drei Faktoren eine bestimmte Weisung geben. Z. B. kann, wenn auch sonst gar nichts vorhanden ist, dein bisheriger Bildungsgang, die Schule, die du bisher besucht hast, in dieser Hinsicht maßgebend sein. Also gehe in Gottes Namen einstweilen in dieser Richtung fort; das Einzelne und Nähere wird sich dann durch die weitere Entwicklung der Umstände schon finden, wenn du aufmerkst und auch im kleinen die Hand Gottes zu erkennen

dich gewöhnst. Konflikte und innere Kämpfe giebt's erst dann, wenn die drei Faktoren in Widerstreit mit einander treten. Wer hat dann Recht? Und worin haben wir dann die göttliche Berufung zu erkennen?

Zum Exempel: deine Neigung, und wie du überzeugt bist, auch deine Begabung geht auf einen wissenschaftlichen Beruf, dein Vater aber ist nicht dieser Ansicht und wünscht, daß du dich dem Handel oder der Industrie widmest. Was nun? In einem Fall ist auch da die Sachlage klar genug, und dir demgemäß dein Weg deutlich gewiesen; nämlich dann, wenn dein Vater kategorisch erklärt: „ich gewähre dir die Mittel nicht, welche zum wissenschaftlichen Studium notwendig sind, und weise dir einfach einen Platz in diesem oder jenem Geschäft an.“ Dem Vater davonlaufen und auf eigene Faust studieren, wirst du aus allerlei guten Gründen nicht wollen, also bleibt gar nichts anderes übrig, als in Gehorsam dich zu fügen, wenn auch mit schwerem Herzen, und das weitere Gott zu befehlen, der auch deines Vaters Sinn ändern und lenken kann, vorausgesetzt, daß wirklich dein Beruf in der von dir gewünschten Richtung liegt. Daß Luther als Erfurter Student das Studium der Rechte, zu dem sein Vater ihn bestimmt hatte, eigenmächtig aufgab und ohne seinen Vater etwas wissen zu lassen ins Augustinerkloster ging, hat Gott allerdings hintennach ihm selbst und dem deutschen Volk zu großem Heil gewendet. Aber als er im Jahr 1507 seinen Vater, der zu des Sohnes priesterlicher Ordination gekommen war, über Tisch fragte: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch so hart dawider-

gesetzt und waret also zornig, daß Ihr mich nicht gerne einen Mönch wolltet werden lassen und es vielleicht noch jetzt nicht gerne sehet?" da sagte der würdige Vater Hans vor allen den Herren, die bei Tisch waren: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der h. Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?" Und Luther erschrak bei diesen Worten und wußte nichts darauf zu sagen.

Indes die Sache muß ja nicht gerade gleich so auf Spitz und Knopf gestellt sein, daß dir bloß die Wahl bleibt, davonzulaufen oder dich zu fügen. Häufiger mag es geschehen, daß deiner Neigung eben nur ein klar und bestimmt ausgesprochener Wunsch deines Vaters gegenübersteht, den er, falls du schlechterdings auf deiner Wahl beharrst, zu opfern bereit ist, wenn auch mit schwerem Herzen. Ich will nicht leugnen, daß du dich auf Fälle berufen kannst, in welchen dieser oder jener durch entschiedenes Beharren bei der Wahl, auf die er sich durch Begabung und Neigung gewiesen glaubte, sich eine glänzende Berufslaufbahn erschlossen hat. Aber laß dich um eins bitten: Nimm's nicht leicht mit den Wünschen deiner Angehörigen! Nimm's nicht leicht damit, deinem Vater das Herz schwer zu machen! Frage dich recht ernstlich und aufrichtig vor Gott, ob die Beweggründe, die dich nach diesem Beruf hinziehen, ganz lauter und ob sie gewichtig genug sind, um einem väterlichen Wunsch die Spitze zu bieten? Ob dasjenige in dir, was dem väterlichen Wunsch widerstrebt, wirklich eine innerliche Berufung ist, und ob nicht vielmehr falscher Ehrgeiz, Sucht nach einem behaglicheren und bequemeren Leben, nach materiellem Gewinn oder irgend welche andere

Nebenrücksicht dabei zu Grunde liegt? ob es in deinem Fall wohlgethan ist, den Beruf, der doch ein Dienst der Liebe am Nächsten sein soll, damit anzufangen, daß man gegen die Allernächsten die Liebespflicht verletzt?

Es kann ja sein, daß hintennach alles gut wird und du mit dem Beharren auf deiner Wahl gerechtfertigt dastehst. Aber das sind immerhin Ausnahmen, und bist du berechtigt, in deinem Fall eine solche anzunehmen? Für gewöhnlich kennen doch deine Eltern deine Begabung besser als du selbst, und keinenfalls werden sie dir etwas zumuten, wozu du schlechterdings keine Begabung besitzst. Derer sind ja wenige, welche ausschließlich nach einer einzigen Seite hin begabt sind und nur auf diesem Gebiet etwas Ehrliches und Menschenwürdiges leisten können. Man darf deshalb voraussetzen, daß auch deine Begabung keine so schlechterdings einseitige sein und es dir bei einigem Fleiß und tüchtigem Streben gelingen werde, auch in dem Beruf, zu dem du dich augenblicklich weniger hingezogen fühlst, achtbare Resultate zu erzielen. Bleibt dir dann die Neigung zu dem Beruf, den du gerne ergriffen hättest, auch in deinem späteren Lebensalter, nun, so wird es dir eine angenehme Nebenbeschäftigung und Erholung in deinen Freistunden, ein lieber Schmuck deines Berufslebens sein, dieser alten Neigung nachzugehen.

Es liegt mir die Geschichte eines jungen Mannes vor, der nach seines Vaters Willen ein Handwerk lernen sollte, aber sich schlechterdings zum Maler berufen glaubte. Ungern gab der Vater dem Drängen und Bitten des Sohnes endlich nach, schickte ihn in die Kunstschule und

ließ ihn zu guter letzt noch eine Reise nach Italien machen. Allein mit aller Anstrengung kam er doch auf keinen grünen Zweig. Er malte drauf los, Historie und Landschaft, Genrebilder und Porträtköpfe, aber niemand beachtete seine Produktionen. Er kam in die bitterste Not und war der Verzweiflung nahe. Da kam ihm ein rettender Gedanke und rasch führte er ihn aus. Er kehrte zurück zu seines Vaters Handwerk, das er als Lehrling leidlich gelernt hatte, arbeitete sich mit Kraft und Ausdauer hinein, zeichnete dazwischen hinein ein Bildchen, verwertete es für sein Handwerk, die Buchbinderei, und siehe, das Handwerk hatte einen goldenen Boden, und die Kunst, zu deren ausschließlichem Betrieb er nicht berufen war, so entschieden er es auch gemeint hatte, bildete in Verbindung mit dem Handwerk eine nicht bloß für ihn selbst angenehme, sondern auch für sein Geschäft wertvolle Verschönerung. So hat doch der Vater zuletzt Recht behalten.

Wenn einer so frischweg in der Meinung, er sei zu wunder was berufen, gegen Gott und Menschen seinen Kopf durchsetzt, bis er ihn irgendwo gehörig anstößt, so fällt mir immer ein Bild ein, das ich einmal gesehen habe. Da war eine Erdkugel drauf gemalt und einer schritt drauf los, mit jugendlichem Hochgefühl im Angesicht, aufrecht und stolz, prächtig gekleidet und aufgeputzt, und darunter stand: „So hab ich mir vorgenommen, durch die Welt hindurchzukommen.“ Auf der andern Seite aber kommt er wieder heraus, ganz zerzaust, übel zugerichtet, gebückt und gebeugt, und drunter steht: „Lieber Freund, es wollt nicht glücken, wollt' ich durch, ich mußt' mich bücken.“

Dieses „sich bücken" gegenüber vom Willen des Vaters — wie treulich hat Albrecht Dürer es geübt! Wie lange hat er gegen die Wünsche seines Herzens, aber nach dem Willen seines Vaters, sich in dessen Werkstätte gebildet! Wohl zog es ihn mit Macht zur Malerei, aber er bezwang aus kindlichem Gehorsam die Sehnsucht seines Herzens. Schüchtern wagte er es endlich, seinem Vater seine Neigung zur Kunst zu entdecken; als er aber sah, wie unangenehm dieser davon berührt war, fügte er sich in der Stille. Mit 16 Jahren stellte er in sehr kunstvoller Weise das Leiden Christi in getriebener Arbeit von Silber dar und von neuem drang er in seinen Vater, ihm die Erlaubnis zu geben, daß er sich ganz der Kunst widme. Auch diesmal gab's noch Schwierigkeiten, da dem Vater die aufs Goldschmiedhandwerk verwendete Zeit leid thun wollte. Doch erfolgte endlich die elterliche Einwilligung, und gewiß, Albrecht Dürer ist darum kein geringerer Meister geworden, weil er etliche Jahre nach des Vaters Willen in dessen Werkstätte gearbeitet hatte. So war es auch für den jungen Bildhauer Christian Friedrich Rauch keine leichte Sache, da er eben seine Künstlerlaufbahn begonnen hatte, dieselbe nach dem Tod seines Vaters wieder zu verlassen und seiner verwitweten Mutter und den unterstützungsbedürftigen Geschwistern zulieb königlicher Kammerdiener zu werden. Und doch wurde gerade dies die Grundlage seines späteren Ruhms, indem er durch diesen Dienst nicht bloß die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung bekam, sondern auch durch die tägliche Beobachtung der trefflichen Königin Luise, an deren Hof er diente, in den Stand

gesetzt wurde, nachmals sein herrliches Grabdenkmal dieser Königin in Charlottenburg, durch welches sein Künstlerruhm begründet wurde, auszuführen. Wie hat Ludwig Richter, der sinnige und innige Maler deutschen Familienlebens, darunter geseufzt, als er in seiner Jugend in des Vaters Werkstätte für den Broterwerb zeichnen und sticheln mußte, während seine Künstlerseele so gern frei und frisch ihre Schwingen entfaltet und Italien, das Land der Schönheit aufgesucht hätte! Aber er hielt aus, treu, fleißig und gehorsam, und als die Stunde gekommen war, da ging die Thüre zur höheren künstlerischen Entwicklung, an die er so lange vergebens geklopft, und vor der er jahrelang seufzend gestanden, von selber auf. Und Derfflinger, der kurbrandenburgische Marschall — war er darum weniger ein Held, weil er dereinst als Schneider Bügeleisen und Elle führte? Wohl haben die Bürger von Stettin, als er die Stadt belagerte, ihm zum Hohne einen Bock und einen Schneider mit der Schere darauf aus Holz geschnitzt und die Figur am Stadtturm aufgehängt. Aber gewonnen wurde Stettin doch. Und als später einmal bei der kurfürstlichen Tafel ein naseweiser und adelsstolzer französischer Junker fragte, ob es denn wahr sei, daß unter den kurfürstlichen Generalen einer sei, der früher Schneider gewesen, da fuhr der alte Feldmarschall auf: „Der Mann bin ich, aber ich trage da an meiner Seite eine Elle, mit der ich solche Buben messe!“ Damit schlug er an sein Wehrgehäng, daß dem Junker aller Spaß verging.

Aufgaben und Schwierigkeiten anderer Art ergeben sich, wenn die natürliche Begabung und Neigung zu

einem Beruf zwar durch den elterlichen Wunsch und Willen unterstützt wird, aber die äußeren Verhältnisse der Verwirklichung dieses Wunsches entgegen sind. Da ist ein Jüngling, der alle Lust und die beste Begabung für ein wissenschaftliches Studium hätte, aber die Mittel nicht hat, um zu seinem Ziel zu gelangen und auch keine Möglichkeit sieht, sie herbeizuschaffen. Nun, was da zunächst die „Möglichkeit" betrifft, so ist das bekanntlich ein sehr dehnbarer Begriff. Mancher sieht eine Möglichkeit bloß dann, wenn von vornherein alles klar und eben ist und auch die Schwierigkeiten, welche sich etwa erheben, der Art sind, daß man von Anfang an über sie hinweg sieht und bestimmte Aussicht auf ihre Bewältigung hat. Ein anderer dagegen will das Wort „Unmöglichkeit" überhaupt nicht als ein berechtigtes anerkennen, und ist lebhaft überzeugt, daß es keine äußeren Schwierigkeiten giebt, welche sich nicht durch Fleiß, Energie, Ausdauer und Wartenkönnen überwinden ließen. Junge Leute der ersteren Art werden überall nur dann vorwärts kommen, wenn sie von den Umständen selbst begünstigt und gleichsam getragen sind, und auch später, wenn sie einmal in einem bestimmten Beruf stehen, werden ihre Leistungen sich nicht leicht über das Maß des Gewöhnlichen erheben. Schwierigen Posten werden sie kaum jemals gewachsen sein. Unternehmende Leute dagegen, welche jede äußere Schwierigkeit auf ihrem Lebensweg, solange sie nicht ganz unzweideutige Beweise vom Gegenteil haben, als eine von Gott ihnen zur Lösung und Bewältigung in die Hand gelegte Aufgabe betrachten, können sich auch aus geringen

Verhältnissen heraus in weite und schöne Berufskreise hineinarbeiten.

David Livingstone, der große schottische Afrikareisende, der den bis dahin unerforschten afrikanischen Kontinent von Ost nach West durchzogen hat, war der Sohn eines armen Krämers, und nicht einmal die Mittel zum einfachsten und gewöhnlichsten Lernen standen dem wißbegierigen Knaben zu Gebot. Mußte er doch schon in seinem neunten Lebensjahr den ganzen Tag in der Fabrik arbeiten, um den Eltern einen Teil ihrer Sorgen abzunehmen. Morgens sechs Uhr fing die Fabrikarbeit an und erst abends acht Uhr schlug die Feierstunde. Woher sollte da die Zeit zum Lernen kommen? Der junge Livingstone half sich dadurch, daß er die Zeit von acht Uhr abends bis Mitternacht oder auch darüber hinaus zu diesem Zweck benutzte. Manchmal hat ihm die besorgte Mutter das Buch zugeschlagen, vom Tisch weggenommen und den unermüdlichen Knaben ins Bett kommandiert. Auch seine Bücher mußte er verdienen. Als er seinen ersten Wochenlohn erhalten und einen Teil den Eltern gegeben hatte, kaufte er sich vom Rest eine lateinische Grammatik, die er in den Nachtstunden durcharbeitete, dergestalt, daß er mit sechzehn Jahren seinen Virgil und Horaz aus dem Fundament kannte. Er entschloß sich nun, Arzt zu werden. Aber wie wollte er zu der nötigen medizinischen Ausbildung gelangen? Da wollten bald die Abendstunden nicht mehr ausreichen und sein erfinderischer Geist sann auf andere Wege. Wenn er an seiner Spinnmaschine arbeitete, so legte er das Buch so darauf, daß er während der Arbeit Satz für Satz lesen konnte, wenn

auch rings um ihn die Maschinen dröhnten und tosten. Was er auf diese Weise lernte, das vervollständigte er den Winter über, indem er mit dem an der Maschine verdienten Geld Vorlesungen auf der Universität Glasgow besuchte. So bildete er sich zum Arzt und Reisenden, ohne jemals auch nur einen Pfennig Unterstützung von irgend jemand zu erhalten, und wenn er später im Innern Afrikas in der Wildnis des Urwaldes, unter allen möglichen Hindernissen sein Tagebuch schreiben und seine Beobachtungen aufzeichnen konnte, so verdankte er dies der in der Spinnerei gewonnenen Übung, mitten im Lärmen und Getös seinen Studien obzuliegen.

So war auch Perthes, der deutsche Buchhändler, der eine sehr arme Kindheit hinter sich hatte, als Lehrling stets bestrebt, die Lücken in seinen Kenntnissen auszufüllen. Er faßte seinen künftigen Beruf als ein Mittel, der Menschheit zu dienen für ihre wahre Wohlfahrt. Aber Zeit und Geld waren ihm spärlich zugemessen. Seine Mutter überließ ihm ihren Witwengehalt im Betrag von 21 Gulden, aber das reichte gerade nur zum Schuhzeug des Lehrlings, der den ganzen Tag laufen mußte. Sein Oheim schenkte ihm abgelegte Kleider, seine Tante besorgte seine Wäsche, sein Lehrherr gab ihm je zu Weihnachten zwei Speciesthaler als Taschengeld fürs ganze Jahr. An Privatstunden war nicht zu denken; Perthes nahm für sich allein die französische und englische Grammatik zur Hand, und oft fielen dem müden Lehrburschen in später Abendstunde über dem Studieren die Augen zu. Am andern Morgen aber ging's mit neuer Treue und Frische an die harte Lehrlingsarbeit.

Auch der Lebensgang des im Jahr 1881 durch Mörderhand gefallenen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, James Garfield, ist ein leuchtendes Exempel davon, wie Gott der Herr, wenn er einmal einen jungen Mann vorwärts führen will, Wege und Bahn macht und scheinbar ganz unüberwindliche Schwierigkeiten aus dem Weg räumt. Wie wunderbar ist dieser Mann vom ländlichen, ärmlichen Blockhaus an bis in den Präsidentenpalast von Washington geführt worden, indem er seine Kräfte tüchtig regte, seine Gaben am richtigen Platz gebrauchte als Bauer, Schiffer, Zimmermann, Schüler, Lehrer, vor keiner Arbeit zurückschreckte, allen Erfolg aber demütig und vertrauensvoll dem göttlichen Walten und Leiten anheimstellte! Nun kann freilich nicht jeder ein Präsident werden, es braucht überhaupt keiner die Meinung zu haben, als sei er von Gott ausdrücklich zu einer nach außen hin glänzenden und hervorragenden Stellung berufen — Garfield selbst hat eine solche Meinung am allerwenigsten von sich gehabt — aber davon ist sein Lebensgang vom Bauernhaus zum Kapitol ein sprechendes Zeugnis, wie Gott denjenigen, den er für irgend welche Lebensstellung wirklich berufen hat, auch durch dick und dünn dahin führt.

Ein bekanntes Sprichwort lautet: Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen. Häufig wird dieses Wort in gottlosem Sinn angewendet: du mußt dein eigener Gott sein, der im Himmel droben hilft dir doch nicht und fragt nicht nach dir. In diesem Sinn möchte ich dir das genannte Sprichwort niemals empfehlen. Wohl aber im Sinn des „bet und arbeit, so hilft Gott allezeit.“ Um

Gottes Segen und Hilfe **bitten**, auf diese Hilfe **trauen**, und dann in diesem gläubigen Vertrauen **handeln**, auch wenn allerlei Schwierigkeiten entgegenstehen, so schickt es sich für Christen. „Mit Gott will ich über Mauern springen,“ hat David gesagt, aber er hat damit nicht gemeint, daß ihm dadurch das Springen und Ringen erspart sein sollte. Und als Josua das Volk Israel über den Jordan führte, da hatten sie wohl die Verheißung, daß Gott ihnen auf wunderbare Weise übers Wasser und durchs Wasser helfen würde. Aber so lange das Volk bloß am Ufer stand und die Wellen des stark angeschwollenen Stromes dahinziehen sah, geschah kein Zeichen und kam keine göttliche Hilfe. Erst als die Vordersten im Zug, die Priester, auf den Strom zu- und in den Strom hineinschritten und ihre Füße das Wasser berührten, da wichen die Wellen zurück, die Wasser oberhalb stunden, die unterhalb flossen ab und es gab eine trockene Bahn. Also frisch hinein! Bist du zu einem Beruf wirklich berufen, so werden auch die äußeren Verhältnisse, sollten sie noch so schwierig sein, im Anfassen sich ebnen. Es gehört dazu nur Mut, Gottvertrauen und die Kunst des Wartens.

In diesem Sinn tritt auch noch ein anderes Sprichwort in sein Recht, nämlich: „Ein jeder ist seines Glückes Schmied.“ Nicht als brauchte man nach Gottes Segen nicht zu fragen, oder könnte gar ein Glück erzwingen, das Gott einem nicht gewähren will. Wenn der höchste Lenker im Himmel einmal Nein gesagt hat, dann bleibt's dabei. Aber der Ausdruck „Schmied seines Lebensglücks“ ist doch treffend; nicht bloß sofern jeder in späteren Jahren erntet, was er in jungen Jahren ausgesäet hat, sondern auch

insofern, als Eisen schmieden eine harte Arbeit ist und viel Anstrengung und kräftiges Anfassen erfordert. So kommt man auch in ein ordentliches Berufsleben hinein nicht im Schlaf, und nicht durch bequemes Zusehen, was andere für einen thun, und nicht durch Beschäftigung mit allerlei leichten Liebhabereien, die für den Lebensberuf nichts austragen, sondern nur durch tüchtige Arbeit, und wenn es sein muß, auch durch Kampf mit der Ungunst äußerer Verhältnisse. Daß man dabei des göttlichen Segens immer noch recht sehr bedürftig ist, daß in allen Fällen Gott erst das Eisen glühend machen muß, ehe der junge Glücksschmied es bearbeiten kann, dafür ist schon gesorgt, und das wissen auch diejenigen am besten, welche am kräftigsten darauf losschmieden.

Aber glückt es denn immer? kommt es nicht oft vor, daß die entgegenstehenden Schwierigkeiten stärker sind als der Widerstand, den man ihnen entgegensetzen kann, und daß als tiefster Bodensatz der Schwierigkeit zuletzt die bare Unmöglichkeit erscheint? Allerdings. Mancher bleibt durch die Macht der Umstände in einer niedrigen Berufssphäre festgehalten und kommt sein Leben lang mit allem Ringen und Kämpfen und Studieren nicht über sie hinaus. Dann heißt's erst recht: der göttlichen Berufung gehorchen, denn dann ist klar, daß was als Beruf erschien, in Wahrheit doch keine Berufung war. Dann hüte dich vor jener Unzufriedenheit und Bitterkeit, die sich fortwährend in dem Gefühl gefällt: Ich stehe in einem Beruf, für den ich zu gut bin, der meiner nicht wert ist. Dann betrachte den Beruf, in dem du nun einmal zu arbeiten hast, als den von Gott dir anvertrauten Posten und

arbeite nach Kräften, damit du diesem Posten Ehre machest. Dann bedenke, daß bei Beurteilung der Haushalter nicht die Größe des ihnen anvertrauten Guts, nicht die Weite ihres Wirkungskreises in erster Linie in die Wagschale fällt, sondern vielmehr das, ob sie treu erfunden werden. Als Moses am Hof Pharaonis unterrichtet war in aller Weisheit der Ägypter, da hielt er sich mit Recht zu großen Dingen berufen, griff auch alsbald frisch an und erschlug einen Ägypter, um mit dieser That sein großes Befreiungswerk zu eröffnen. Als er aber deshalb fliehen mußte und in die Wüste kam, bei Jethro einkehrte und die Zipporah fand und dann die Schafe seines Schwähers hütete, da hat er nicht etwa mit seinem Schicksal gegrollt, das ihn vom ägyptischen Fürsten zum midianitischen Schafhirten erniedrigt hatte, sondern er hat mit aller Treue seines Schäferamtes gewartet und wäre wohl sein Leben lang demütig und geduldig dabei geblieben, wenn Gott ihn nicht wieder weggerufen hätte.

Übrigens giebt ja selbst ein äußerlich minder bedeutender Beruf einem lernbegierigen Mann Gelegenheit genug, neben treuer Berufserfüllung seine Liebe zur Wissenschaft zu befriedigen, auch wenn er das Studium nicht zu seiner eigentlichen Berufsbeschäftigung machen konnte. Mancher wird auf diese Weise noch im späteren Leben für das entschädigt, was er unter dem Druck der Verhältnisse in seiner Jugend verleugnen mußte. So entdeckte vor noch nicht langer Zeit ein englischer Naturforscher auf einem wissenschaftlichen Ausflug hoch im Norden Schottlands, in Thurso, einen Bäcker, dessen naturwissenschaftliche Kenntnisse ihn in Erstaunen setzten.

Derselbe zeichnete dem Gelehrten mit Mehl eine geologische und geographische Karte von Schottland auf den Fußboden, und machte ihn auf verschiedene Ungenauigkeiten aufmerksam, welche er auf den im Gebrauch befindlichen Karten entdeckt hatte. Außerdem entdeckte der Naturforscher in dem Bäcker einen besseren Botaniker als er selber war. Er hatte eine Pflanzensammlung, die fast als eine lückenlose bezeichnet werden konnte; alle Exemplare waren aufs beste geordnet und mit ihren wissenschaftlichen Namen bezeichnet. Dabei schämte er sich aber durchaus nicht, einfacher Bäcker zu sein, und betrieb dieses sein Gewerbe mit Fleiß, Lust und Geschicklichkeit. Sein gelehrter Freund überzeugte sich davon an den Proben, welche ihm vorgesetzt wurden.

Hast du aber einmal einen bestimmten Beruf erwählt, so sei vor allen Dingen treu in der Vorbereitung auf denselben und in der Ausübung desselben. Treue ist die Kardinaltugend des Berufslebens. Treu sein im Beruf, das heißt alle seine Kraft einsetzen, um den Anforderungen des Berufs zu genügen, und zwar nicht bloß dem Buchstaben nach, sondern im Geist und in der Wahrheit. Es giebt in dieser Hinsicht dreierlei Arten von Menschen: untreue, halbtreue und recht treue. Es giebt solche, welche ihren Beruf schlecht erfüllen, um die Anforderungen desselben sich nicht kümmern und ihre Zeit entweder mit Nichtsthun oder mit allerlei Liebhabereien verbringen. Die Berufsgeschäfte läßt man dabei entweder durch andere besorgen, oder sie bleiben völlig liegen. Das ist die Untreue im Berufsleben, deren unausbleibliche Folge der allmähliche Verfall des

Geschäfts, das fortschreitende Unbrauchbarwerden des Ungetreuen für jede Berufsarbeit ist. Darum sagte ein Geschäftsmann einmal: Wenn ein Kaufmann anfange, auf die Jagd zu gehen oder Bücher zu schreiben, so habe er entweder falliert, oder stehe er einem Falliment nahe, jedenfalls stehe es nicht gut mit seinem Geschäft. Mag immerhin in diesem Ausspruch die Farbe etwas stark aufgetragen sein, so ist es doch wahr: Liebhabereien, Nebenbeschäftigungen, die mit dem Beruf in keinem inneren Zusammenhang stehen, werden leicht zum Wurm, der an der Frucht der Arbeit zehrt. Frage die ruinierten Existenzen, die herabgekommenen Größen, die Leute, welche ohne besondere Schlechtigkeiten und Ausschweifungen ein schönes väterliches Erbe geradezu verbummelt, ein blühendes, vom Vater ihnen hinterlassenes Geschäft in einen Zustand jämmerlicher Verwahrlosung gebracht haben, so wirst du finden, welch einen großen Anteil die Berufsuntreue an ihrem Unglück hat. In alten Zeiten, da die Dinge noch eher von selbst ihren Gang gingen, und der einzelne in seinem Berufs- und Geschäftsleben durch feste Ordnungen geschützt, vor Konkurrenz gesichert war, da mochte ein solches träges und behagliches Gehenlassen weniger bedenklich sein, wiewohl auch aus der ältesten Zeit kein Beispiel davon bekannt ist, daß einer anders als durch Fleiß und Berufstreue es zu etwas wirklich Tüchtigem gebracht hätte. Vollends aber heutzutage, in der Zeit der freien Konkurrenz, des allgemeinen Kampfes ums Dasein, da das Geschäft nicht mehr den Mann trägt, sondern der Mann das Geschäft tragen muß, da das Amt nicht mehr den Mann macht, sondern

der Mann das Amt machen muß, da kann bloß durch große Treue in der Vorbereitung auf den Beruf und in der Ausübung desselben etwas Tüchtiges geleistet werden.

Es giebt neben dieser Untreue eine zweite Art von Stellung zum Beruf, die man als Halbtreue bezeichnen könnte. In diesem Fall leistet man, was dem Vertrag, dem Buchstaben nach geleistet werden muß, was für Erhaltung des Geschäfts, für Ausführung des Amts absolut notwendig ist, aber kein Jota mehr. Bei jeder außerordentlichen Arbeit, auch wenn sie noch so notwendig für das Ganze ist, besinnt man sich: „kann das von mir verlangt werden?“ und wenn die Antwort nach dem Buchstaben des Gesetzes verneinend ausfällt, so wird kein Finger, keine Hand und kein Fuß gerührt, auch wenn die Arbeit noch so sehr unter den Fußsohlen brennt. Man stellt sich auf den bekannten Standpunkt, den einmal einer in die Worte gefaßt hat: „Für die miserable Bezahlung, die ich bekomme, kann ich gar nicht wenig genug arbeiten.“ Das ist Treue nach dem Buchstaben des Gesetzes, aber nicht nach dem Geist, und deshalb im Grunde doch Untreue; es ist der Standpunkt des Mietlings, aber nicht der Standpunkt eines Haushalters, der seinen Beruf als einen von Gott ihm angewiesenen Posten ansieht und auf demselben in Treue stehen will. Diese Halbtreue wird sich darum auch immer wieder als das entpuppen, was sie ihrem innersten Kern nach ist, nämlich als Untreue. Sie wird dazu führen, daß einem der Kreis dessen, „was verlangt werden kann,“ immer mehr zusammenschrumpft, und selbst das Nötige und mit Recht Geforderte immer mehr zuviel

wird; sie wird namentlich dazu führen, daß in außerordentlichen Zeiten, wenn der Beruf ganz von selbst außerordentliche Anforderungen an die Kraft jedes Einzelnen stellt, das durch den Drang der Zeit gebieterisch Geforderte nicht geleistet und so die Berufstreue ganz direkt verletzt, das Berufsinteresse aufs schwerste geschädigt wird.

Hinweg darum mit der Halbtreue, der Mietlingstreue, wie mit der Untreue! Die ganze Person, die ganze Kraft einsetzen, das heißt recht treu sein, und das ist die Treue, die Gott in Zeit und Ewigkeit lohnt und segnet. Diese Treue fragt bei den gestellten Anforderungen nicht: kann man das von mir verlangen? sondern: ist es notwendig? und danach handelt sie. Der Treue weiß sich an seinen Beruf gebunden nicht bloß durch die Kette eines äußerlichen, rechtlichen Vertrages, sondern durch das freie Band eines Dienstes der Liebe an dem Nächsten und durch den uralten, die Menschen so unendlich ehrenden Gottesauftrag: Machet euch die Erde und ihre Kräfte unterthan! Durch diese Berufstreue ist der Doktor der heiligen Schrift Martin Luther zum Reformator der christlichen Kirche, ist der Lehrer des Griechischen Philipp Melanchthon zum Praeceptor Germaniae geworden. Diese Berufstreue, geübt vom Fürstenthron an bis herab zum untersten Beamten, hat den preußischen Staat groß und zum Mittelpunkt einer neuen Gestaltung der Dinge in Deutschland gemacht. Während drüben in Frankreich Ludwig XIV. das Wort sprach: der Staat bin ich, und seinen Herrscherberuf in selbstsüchtiger Weise ausbeutete, wollte Preußens König

bloß der erste Diener des Staats sein; dafür ging's auch dort abwärts und hier aufwärts. Darin unterscheidet sich der Despot vom rechten Herrscher von Gottes Gnaden: jener will herrschen, dieser dienen, jener denkt an sich, dieser an andere, jener ist untreu im Beruf, dieser treu. Das gilt nicht bloß für Fürsten, sondern für alle Berufsarten. Je mehr du deinen Beruf als Dienst ansehen lernst, desto leichter wird dir die Treue werden. Auch den Gewinn, den dir deine Berufsarbeit einbringt, hast du dann nicht für dich allein, sondern er ist dir gegeben als Mittel zu einem weiteren und reicheren Dienst der Liebe an andern.

Zwei Beispiele besonderer Berufstreue, von denen in den letzten Jahren öffentliche Blätter berichteten, mögen hier noch ihren Platz finden. Ein Bahnwärter in Nordamerika ist eben im Begriff, die Brücke für den daherkommenden Bahnzug niederzulassen, als er sieht, wie sein Kind nicht weit von ihm ins Wasser stürzt und mit herzzerreißendem Ton seinen Namen ruft. Was soll er thun? Hier das mit den Wellen ringende Kind, dort der daherbrausende Zug mit all den Menschen drin. Der Vater kämpft einen entsetzlichen Kampf, aber nur einen Augenblick. Mit fester Hand läßt er die Brücke nieder, der Bahnzug braust darüber weg, aber das arme Kind ist ertrunken. Das ist Berufstreue! Und das andere Exempel: Bei Bapaume sah im Dezember 1870 ein deutscher Hauptmann, wie sein Regiment auf der Flanke umgangen wurde, und erhielt in demselben Augenblick einen Schuß in die Brust. Stramm geht er auf seinen Vorgesetzten zu und meldet, die Hand

am Helm: „Wir sind auf der Flanke umgangen; ich melde mich ganz gehorsamst, daß ich zum Tod verwundet bin.“ Darauf bricht er zusammen; er starb am folgenden Tag, treu im Beruf bis zum Tod. Und in dieser wahren Berufstreue lag überhaupt nicht zum wenigsten das Geheimnis der großen Erfolge, die das deutsche Heer damals erreicht hat: jeder stets auf seinem Platz, und jeder diesen Platz ausfüllend nach bester Kraft. An diese Berufstreue appellierte Admiral Nelson, als er vor der Seeschlacht von Trafalgar seinen Leuten sagte: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thue.“

Du kennst auch die Geschichte jenes Steuermanns, der, als in der Nähe der Küste Feuer auf dem Schiff ausbrach und alles darauf ankam, daß das Schiff seinen Kurs stramm gegen die Küste hin hielt, mitten in Rauch und Flammen am Steuerrad aushielt und so das brennende Schiff glücklich in den Hafen brachte. Als man ihn ans Land trug, war sein Haar vom Kopf weggesengt, sein Leib ganz verbrannt, die rechte Hand, die das Steuer gehalten hatte, verkohlt, und kaum ans Ufer gebracht, gab er seinen Geist auf. Aber Schiff, Bemannung und Passagiere waren gerettet, weil der Steuermann seine Berufspflicht erfüllt hatte, treu bis in den Tod.

Ich möchte aber dieses Kapitel von der Berufstreue nicht schließen, ohne noch insonderheit derjenigen Äußerung der Treue zu erwähnen, welche wir als die Tugend der Pünktlichkeit zu bezeichnen pflegen. Pünktlichkeit ist im Grund nichts anderes als Treue im Kleinen. Diese gute Eigenschaft war unsern frommen Vorvätern

wichtig genug, daß sie dieselbe zu einem besonderen Gegenstand des Gebets machten: „Hilf, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret, Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet; Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit da ich soll, Und dann gerate mir's durch deinen Segen wohl." So hat J. Heermann am Anfang des 17. Jahrhunderts gesungen. Denn er wußte wohl, daß wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht. Als darum die preußischen Regimenter mit dem Gesang dieses Verses in die Leuthener Schlacht zogen, da wandte sich der alte Fritz an seinen Begleiter: „Meint Er nicht auch, daß man mit solchen Leuten siegen müsse?" — Melanchthon konnte es nicht leiden, wenn ihm jemand bei einer Verabredung sagte, innerhalb so und so viel Tagen wolle er die Sache ausführen. Er verlangte stets eine genauere Zeitbestimmung, und wie er diese selbst pünktlich einhielt, so verlangte er es auch von andern. Mit Recht; denn wer eine Arbeit, die er nach Pflicht und Beruf heute fertig haben soll, erst morgen liefert, wer da wo er um vier Uhr sein soll, erst um halb fünf Uhr eintrifft, bloß weil er eben nicht früher „dazukam," wie die faule Ausrede so oft lautet; wer ferner bei dem was er arbeitet, bloß darauf sieht, daß es „im Allgemeinen" einen befriedigenden Eindruck mache und dem oberflächlichen Beurteiler gefalle, bei dem muß man schon sehr im Zweifel sein, ob ihm Großes und Umfassendes anvertraut werden darf. Washington hatte einen Sekretär, der sein Zuspätkommen damit entschuldigte,

daß seine Uhr nachgehe. „Dann," sagte ihm Washington, „müssen entweder Sie eine andere Uhr oder muß ich einen andern Sekretär bekommen."

Das höchste Vorbild unsres Schaffens und Wirkens ist doch immer wieder Gott selbst. Und wie ist in seiner Welt alles bis ins Einzelne hinein recht und gut, wie macht er überall in der Geschichte ganze und gründliche Arbeit, kein Flick- und Stückwerk, keine Pfuscherei, sondern alles recht und alles gleich bis aufs Kleinste hinaus; wie thut er alles, fein zu seiner Zeit, wie genau und pünktlich ist er in der Erfüllung seiner Verheißungen wie im Eintreffen seiner Gerichte! Und Christus, — wie ist er in seinem ganzen Wirken, in all seiner Berufsarbeit darauf aus gewesen, daß die ganze Schrift erfüllet würde und kein Jota, kein Titelchen fehle! Dafür konnte er auch zuletzt mit einem lauten „es ist vollbracht!" sein Haupt neigen. Sei treu im Kleinen, damit du auch dereinst auf ein vollbrachtes Tagewerk zurückblicken könnest!

Es ist ja ohnehin um die Begriffe „klein" und „groß" sowohl im Leben überhaupt, als auch besonders im Berufsleben ein eigenes Ding. Ein Sandkorn ist etwas Kleines, aber je nachdem es irgendwo zu liegen kommt, ist es von mächtiger Wirkung. Kommt's in dein Auge, so kann es dir die Sehkraft, kommt's in dein Gehirn, so kann es dir Verstand oder Leben rauben. Eine Schraube an einer Maschine ist etwas Kleines, aber unter Umständen hängt von ihr der richtige Gang der Maschine, die Sicherheit von Hunderten von Menschen ab. So kommt es überhaupt bei den sogenannten

Kleinigkeiten nur auf eine gewisse Verkettung der Umstände an, um ihnen eine ganz entscheidende Bedeutung beizulegen. Aus Kleinigkeiten setzt sich das Leben zusammen; die Dinge sind selten, welche gleich auf den ersten Anblick groß und wichtig aussehen. Auf was beruht die militärische Genauigkeit, welche ein so wichtiger Artikel bei unsern deutschen Siegen im Jahr 1870 war? Auf der scharfen Berücksichtigung der Kleinigkeiten. Die Franzosen lachten und spotteten, als der Krieg anfing, über die preußischen Pedanten, über die Automaten, aus denen das Heer zusammengesetzt sei, und priesen dagegen den französischen Soldaten, der mit angeborener genialer Eleganz sich über solche Kleinigkeiten wegsetze. Aber was geschah? Der Pedant schlug den Genialen einmal übers andere, und diktierte ihm zuletzt in Paris in pedantisch-genialer Weise den Frieden. Es ist überhaupt ein wohlfeiles Genialthun, wenn man über Kleinigkeiten sich wegsetzt und diejenigen, welche es damit genau nehmen, Pedanten schilt. Man fängt nicht mit der Unpünktlichkeit an und wird dann ein Genie, sondern man muß zuerst ein Genie werden, und dann darf man sich über diese oder jene „Kleinigkeiten“ wegsetzen, darf z. B. Göthe den siebenfüßigen Hexameter stehen lassen, weil „der Kerl“ nun doch einmal hineingekommen sei. Wiewohl es auch einem Genie ganz gewiß keinen Abbruch thut, wenn es mit der Pünktlichkeit auf gutem Fuß bleibt. Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige.

Eben die Forderung der Pünktlichkeit führt nun aber noch auf etwas anderes, was dem jugendlichen

Alter wohl ans Herz gelegt werden darf. Es muß sich nämlich die Pünktlichkeit ganz besonders bewähren im Gebrauch von

6. Zeit und Geld.

Diese zwei Dinge hat ein bekanntes Sprichwort in sehr enge Verbindung mit einander gebracht: Zeit ist Geld. Das Wort stammt aus der englischen Sprache, und zwar hat es, soweit mir bekannt, in Amerika das Licht der Welt erblickt. Dahin paßt es auch mit dem Standpunkt, den es vertritt, am besten. Es ist etwas daran. Je mehr Zeit, desto mehr Möglichkeit Geld zu verdienen. Zeit gewonnen, Geld gewonnen. Aber doch wäre es traurig, wenn Zeit nicht mehr wäre als Geld. Geld läßt sich wieder ersetzen, verlorene Zeit ist unwiederbringlich dahin. Zeit ist mehr als Geld; Zeit ist Wissen, Zeit ist Bildung, Zeit ist ein Stück Leben, Zeit ist Ewigkeit. Es hat mit der Zeit eines Menschenlebens eine besondere Bewandtnis. Das Leben ist lang oder kurz, je nachdem man es ansieht. Es liegt lang vor dem Kind und Jüngling, es liegt kurz hinter dem Greisen. Es ist lang, denn man kann viel darin arbeiten, viel hassen, viel Unglück über sich und andere bringen, viel sündigen, so viel, daß man eine ganze Ewigkeit daran zu tragen hat. Es ist kurz, denn es fährt schnell dahin als flögen wir davon, wir werden drin mit unsrem Tagewerk nie ganz fertig, hinterlassen auch nach dem längsten und thätigsten Leben Stückwerk. Es ist kurz im Vergleich mit der uns gestellten Aufgabe, kurz im Vergleich mit

der langen Ewigkeit. Es währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt achtzig, aber beides sind Ziffern, welche von verhältnismäßig wenigen erreicht werden. Und wie viel geht von einem Menschenleben ab, wie klein ist die Zeit, die der Mensch zu bewußter, freier Verfügung hat! Wenn du zu dir selber kommst und über den Wert der Zeit nachzudenken anfängst, so ist schon ein Jahrzehnt verstrichen, d. h. im günstigsten Fall schon ein Siebentel, möglicherweise aber auch schon ein Drittel oder die Hälfte deines Lebens. Und wie viel geht vom Rest noch ab, über was dir eine freie Verfügung nicht zusteht! Täglich so und so viele Stunden Schlaf, teils kraft Naturnotwendigkeit, teils kraft unnötiger Angewöhnung — das giebt in einem Menschenleben zusammen eine artige Anzahl von Stunden. Dazu noch alle die Zeit, welche durch Krankheit, Schmerz und allerlei Schwachheit dem freien Gebrauch entzogen wird — fürwahr, das kurze Menschenleben schmilzt furchtbar zusammen, wenn man überlegt, wie wenig Zeit man so recht eigentlich im vollen Sinn *lebt*, d. h. nicht bloß existiert und vegetiert, sondern seine Zeit den eigentlichen Lebenszielen widmen kann.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — das ist der dreifache Schritt der Zeit. Die kürzeste unter den dreien aber ist die Gegenwart: „pfeilschnell ist das Jetzt entflogen." Man kann sie streng genommen gar nicht festhalten; in dem Augenblick, in welchem ich den gegenwärtigen Moment nenne und ihn mit dem kleinen Wörtlein „jetzt" bezeichne, ist er auch schon vorüber. So stehen wir genau betrachtet immer zwischen Vergangenheit

und Zukunft in der Mitte, und das was wir Gegenwart nennen, gewinnen wir nur dadurch, daß wir bei der jüngsten Vergangenheit und bei der nächsten Zukunft ein Anlehen machen und das Entlehnte zur Gegenwart schlagen. Dadurch beweist allerdings unser Geist auf der einen Seite seine gottähnliche, gottebenbildliche Erhabenheit über die Zeit; er zeigt dadurch, daß er nicht schlechtweg in die Zeit hineingebunden ist, sondern sich über sie erheben kann; aber andererseits wird auch gerade dadurch die Flucht unsrer Tage, das rasche Enteilen der Zeit um so offenbarer.

Und die Jugendzeit, diese so wichtige Vorbereitungszeit, — wie nahe geht sie nach solchen Berechnungen zusammen! Rechnen wir für sie die Zeit vom 14. bis 22. Lebensjahr, also acht Jahre. Das sind 2920 Tage oder 70080 Stunden. Eine schöne Zahl! Aber wie viel davon wird verschlafen? Mit dem „septem horas dormisse sat est“ ist mancher nicht mehr einverstanden, er braucht acht, also gerade ein Drittel des Tages. Bleiben also bloß noch 46720 Stunden. Und wie viel geht hievon noch weiter ab aus allen möglichen Gründen! Nun ist freilich 40000 noch immer eine schöne Anzahl von Stunden, mit der sich etwas Tüchtiges anfangen läßt. Wohl, aber vergiß nicht, daß diese Summe mit jeder Minute, mit jeder Sekunde kleiner wird. Denn das ist auch noch ein Unterschied von Zeit und Geld: Geld kannst du aufbewahren, Zeit nicht. Das Geld liegt im Kasten und wird nicht weniger, wenigstens nicht von selbst, ausgenommen wenn es in schlechten Papieren angelegt ist. Die Zeit aber wird ganz von selbst immer

weniger, immer weniger. Sie ist in fortwährender Selbstverzehrung begriffen. Und etwas anfangen läßt sich mit ihr nur unter Einer Bedingung, nämlich unter der, daß die Zeit fleißig und tüchtig benützt wird. Und recht benützt ist bloß diejenige Zeit, welche entweder direkt oder indirekt, mittelbar oder unmittelbar den zeitlichen und ewigen, den irdischen und himmlischen Lebenszielen dient. Wenn ich nun sehe, daß ich an einem kostbaren Gut eben keinen großen Überfluß habe, was thue ich dann? Antwort: Ich suche vor allen Dingen die Verwendung desselben gehörig zu ordnen und richtig einzuteilen, damit dieselbe immer in der rechten Weise, am rechten Ort, zur rechten Zeit und zu den richtigen Zwecken geschehe.

Eben diese Zeiteinteilung ist nun auch für den rechten Gebrauch der Zeit von der größten Bedeutung. Soviel für die Arbeit, soviel für die Erholung — wenigstens der Regel nach; es kann ja wohl auch geschehen, daß nach der einen oder der andern Seite hin etwas zugegeben werden muß. Sodann auch innerhalb der Arbeitszeit — wie viel kann dadurch gewonnen werden, daß die Arbeit richtig eingeteilt wird! Wenn du dich für eine Reise rüstest und den Koffer zu packen hast und du wirfst deine Sachen planlos hinein, so magst du zu guter Letzt noch so kräftig pressen und am Ende gar noch auf den Deckel stehen, um alles hineinzubringen — du wirst doch selbst in einem großen Koffer verhältnismäßig wenig unterbringen können und noch überdies beim Auspacken den Verdruß haben, dies und jenes verderbt und beschädigt zu sehen. Wenn du aber den Raum von vornherein ordentlich einteilst und jedes

Stück an den rechten Platz bringst, so daß eins sich schön ans andere legt, so wirst du nicht bloß doppelt so viel hineinbringen als mit dem planlosen Hineinstopfen, sondern du wirst auch die Genugthuung haben, am Ziel deiner Reise alles in gutem Zustand zu finden. Warum? Weil im ersteren Fall viel Raum ungenützt verloren geht, während im zweiten jedes Räumlein gehörig ausgenützt wird. Was vom Raum gilt, das gilt auch von der Zeit. Wer seine Arbeitszeit richtig einzuteilen versteht, der bringt mehr zu stande, und macht das, was er zu stande bringt, besser, als wer planlos drauf los arbeitet. Wie manche Viertelstunde geht bei solcher Planlosigkeit verloren, welche bei richtiger Einteilung für die Arbeit nutzbar gemacht werden könnte! Wie mancher Jammer, daß man heute rein nicht fertig werden könne, könnte erspart bleiben, wenn man gestern etwas nachhaltiger oder etwas länger gearbeitet und so die Last gleichmäßiger verteilt hätte.

Es sind nun für geeignete Zeiteinteilung besonders zwei Regeln sehr förderlich und wichtig. Die erste lautet: Verspare nie auf morgen, was du heute thun kannst. Es giebt junge Leute, welche dem entgegengesetzten Grundsatz zu huldigen scheinen, nämlich niemals heute zu thun, was auf morgen verschoben werden kann. Dieser Grundsatz hat zwar möglicherweise ebenfalls seine Berechtigung, zum Exempel, wenn du durch eine wirklich oder vermeintlich erlittene Beleidigung in Aufregung geraten bist und lieber heute als morgen die nötige Abrechnung mit dem Beleidiger vornehmen möchtest. In diesem Fall mag wohl der Rat am Platze

sein: „Thue nicht heute, was du auf morgen verschieben kannst;“ überhaupt in solchen Fällen, in denen es wichtig ist, daß nicht nach augenblicklichen Stimmungen und Eindrücken, sondern auf Grund ruhiger, reiflicher Überlegung gehandelt werde. Aber gerade diesen Gebrauch machen junge Leute weniger gern von jener Lebensregel. Vielmehr wenden sie dieselbe mit Vorliebe dann an, wenn es etwa gilt, eine unangenehme, aber doch berufs- und pflichtmäßige Arbeit hinauszuschieben, während doch eine richtige Zeit- und Arbeitseinteilung gerade darauf aus sein muß, das Unangenehme immer zuerst zu thun. Sonst wird man niemals fertig und hat auch nie das befriedigende Gefühl gethaner Arbeit. Je unangenehmer eine Arbeit für uns ist, desto mehr bedürfen wir zu ihrer Ausführung des ersten kräftigen Entschlusses, der ersten frischen Kraft. Das Angenehme läßt sich immer noch ausführen, auch wenn die Kraft nicht mehr so ganz frisch ist. Das Unangenehme dagegen erscheint, je länger seine Ausführung hinausgeschoben wird, desto schwieriger, unausführbarer, und unterbleibt zuletzt ganz, zum großen Schaden des eigenen Berufs. Manchmal wundert man sich, wenn man eine derartige Arbeit frisch und ohne Zögern angefaßt hat, selber darüber, wie viel leichter sie von statten geht als man meinte. Es geht wie beim Sudelwetter: vom Zimmer aus gesehen nimmt sich's oft greulich aus, als könnte man gar nicht durchkommen; ist man aber erst draußen, so ist's nicht halb so schlimm. Also: sogleich thun, was sogleich gethan werden kann, und das Widerwärtigste immer zuerst — das ist die erste Regel.

Aber bei aller Raschheit des Handelns — keine Überstürzung! Darum lautet die andere Regel: thue eins nach dem andern! Die Hast, welche zwei, drei Dinge zumal anfängt, ist vom Übel und führt gar leicht dazu, daß keins von den dreien zur rechten Zeit fertig wird, oder daß sie wenigstens alle drei die Spuren der Eile und Überstürzung an sich tragen. Es giebt ja wohl besonders ausgerüstete, starke Geister, denen es leicht wird, mehrere Arbeiten gleichzeitig anzufangen und weiterzuführen. So konnte bekanntlich Cäsar immer mehreren Schreibern zugleich diktieren und wußte bei jedem, wenn er wieder an ihn kam, genau wo er stehen geblieben war und was jetzt folgen mußte. Aber nicht jeder ist ein Cäsar — zum Glück wollen wir sagen; und wir gewöhnlichen Menschenkinder sind denn doch so organisiert, daß wir auf das „Eins nach dem Andern" angewiesen sind. Es geht sonst leicht auf Kosten der Ruhe, der Klarheit und der Pünktlichkeit, und jener Geschäftsmann hatte nicht Unrecht, der einem eifrigen, aber dabei etwas hastigen Angestellten zurief: „Etwas langsamer, damit wir rascher zum Ziel kommen!" Auch der im Jahre 1862 verstorbene Dr. Barth, der bekannte Jugendfreund, der eine Arbeitskraft besaß, wie sie nicht leicht wieder gefunden werden wird, bezeichnete auf Grund langjähriger Erfahrung als erste Arbeitsregel das, eins nach dem andern zu thun.

Ist aber die rechte Zeiteinteilung gewonnen, dann gilt es, die so geordnete Zeit auch recht auszufüllen und mit seiner Zeit recht sparsam zu sein. Denn wenn ich auch meine Ausgaben noch so gut einteile,

und sie überschreiten zuletzt die Einnahmen, so hat die Einteilung keinen Wert. In dieser Hinsicht lautet nun die einzige und einfache Regel: Keine Zeit verlieren! Die Zeit ist wie ein Ackerland. Wird es tüchtig bearbeitet, so trägt's gute Früchte; läßt man es brach liegen, so trägt's Unkraut, Dornen und Disteln. Müßiggang ist des Teufels Vogelfang, und wenn er ein Haus findet, müßig, mit Besemen gekehret und geschmücket, so nimmt er zu sich sieben andere Geister, die ärger sind denn er selbst, und kehren bei demselbigen Menschen ein und wohnen allda. Woher kommt es denn, daß auf brachliegendem Feld Unkraut, Dornen und Disteln wachsen? Die ganze Luft ist immer voll von Samen und Pilzen aller Art, die sich, je nachdem der Wind sie treibt, da und dort niederlassen und wo niemand ihnen entgegentritt, zu Wachstum und Entwicklung gelangen. Ein müßiger Mensch gleicht einem solchen Ackerland, die geistige Luft, die uns umgiebt, ist voll von allerlei giftigem Samen der Versuchung und Verführung, und ein müßiges Herz, eine unbenützte Zeit ist gerade der rechte Boden, in dem diese Dinge zur Entwicklung kommen können. Im Krieg besteht eine wichtige Aufgabe der Heeresleitung darin, die Soldaten auch dann zu beschäftigen, wenn der Feind das nicht eben besorgt. Das hält Zucht und Disziplin aufrecht, während ein müßiges Heer bald an moralischer Kraft verliert, ja zuletzt zuchtlos wird und verwildert.

Nicht ist dies so gemeint, als wäre alle die Zeit verloren und in Müßiggang verbracht, welche nicht auf Arbeit verwendet wird. Auch Ruhe und Erholung

hat ihr Recht. Aber Ruhe ist nicht notwendig Zeitvergeudung, Erholung noch nicht Müßiggang. Unter normalen Verhältnissen ist Ruhe und Erholung eigentlich nicht sowohl Unthätigkeit, als vielmehr eine andere Weise der Thätigkeit: statt des Wirkens und Schaffens nach außen eine Konzentration und Sammlung der Seelenkräfte nach innen, oder umgekehrt, anstatt fortwährender Thätigkeit nach innen eine tüchtige Kraftentwicklung nach außen. Der Gelehrte erholt sich vom Lesen durch Gartenarbeit, Bergsteigen oder Holzsägen; der Holzhacker oder Gärtner vom Holzsägen und der Gartenarbeit durch Lesen. Der Pfarrer sucht seine Erholung darin, daß er aus der Stube hinausgeht in die freie Luft; sein Nachbar, der Bauer Soundso, erholt sich dadurch, daß er sich vom freien Feld zurückzieht in die dicke Stubenluft. Wer viel mit andern verkehren muß, erholt sich dadurch, daß er sich in die Stille zurückzieht; wen sein Geschäft und Beruf in der Stille und Einsamkeit festhält, der erholt sich dadurch, daß er andere Leute aufsucht. Der Städter geht zu seiner Erholung aufs Land, der Landmann aus demselben Grund und zu demselben Zweck in die Stadt. Immer aber ist's nicht ein Nichtsthun, sondern eine veränderte Weise der Thätigkeit, wenn anders die Erholung richtiger Art ist. Das reine Nichtsthun läßt sich etwa in Krankheitsfällen rechtfertigen, wenn die Nerven mit dem ganzen Organismus so herabgestimmt sind, daß jede Thätigkeit sich von selbst verbietet, oder auf Reisen, wenn der Zug sich verspätet und man im Wartesaal Langeweile hat; wiewohl auch in diesen beiden Fällen nicht ganz. Denn der Kranke hat sein Arbeitsgebiet

nach innen, und der in den Wartesaal Gebannte kann entweder sich ebenfalls nach innen wenden und insonderheit das Pflänzlein Geduld in seinem Herzen pflegen und begießen, oder er kann sich seines mitwartenden Nachbars annehmen und so ein Werk der christlichen Liebe thun, indem er seinem Nächsten über die Langeweile freundlich und förderlich hinweghilft.

Zum verwerflichen Müßiggang wird die Ruhe und Erholung dann, wenn sie nicht mehr als Mittel zur Herstellung neuer und frischer Arbeitskraft angesehen, sondern als Selbstzweck betrieben wird; wenn man sie also entweder weiter ausdehnt, als für die Herstellung der Kraft nötig und heilsam ist, oder unter der Firma der Erholung Dinge treibt, welche thatsächlich nicht der Erholung und Ausspannung, sondern der Sinnenlust dienen. Was für eine Erholung z. B. im Lesen eines nervenaufregenden Romans, oder in einem aufregenden Spiel, oder in reichlichem Genuß starker Getränke, oder in einer ausgesucht üppigen Mahlzeit, oder in einem leidenschaftlich erhitzten Disput mit andern, oder in der Teilnahme an einer faden, klatschsüchtigen Unterhaltung liegen soll, ist nicht recht abzusehen. Thatsächlich lehrt auch die Erfahrung, daß es oft not thäte, nach solchen sogenannten Erholungen sich von der Erholung wieder zu erholen. Die Natur selber macht hier immer die Probe. War die Erholung rechter Art, so fühlt man sich nachher frisch, gestärkt und zur Arbeit neu aufgelegt. War die Erholung müßiggängerisch und zeitverschwenderisch, so ist man nachher so schlaff oder noch schlaffer als zuvor. Dies macht sich auch dann bemerklich, wenn

etwa die der Erholung gewidmete Zeit über Gebühr ausgedehnt wurde. Es geht damit wie mit dem Schlafen. Wer darin Maß hält, fühlt sich nachher frisch und gestärkt, während der Langschläfer noch lange den Schlaf nicht aus den Augen bringt und je länger er seine üble Gewohnheit treibt, desto schlafbedürftiger wird.

In Amerika kamen vor einiger Zeit einige Geschäftsleute auf den Gedanken, ein Zirkularschreiben an diejenigen ihrer Kollegen zu senden, deren Arbeit von namhaftem Erfolg gekrönt worden war, und sie um Nachricht darüber zu bitten, wie sie es angefangen hätten, um zu etwas zu kommen. In den Antworten, welche darauf einliefen, war ganz besonders der richtige Gebrauch der Zeit als ein wesentlicher Punkt betont, indem gesagt wurde: „Willst du Erfolg haben, so sei ein Charakter, sei Herr über alle deine Begierden; übe Selbstverleugnung; hüte dich vor zu langem Schlaf, zu viel Zerstreuungen und Vergnügen, vor jeder unnötigen Ausgabe; sei im Kleinen und Kleinsten sorgfältig; was überhaupt wert ist, gethan zu werden, ist auch wert, gut gethan zu werden; habe eine genaue Kenntnis aller Kleinigkeiten deines Geschäfts und überwache auch das Geringfügigste. Unermüdlicher Fleiß ist selbstverständlich. Erledige prompt alle Geschäfte. Suche deine Erholung in der Abwechselung deiner Arbeit. Habe Ausdauer; was dir heute nicht gelingt, gelingt dir vielleicht übers Jahr; oder über fünf oder zehn oder fünfzehn Jahre. Sei sehr vorsichtig in der Wahl aller deiner Leute. Zeige ihnen Festigkeit und Freundlichkeit. Verhalte dich gegen jedermann so, als könnte er dir noch einmal nützlich werden;

thue es aber nicht aus Berechnung, sondern aus uneigennützigem Wohlwollen; halte dich nicht mit Nebendingen auf, habe immer dein Ziel vor Augen, meide unnützes Geschwätz."

Bei solcher Einteilung und solcher Ausfüllung der Zeit werden auch die Klagen verstummen, daß man zu diesem und jenem, was geschehen sollte, „keine Zeit habe." Ich denke dabei an mancherlei, unter anderem auch an das Wort eines sehr thätigen Mannes, der zu sagen pflegte, er gehe, wenn er Leute für irgend welche rasch zu erledigende Arbeit suche, immer zu solchen, welche viel zu arbeiten haben, nie zu denen, welche wenig oder nichts zu thun haben; denn jene haben immer viel eher Zeit, als diese. Ganz besonders aber handelt es sich um das Zeithaben für die Pflege des Umgangs mit Gott, für Bibel und Gebet. Wer seine Arbeitszeit richtig auffaßt und gebraucht, der findet neben ihr an den Werktagen, namentlich am Anfang und am Schluß jedes Tages, Zeit genug, seine Thätigkeit und seine Gedanken auch noch nach innen und nach oben zu richten. Und wer seine Erholungszeit richtig auffaßt und gebraucht, der wird sicherlich z. B. auch am Sonntag „Zeit haben," um seinen Leib und seine Seele ruhen zu lassen im Element der wahrsten und tiefsten Ruhe, nämlich in dem was Gottes ist. Wer sich das merkt und darnach handelt, der wird erfahren, daß es keine Ruhe giebt, durch welche die Seele so im tiefsten Grund erquickt, gelabt und gestärkt wird, wie durch ihre andächtige und anbetende Versenkung in Gott, so daß auch der abgemattete Leib sich dieser Ruhe mitfreuen darf.

Doch, wir sind ja von einer Zusammenstellung von Zeit und Geld ausgegangen, und du wirst dich überzeugt haben, daß Zeit unter allen Umständen mehr ist als Geld, ja daß es fast ein Unrecht ist, Zeit und Geld in der Weise zusammenzustellen, wie das Sprichwort thut. Zeit ist edler als Geld; das letztere heißt im Neuen Testament gelegentlich „ungerechter Mammon,“ und viel davon zu haben wird als seelengefährlich bezeichnet, während mir durchaus nicht erinnerlich ist, daß über die Zeit in ähnlicher Weise geredet wäre. Doch haben beide immerhin das mit einander gemein, daß es sich beim einen wie beim andern ums Einteilen und Sparen handelt, und daß aus diesem Grund sehr häufig diejenigen, welche mit dem einen recht umzugehen wissen, auch das andere recht verwenden, und umgekehrt.

Was nun aber den Ausdruck „ungerechter Mammon“ betrifft, so will derselbe ganz gewiß nicht nach Kommunistenweise das Eigentum verdammen und als Ungerechtigkeit, als Diebstahl erklären; er will überhaupt nicht über den Besitz des einzelnen ein Urteil sprechen, sondern nur aussagen, daß in der Welt im ganzen an nichts soviel Ungerechtigkeit hängt, nichts zu soviel Sünde, Rücksichtslosigkeit, Streit und Zank, Betrug und Untreue Veranlassung giebt, und bei nichts eine gerechte, den Leistungen und dem Wert der einzelnen entsprechende Verteilung so unmöglich ist, wie beim Geld. Es war ja auch die Gütergemeinschaft in der Christengemeinde zu Jerusalem etwas durchaus Freiwilliges, und der Apostel Paulus gebietet den „Reichen von dieser Welt“ nicht, daß sie auf ihren Reichtum

verzichten, sondern nur, daß sie darauf nicht stolz seien und ihn richtig anwenden sollen, Gott zur Ehre, dem Nächsten zu Nutz und ihnen selbst zum Heil. Darum hat auch jener Geschäftsmann ganz recht gehabt, der einem nicht haushälterischen Freund auf dessen Bemerkung: „Ach was, Geld ist Dreck!“ erwiderte: „Ja, aber Dreck ist kein Geld.“ Man darf überhaupt nicht vergessen, daß der Unterschied zwischen den Reichen, welche schwerlich ins Himmelreich kommen, und zwischen den Armen, denen das Himmelreich zugesprochen wird, weniger im Geldbeutel und im Kassenschrank, als im Herzen liegt. Ich meine dies schon deshalb, weil nirgends gesagt ist, wie viel Vermögen einer haben müsse, um reich zu sein, und wie wenig er haben müsse, um ein Armer genannt zu werden. Mancher wird von denen, welche gesellschaftlich unter ihm stehen, als ein reicher Mann angesehen, während er sich selbst als ein Armer vorkommt im Vergleich mit denen, welche über ihm stehen und mehr haben als er; ja er hat vielleicht mehr Nahrungssorgen, als mancher, der ihn um sein schönes Einkommen beneidet. Arm und reich sind keine feststehenden Größen, und eben aus diesem Grund liegt der Unterschied unter den Leuten nicht im äußeren Besitz, sondern in der inneren Stellung. Ob einer zum Goldklumpen oder zum Goldkörnlein sagt: „du bist mein Trost,“ ob er sein Herz an eine luxuriöse Villa hängt oder an eine elende Baracke, ob er mit Goldstücken groß thut oder mit Kupfer und Nickel, das macht keinen wesentlichen Unterschied. Ein sogenannter Armer, der am Goldhunger leidet, und der kein Goldklümplein oder Goldkörnlein

hat, zu dem er sagen könnte: „du bist mein Trost,“ dafür aber verlangend den Goldklumpen seines Nachbars ansieht und denkt: „ach wenn du wärst mein eigen, du wärest mein Trost;“ ein Armer, der mit neidischem Groll am sogenannten Reichen hinaufsieht und mit seinem ganzen Sinnen und Denken darauf gerichtet ist, wie er sich Geld verschaffe und seinen Besitz vermehre, verdient den Namen eines Reichen im bedenklichen Sinn mehr als ein sogenannter Reicher, der mit dem, was er hat, zufrieden ist, denen, die mehr haben, das Ihrige gönnt und von dem, was ihm beschert ist, Gott zur Ehre und dem Nächsten zu Nutz den rechten Gebrauch macht.

Nun ist allerdings die Jugend in der glücklichen Lage, daß ihr diese Geld- und Mammonsfragen noch verhältnismäßig ferne liegen. Und das mit Recht. Denn wenn bei einem Jüngling schon die Erwerb- und Besitzfragen vorne an stehen, so ist das fürwahr kein gutes Zeichen. Aber daß ihm die Gegensätze von reich und arm auch in seinen jungen Jahren schon entgegentreten, ja daß er möglicherweise in sehr handgreiflicher Weise mitten hineingestellt wird, das kann ihm nicht erspart bleiben. Zwei besuchen mit einander eine Lehranstalt — der eine steht zu Haus in glänzenden Verhältnissen und kennt Sorgen der Nahrung kaum vom Hörensagen, der andere steht zu Haus tagtäglich unter dem Druck der Armut, sieht des Vaters sorgenvolles Gesicht und der Mutter kummervolle Augen. Der eine verfügt über reichliches Taschengeld, der andere über ein sehr geringes oder gar keines. Der eine kann sich manche Vergnügungen und Genüsse erlauben, der andere ist aufs Entbehren

angewiesen. Jener macht in den Ferien eine Reise ins Berner Oberland oder ins Tyrol, dieser ist froh, wenn die Mittel zu einem bescheidenen Besuch bei Verwandten reichen. Jener redet über seine Lebensplane frischweg und ohne Sorgen, denn er weiß es nicht anders, als daß er demnächst die Universität bezieht, sein Studium treibt und dann in die Welt heraustritt. Dieser sieht der Abiturientenprüfung bloß mit halber Freude entgegen, nicht als stünde er in Gefahr des Durchfallens, sondern weil sein Vater noch nicht weiß, wie er die Mittel fürs akademische Studium für ihn auftreiben soll. Derartige Gegensätze ragen auch ins Jugendleben herein.

Noch näher rücken die Besitz- und Erwerbsfragen denen, welche sich für einen geschäftlichen Beruf entschieden haben und mit achtzehn Jahren schon in der Lage sind, eigenes Geld verdienen zu können. Da gilt's für die Jungen so gut wie für die Alten, daß sie ihr Vertrauen und ihre Hoffnung nicht setzen auf Reichtum; die Reichen nicht auf den Reichtum, den ihre Väter haben und der ihnen dereinst von selbst zufallen soll, die Armen nicht auf den Reichtum, den sie haben möchten und dereinst zu erringen hoffen. Denn der Sohn des Reichen wird, je mehr er pocht auf des Vaters Reichtum, desto sicherer einmal erleben müssen, daß ihm derselbe unter den Händen zerrinnt. Und der Arme, je mehr er das Reichwerden zum Zweck und Ziel seines Lebens macht, desto unglücklicher wird er sich fühlen, wenn er dieses Ziel gar nicht oder doch wenigstens nicht in dem Maß erreicht wie er erwartet hatte; desto mehr wird er inne werden, daß niemand davon lebet, daß er

viele Güter hat, sofern nämlich leben nicht bloß heißt dasein, atmen, trinken, schmausen, spazierenfahren, sondern glücklich sein und sich harmonisch befriedigt fühlen im tiefsten Grund der Seele. Und wenn du als Sohn armer Eltern auch mit deinen jungen Augen manchmal ein bißchen trübe ins Leben hinaussehen mußt, so vergiß nicht, daß dein Vater im Himmel besser für dich sorgt als du selbst es vermagst, daß er schon aus manchem armen und geringen Knaben einen tüchtigen Mann gemacht hat, dessen Gedächtnis noch heute im Segen steht, ja daß die größten Dinge, welche in der Welt ausgeführt worden sind, nicht von Reichen, sondern meist von Kindern armer Eltern ausgeführt wurden, weil in vielen Fällen sich der Reichtum mehr als ein Hindernis, denn als eine Anreizung zum kräftigen Handeln erwiesen hat. Nicht zu reden von unsrem Herrn selbst und seinen Aposteln — aber Luther war ein armer Bauern- und Bergmannssohn, Kepler brachte seine Tage in Dürftigkeit hin, Schiller ist aus der Armut herausgewachsen, und es hat ihm gerade im Vergleich mit Göthe sein Leben lang gut gethan, daß er das Joch getragen hatte in seiner Jugend. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg erlebte es in seiner harten Jugend, daß auf seiner Tafel manchmal selbst das Notwendigste fehlte, — er ist dennoch der große Kurfürst geworden, und von Garfield dem armen Bauernjungen und nachmaligen Präsidenten von Amerika ist schon oben die Rede gewesen.

Ob es nun aber viel oder wenig oder sehr wenig sei, worüber du in deiner Jugend zu verfügen hast, so

ist es wichtig, daß du recht verfügen lernest und auch hier die Treue im Kleinen übest, welche allein berechtigt, dereinst auf Größeres zu hoffen. Verschwendung, auch wenn der Sohn des reichsten Vaters sie übt, ist ein Unrecht, und jener reiche junge Mann, der monatlich hundert Mark Taschengeld verbrauchte, hat übel gehandelt, trotzdem daß sein Vater ihm soviel geben konnte und auch wirklich gab. Nicht bloß, daß er sich damit an Bedürfnisse gewöhnte, die sich an einem Jüngling widerwärtig, ja ekelhaft ausnehmen, und zugleich an einen Geldverbrauch, der, in die Länge fortgesetzt und mit zunehmendem Lebensalter entsprechend gesteigert, doch zuletzt über seine Kräfte gehen mußte; sondern ein solcher Geldverbrauch ist an sich schon ein Unfug. Wer viel hat, hat nicht weniger die Pflicht des Maßhaltens und der Sparsamkeit als wer wenig hat. Als Friedrich Wilhelm III. von Preußen noch ein Knabe von zehn Jahren war, brachte der Gärtnerbursche an einem kalten Januartag ein Körbchen mit schönen, reifen, im Treibhaus gezogenen Kirschen. Der Prinz wünschte sie zu kaufen und fragte, was sie kosten. „Fünf Thaler," war die Antwort. Da wandte sich der Knabe mit Entschiedenheit ab und sagte: „Eine Hand voll Kirschen fünf Thaler? fort damit, ich mag sie nicht."

Ganz ungeheuerlich ist aber vollends das Betragen solcher Jünglinge, welche, ob sie wohl wissen, wie sauer es ihren Eltern wird, die Kosten für die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder aufzubringen, dennoch sich ihrerseits nicht darnach richten, sondern entweder den armen Eltern den letzten Thaler auspressen, oder Schulden

machen, die dann wohl oder übel der Vater bezahlen muß, nur damit der Herr Sohn vornehmthun und seine Liebhabereien treiben kann. Hüte dich doch vor dem Schuldenmachen, es macht unfrei, friedlos, und weil man es vor den Eltern so lange als möglich zu verbergen sucht, so leidet auch die kindliche Offenheit darunter. Und kein Schuldenmacher weiß, wohin er noch getrieben wird, wenn er einmal angefangen hat. Schon mancher ist in seinen jungen Jahren allmählich so tief hineingeraten, daß er, um sich herauszuhelfen, zum Dieb wurde. Wer nicht bei Zeiten lernt, sich nach der Decke zu strecken und auf das zu verzichten, was nun einmal über seine Kräfte geht, der wird's im Leben schwer zu büßen haben. Eine bekannte Regel lautet: „Tausend Mark Einkommen, neunhundertneunundneunzig Mark Verbrauch — gute Haushaltung. Tausend Mark Einkommen, tausend und eine Mark Verbrauch — schlechte Haushaltung." Da liegt die Differenz zwischen Ordnung und Unordnung in zwei Mark.

Ich möchte aber zu diesem sich Strecken nach der Decke nicht bloß das rechnen, daß man lernt für sich nicht mehr zu brauchen als man den Verhältnissen gemäß kann, sondern auch das, daß man sich bei Zeiten gewöhnt, etwas übrig zu haben für andere. Das ist noch keine rechte Sparsamkeit, welche gerade notdürftig die Ausgaben für die eigenen Bedürfnisse in Einklang bringt mit den Einnahmen. Sondern der wahrhaft Sparsame richtet sich so ein, daß er auch noch ein wenig Gutes thun kann. Wer alles, was er einnimmt, für sich braucht, der ist ein Verschwender, auch wenn Ausgaben

und Einnahmen noch so gut stimmen. In dieser Beziehung läßt sich von dem bekannten Herrn v. Pourtalès, der in Neuenburg lebte, etwas Schönes lernen. Zu ihm kamen zwei Sammler für einen wohlthätigen Zweck und hörten beim Eintreten, wie er eine Magd zurechtwies, weil sie ein Schwefelholz unnötig weggeworfen hatte. „Das fängt gut an," dachten die Sammler. Ja, es ging aber auch gut weiter, denn sie bekamen einen Beitrag von 900 Franken. Als sie nicht umhin konnten, ihre Verwunderung über diese reiche Gabe auszusprechen, bekamen sie zur Antwort: „Eben weil ich aufs Schwefelholz sehe, kann ich größere Beiträge für gute Zwecke geben." Eine Feder, die einer seiner Angestellten weggeworfen hatte, hob er auf und benützte sie gerade dazu, um einem Schuldner, der um Aufschub gebeten hatte, eine zusagende Antwort zu schreiben. Etwas ganz ähnliches erzählt Dr. Fliedner von Kaiserswerth: „Auf einer Kollektenreise kam ich in Amsterdam zu einem reichen Kaufmann. Schon auf dem Hof höre ich ihn mit den Knechten schelten, weil sie seine Pferdeleine im Regen verkommen ließen. Er empfängt mich ziemlich kalt, läßt sich meine Papiere geben und liest sie aufmerksam durch, ohne eine Miene zu verändern. Ich denke: O weh, wenn ich hier fünf Gulden bekomme, will ich zufrieden sein. Endlich steht er auf, geht an die Geldkiste und holt ein Säckchen mit fünfzig Gulden heraus, das er mir mit liebreichem Ernst giebt. Ich danke ihm überrascht und bin im Begriff zu gehen, als ich gewahr werde, daß er mit einer Art von verlegener Ängstlichkeit dem Säckchen nachsieht. Da fällt mir ein,

daß er wohl das leere Säckchen zurückhaben möchte. Ich sagte ihm daher, wenn er wünsche, so wolle ich es ihm dankbar wieder zustellen. Da heitert sich sein Gesicht auf einmal auf und er ruft freundlich: Ja wohl, mein Herr, ja wohl, die Säckchen sind rar. Ich verabschiedete mich darauf, hörte ihn aber noch beim Abschied nachrufen: Aber, mein Herr, das Säckchen nicht vergessen!"

Sage nicht, eine solche Forderung sei abgeschmackt und tauge nicht für junge Leute; andern zu geben sei Sache der Erwachsenen und nicht der Jugend. Das Wohlthun ist etwas, an was man sich gewöhnen muß, und mit dieser Gewöhnung kann man nie zu früh beginnen. Wir müssen von früh auf lernen, es als selbstverständlich anzusehen, daß von vornherein ein Teil dessen, über was wir zu verfügen haben, andern zu gute kommen muß, die dessen bedürftig sind. Hast du ein wöchentliches oder monatliches Taschengeld, so ist gar nicht einzusehen, was abgeschmackt daran sein soll, wenn du von vornherein einen gewissen Bruchteil davon für irgend welchen Zweck der Wohlthätigkeit zurücklegst und auf die Verfügung darüber freiwillig verzichtest. Die Ausrede: „ich verdiene ja das Geld nicht selber, da ist's lächerlich, wenn ich auch noch Wohlthaten davon erweisen soll, das besorgt mein Vater" — diese Ausrede kann man oft hören, aber sie ist allemal wieder faul. Es handelt sich hier gar nicht darum, woher das Geld zuletzt kommt, sondern darum, daß du von dem, was dir zur freien Verfügung steht und was du ganz für dich selbst verwenden könntest, freiwillig einen Teil für andere opferst, und so dich ans Geben

bei Zeiten gewöhnst. Manche Leute lernen's ihrer Lebtage nicht, und während sie für die thörichtesten Luxusgegenstände Hunderte hinauswerfen, thut ihnen jede Mark, ja jeder Nickel weh, den sie für andere hergeben sollen. Das kommt daher, daß sie sich nicht bei Zeiten gewöhnten, das Ihrige als ein Gut anzusehen, das sie nicht für sich allein haben. Oder wenn du das erste selbstverdiente Geld in der Hand hast — welche Freude! Aber laß diese Freude nicht selbstsüchtig, laß das Geld nicht zum Mammon, zum Götzen werden, sondern lege auch etwas davon durch Wohlthun in der himmlischen Ersparnisbank an, die nie falliert und ihre Zinsen nicht bloß pünktlich, sondern auch reichlich bezahlt. Die Entschuldigung: „ich gebe nichts, weil ich nichts habe," fällt als Beschuldigung auf dich selbst zurück: du hast nichts, weil du nichts giebst. Wer geben will, muß haben, ja; aber wer haben will, muß auch geben. Lerne das in der Jugend, so kannst du's im Alter. Ein durch seine Wohlthätigkeit bekannter Mann, bei dem in der teuren Zeit täglich Arme zu Tische waren, pflegte zu sagen: eigentlich essen seine Armen nicht mit ihm, sondern er mit seinen Armen. Wie er das gemeint hat, ist leicht zu erraten.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte als Knabe auch sein standesgemäßes Taschengeld, das ihm der König ausbezahlen ließ. Als er aber einmal von einem armen Mann hörte, der wegen einer Summe von zwanzig Thalern in der dringendsten Not war, da fragte er nach dem Bestand seiner Kasse, und als er hörte, daß noch fünfzig Thaler darin seien, gab er sofort Weisung,

dem Armen zwanzig davon zukommen zu lassen. Das war, wohlgemerkt, eben auch erspartes Taschengeld, aber fürwahr, es hat dadurch nicht an Wert verloren. Was für ein Wohlthäter für das arme Steinthal der bekannte Pfarrer Oberlin gewesen ist, weiß jedermann. Aber wer weiß, ob er's geworden wäre, wenn er nicht schon in jungen Jahren sich gewöhnt hätte, nicht bloß an sich, sondern auch an andere zu denken? Sein Vater, ein Gymnasiallehrer in Straßburg, hatte eine magere Besoldung, daher sich je und je Geldverlegenheit einstellte. Nichtsdestoweniger hielt er darauf, jedem seiner Kinder wöchentlich ein paar Sous Taschengeld zu geben, damit sie lernen sollten, selbständig mit dem Gelde umzugehen. Der junge Fritz Oberlin pflegte nun sein Taschengeld sehr sparsam zu Rate zu halten. Trat dann einmal der Fall ein, daß der Vater eine einlaufende Schusters- oder Schneidersrechnung nicht sogleich bezahlen konnte, und zog sich infolge dessen seine Stirne in sorgliche Falten, so eilte der Kleine nach seiner Sparbüchse und schüttete im Triumph seinen kleinen Schatz in die Hände des Vaters aus. Und als er einmal auf dem Markt sah, wie etliche mutwillige Buben einer Bäurin ihren Korb mit Eiern vom Kopf stießen, da eilte er spornstreichs nach Haus, holte seine eben damals ordentlich gefüllte Sparbüchse, schüttete den Inhalt der erstaunten Bäurin in den Schoß und eilte wieder davon, ohne ihr auch nur Zeit zum Danken zu lassen.

Man hat schon manchmal die Frage aufgeworfen, wieweit vom Standpunkt einer christlichen Lebensordnung aus dem Luxus ein gewisses Recht zuzusprechen sei.

Nun kommt freilich zuvörderst alles darauf an, was man unter Luxus versteht. Verbindet man mit diesem Wort alsbald den Begriff von etwas Übertriebenem, Auffallendem, so ist unser Urteil bald fertig: für einen Christen paßt der Luxus nicht, ja nicht bloß eine christliche, sondern auch schon jede sittlich ernste Lebensbetrachtung muß ihn verwerfen. Aber es giebt auch eine andere Auffassung des Wortes Luxus, nämlich diese: Luxus ist alles das was nicht zur Fristung des Lebens, sondern zur Verschönerung und Verfeinerung desselben dient. In diesem Sinn gefaßt treibt selbst der Ärmste einen gewissen Grad von Luxus, er müßte denn zum Diogenes werden, der im Faß haust und selbst den Wasserbecher wegwirft, nachdem er gesehen hat, daß der Hund ohne Becher fertig wird. Jeder noch so bescheidene Zimmerschmuck, der Blumenstock am Fenster der armen Nähterin, die Verzierung am Tisch oder Stuhl des Arbeiters gehört in diesem Sinn zum Luxus, und je mehr ein Volk und eine Zeit in der Bildung fortschreitet, desto mehr wird sich auch dieser Luxus, im guten Sinn verstanden, einbürgern, weil das Fortschreiten wahrer Bildung auch den Sinn fürs Schöne weckt und fördert, und daraus sich von selbst das Bedürfnis entwickelt, mit dem zum Leben Notwendigen auch das Schöne zu verbinden. Es ist auch klar, daß ohne solchen Luxus alles gewerbliche Leben, aller Handelsverkehr, alle Kunst und Wissenschaft aufhören und die Kraft eines Volks und einer Zeit völlig lahm gelegt würde. Aber doch giebt es für jeden Einzelnen ganz bestimmte Grenzlinien, über die er in seinem Anteil an

der Verschönerung und Verfeinerung des Lebens nicht hinausgehen darf. Wer zum Exempel hiefür so viel ausgiebt, daß er Schulden machen oder sich Dinge, die zur Fristung des Lebens notwendig sind, versagen muß, oder daß er zum Wohlthun für andere nichts mehr übrig hat, der thut schweres Unrecht. Und wem es dabei nicht sowohl um das Schöne zu thun ist, als vielmehr um das Prunken und Prahlen, um die protzige Schaustellung seines Reichtums, der thut ebenfalls Unrecht. Und wer sich dabei nicht innerhalb der Grenzen des Standes hält, dem er angehört, wer sich durch Prachtentfaltung den Schein einer höheren Bildung und eines höheren Standes geben will, als ihm in Wirklichkeit zukommt, der verfällt obendrein noch der Lächerlichkeit. Ja selbst ein sonst ganz berechtigter und das Maß nicht überschreitender Luxus kann zum Unrecht, zur Sünde werden, wenn er ausgeübt wird in einer Zeit und in einer Umgebung, da ringsum viel Not und Elend herrscht und solche Prachtentfaltung notwendig verletzend, verbitternd auf andere wirken muß. Da erfordert es die Liebe, auch in dieser Hinsicht mit den Weinenden zu weinen, mit den Trauernden zu trauern. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat in den Tagen der Not und des Jammers in seinem Land seine Hofhaltung aufs Äußerste eingeschränkt, nicht bloß aus notgedrungener Sparsamkeit, sondern auch um die Führung des königlichen Haushalts in Übereinstimmung zu bringen mit der Notlage des Landes, und um nicht Wohlleben zu führen, während seine Unterthanen seufzten unter dem Jammer des Kriegs und der Fremdherrschaft.

7. Der Sonntag.

Ein regelmäßig wiederkehrender Ruhetag ist Bedürfnis für den Menschen, und zwar desto entschiedener, je mehr er auf dem Boden der Kultur steht, je mannigfaltiger seine Bedürfnisse, je vielfältiger die Ansprüche sind, die an ihn gemacht werden. Wer überhaupt arbeitet, muß auch dazwischen hinein seinen Ruhetag haben, welcher Volksklasse, welchem Lebensalter er auch angehöre, auf welchen Beruf er sich auch vorbereite. Schule, Komptoir, Werkstätte, Schreibstube oder was es sei — eins wie das andere zehrt an der Kraft und begründet im menschlichen Organismus ein Ruhebedürfnis, dem die Nachtruhe des Schlafs für sich allein nicht mehr genügt. Es mag einer sich eine Zeit lang diesem Naturgesetz entziehen, er mag fortarbeiten Tag für Tag, Sonntag und Werktag, er mag das etliche Jahre durchführen, aber sicher wird der Zeitpunkt eintreten, da die Folgen dieser Lebensweise sichtbar und spürbar werden und die ununterbrochen angespannte Kraft zu erschlaffen beginnt.

Der Körper bedarf eines solchen Ausruhens. Er ist der Abnützung unterworfen, und ein Feierabendstündlein nach der Arbeit, ein guter Schlaf während der Nacht, so wohlthätig das ist, reicht doch nicht aus, um dieser Abnützung das nötige Gegengewicht entgegen zu stellen. Mehrfach ist es von medizinischer Seite in überzeugender Weise nachgewiesen worden, daß der menschliche Körper für sein Gedeihen neben den täglichen Ruhepausen auch von Zeit zu Zeit eine längere Pause, eine

gründlichere Erholung und Ausspannung der Kräfte nötig habe. Und je größer und aufreibender die Arbeit ist, welche durch die Ansprüche der Gegenwart jedem einzelnen aufgelegt wird, desto nötiger ist eine solche regelmäßig wiederkehrende gründlichere Erholung. Wie ganz andere Ansprüche macht schon die Schule heutzutage an ihre Angehörigen gegenüber von früher! Damals ging's in behaglichem Tempo; das vorgeschriebene Lehrziel, wenn ein solches überhaupt existierte, war unschwer zu erreichen, die Anzahl der einzuübenden Fächer war eine beschränkte und darum die ganze Arbeit eine wesentlich gemütlichere, ausgenommen wenn einer in unserem lieben Schwabenland sich aufs Landexamen vorbereitete. In diesem Fall mußte freilich auch im Galopp und mit Dampfkraft gearbeitet werden, selbst in der Zeit, in der es noch keine Dampfmaschinen gab. Heutzutage dagegen ist alles Arbeiten, auch dasjenige, welches in der Jugend und von der Jugend geschieht, durch den Maßstab der Eisenbahngeschwindigkeit beeinflußt. Da sind Ruhepausen schon vom Standpunkt der körperlichen Entwicklung unentbehrlich. Der großstädtische Beamte, Geistliche, Arzt, der seinen Sonntag nicht, wie es sich gehört, der Erholung und Ruhe widmen kann, muß dafür jeden Sommer oder Herbst auf etliche Wochen hinaus aufs Land, ins Gebirge, um von den 52 Sonntagen, um die er das Jahr hindurch kommt, wenigstens die Hälfte hereinzuholen. Er erreicht aber damit weit nicht das, was er durch einen regelrechten wöchentlichen Ruhetag erreichen würde.

Daß ein solcher Ruhetag vielfachen Zeitverlust und verminderte Arbeitsresultate im Gefolge habe, ist ganz

falsch gerechnet. Ein Beispiel soll dies deutlich machen. Vor Jahren gingen einige Freunde der Sonntagsruhe mit ihren Gegnern folgende Wette ein: Zwei Fuhrleute mit gleichen Wagen, gleicher Last und gleicher Bespannung sollten eines Montag Morgens dieselbe Reise antreten, der Sonntagsfreund mit seinem Gespann jeden Sonntag Ruhe halten, der andere aber Sonntags fahren. Was war das Ergebnis? Am ersten Sonntag bekam der Gegner einen Vorsprung von 3—4 Meilen; allmählich aber wurde dieser Vorsprung kleiner, in der sechsten Woche kam der Sonntagsfreund seinem Gegner vor und erreichte mit seinen gut aussehenden Pferden zeitig das Ziel, während die Tiere des andern kraftlos und verspätet eintrafen. Das waren nun freilich Pferde; aber ich denke, die körperliche Organisation wird in dieser Hinsicht bei den Menschen keine wesentlich andere sein. Lord Palmerston, der bekannte englische Staatsmann, erfreute sich noch in hohem Alter großer Rüstigkeit und schrieb dieses Glück besonders dem Umstand zu, daß er sich während seines Lebens grundsätzlich der Sonntagsarbeit enthalten habe.

Wie der Leib, so ist aber auch das Gemütsleben solcher Ausspannung bedürftig, ja dieses womöglich in noch weit höherem Grade. Und zwar wiederum gerade in der Gegenwart am meisten. Das Durcheinander des Lebens reibt nicht nur die Kräfte des Körpers, sondern auch die der Seele auf. Sollte die Häufung der Geistes- und Seelenkrankheiten in unsern Tagen nicht auch damit zusammenhängen, daß des aufregenden Treibens immer mehr und der Sonntagsruhe leider immer weniger

geworden ist? Wie viele Aufregungen, Widerwärtigkeiten, Kämpfe, Spannungen, gemütliche Affektionen bringt die Woche mit sich! An was muß der Mensch alles denken, für was alles sorgen schon in seinen jungen Jahren! In was für einer erdigen Atmosphäre muß eine Menschenseele die Woche durch leben, wie viel Staub muß sie schlucken, der sich doch allmählich auch schwer und dick auf sie legt! Wie vieles kommt ihr vor, wodurch sie herabgezogen, flügellahm gemacht, in den Bann des Gemeinen gezogen wird! Wie schwer wird es, die gemütlichen Seiten des Lebens nach Gebühr zu pflegen, z. B. das Familienleben! Da ist's wohl nötig, daß man dem Gemüt wenigstens einen Tag in der Woche vorbehalte, an dem es den Staub abschütteln, eine andere Luft atmen, die Stoppeln und die Ziegel stehen lassen und sich in einem freieren, idealeren Element bewegen kann.

Und das in engerem Sinn geistliche, das christliche Leben — wie sehr bedarf es einer Sammlung und Erfrischung! Wären wir vollendete Heilige — ja dann hätten wir den Sonntag vielleicht nicht nötig, wenigstens nicht für die Pflege unsrer Gemeinschaft mit Gott. Dann würde unsre Seele ruhen in Gott, unaufhörlich gebadet sein in seinem Geisteswesen, und aller Erdgeschmack des Lebens, alle seine Widerwärtigkeiten und Zerstreuungen wären nicht im stand, den Geist von seinem Urquell abzuziehen und aus seiner ruhigen Haltung zu bringen. Aber wir sind hier auf Erden keine vollendete Heilige, und darum hat die christliche Gemeinde schon in der apostolischen Zeit, als man kaum angefangen hatte, sich vom alttestamentlichen gesetzlichen Sabbath loszumachen, sofort

den Sonntag als Tag der Auferstehung Christi zum Tag heiliger Feier geweiht. Wir sind nicht im stand, in aller Unruhe des Lebens, in all seiner Schwere und Sorge und Arbeit die Beziehung zu Gott stets so zu pflegen wie es sich gebührt, und die Gemeinschaft mit ihm fortwährend ungetrübt festzuhalten. Manches legt sich im Lauf der Tage und Stunden zwischen den Menschengeist und seinen Gott, manches hält ihn ab, seinem Gott so nahe zu bleiben wie er sollte. Da kommt der Sonntag als ein Tag, der speziell der Pflege der Gottesgemeinschaft gewidmet ist. Da kommt „der angenehme Morgen, da Gott zu ruhen hat erlaubt,“ da „Ägyptens eitles Wesen“ vertauscht wird mit der Herrlichkeit Gottes und seiner Wohnung. Der Geist ruht ungestört an seinem Urquell. Wo die Fäden zwischen ihm und Gott gelockert sind, werden sie neu angezogen, zerrissene frisch geknüpft, festgebliebene neu gekräftigt. Wie schwer kommt ferner mancher gute Christ dazu, die Woche über recht zum Bewußtsein seiner Angehörigkeit zur Kirche, zur christlichen Gemeinschaft zu gelangen! Er lebt für sich, arbeitet in seinem Beruf, hat wenig Zeit zur Pflege des Umgangs mit andern, und soweit er etwa beruflich und geschäftlich mit seinen Mitchristen verkehrt, geschieht dies nicht im Sinn und Geist innerlicher, lebensvoller Zusammengehörigkeit. Und doch gehört die Pflege christlicher Gemeinschaft auch mit zum Christenleben bei jung und alt. Da kommt der Sonntag, hebt den einzelnen aus seiner geschäftlichen Vereinzelung heraus und stellt ihn als Glied der christlichen Gemeinschaft mitten unter die feiernde Menge hinein.

Wir wollen nicht einer gesetzlichen Sabbathfeier nach Art der alttestamentlichen das Wort reden. Wir wollen nicht vergessen, daß der Sabbath um des Menschen willen gemacht ist und nicht der Mensch um des Sabbaths willen. Unser Sabbath ist nicht eine saure Pflicht, ein hartes Joch, sondern ein teures Recht, ein lieblicher Schmuck des Lebens. Wir wollen überhaupt nicht Sabbath feiern, sondern Sonntag. Den Sabbath hat die Kirche des Neuen Testaments schon dadurch abgethan, daß sie den Samstag verlassen und den Ruhetag auf den Sonntag verlegt hat. Hätte sie wollen eine alttestamentlich gesetzliche Feier beibehalten, so wäre sie auch zu dieser Verlegung durchaus nicht berechtigt gewesen. Aber sie hat's gethan auf Grund des Christusworts, daß des Menschen Sohn ein Herr sei auch über den Sabbath. Lassen wir darum alle gesetzlich überstrengen Bestimmungen über Sonntagsfeier beiseite. Der Sonntag soll nicht ernster, sondern fröhlicher dreinschauen als alle andern Wochentage, nicht eine Last sein, sondern eine Lust. So hat ihn schon die alte Kirche angesehen. Sie hat das Fasten am Sonntag verboten; sie hat am Sonntag stehend anstatt knieend gebetet. So liegt's im Namen: der Sonntag soll sonnig, helläugig und fröhlich dreinsehen, so wie Hebel in seinem reizenden Gedicht „Sonntagsfrühe“ ihn so unübertrefflich geschildert hat.

Wie willst du aber nun deinen Sonntag feiern? Wenn Leib, Seele und Geist ihn nötig haben, so haben auch alle drei ihr Recht auf Berücksichtigung bei der Sonntagsfeier. Laß also immerhin dem Leib seinen Anteil an der Sonntagsfreude! Er soll auch wissen, daß

Sonntag ist. Wenn du morgens mit dem behaglichen Gefühl, daß heute keine Werktagsarbeit zu thun ist, deiner Schlafzeit ein Stündchen zulegst, so sei dir solches von Herzen gegönnt. Sorge nur, daß das Stündchen nicht gar zu lang werde und du nicht denen dich zugesellest, welche in der Mitte des Vormittags noch, wenn die Glocken zur Kirche rufen, in mehr als zweifelhaftem Aufzug am Fenster erscheinen, auf die Kirchgänger herabsehen wie lauter abschreckende Beispiele davon, wie man am Sonntag nicht aussehen soll, und wie lauter düstere werktägliche Erinnerungen in die Sonntagsfeier hereinragen. Das ist auch kein Wunder, wenn man, wie manche pflegen, schon den Samstag Abend mit geselliger und anderer Aufregung in die tiefe Nacht hinein verlängert, so daß man gleich am Sonntag Morgen unfrisch und schläfrig umherwandelt. Willst du dann nachmittags bei guter oder minder guter Witterung auch deinen Atmungsorganen eine Wohlthat erweisen und ihnen auf einem näheren oder entfernteren Ausflug frische Wald- und Bergluft zuführen, auch bei dieser Gelegenheit in guter Gesellschaft, im Beisein oder wenigstens mit Wissen und Erlaubnis derer, welche als Eltern, Pflegeeltern, Prinzipale dir vorgesetzt sind, ein Glas Bier oder Wein in Züchten und Ehren trinken, so glaube ich, wird auch dagegen vom Standpunkt einer evangelisch-christlichen Sonntagsfeier nichts einzuwenden sein. Kannst du, so vermeide bei solchen Spaziergängen das Fahren auf der Eisenbahn und trage so wenigstens das Deinige dazu bei, daß den armen, vielgeplagten Kondukteuren und Zugführern und sonstigen Angestellten der Eisenbahn

der Sonntag nicht zu einem Tag vermehrter Unlust und größeren werktäglichen Umtriebs gemacht werde. Sorge auch, daß du bei der leiblichen Erholung, die du dir gönnst, ein gutes Gewissen bewahrest, in innerlicher Zucht bleibest, sie mit Danksagung genießest, und daß überhaupt auch deine leibliche Erholung einen sonntäglichen Charakter bewahre. Es liegt ein trauriges Zeugnis für die Sonntagsfeier, wie sie vielfach bei uns begangen wird, in der Thatsache, daß ein ungeheuer großer Prozentsatz von Verbrechen, die im Streit und in der Trunkenheit geschehen, auf den Sonntag fällt. Aber auch, wenn's nicht zu diesem Schlimmsten kommt, so paßt schon Lärmen, Schreien, Krakehlen zum Sonntag am allerwenigsten; daß manche ihr Geschrei als „Gesang" titulieren, ändert an der Sache nichts. Sündhaft und unrecht werden diese dem Leibesleben gewidmeten Erholungen, wenn man thut, als wäre der ganze Sonntag bloß für sie da und für nichts anderes, und vollends, wenn sie in einem Übermaß genossen werden, durch welches der Leib nicht erfrischt und erquickt, sondern aufs neue angestrengt und abgemattet wird. Wer am Montag Morgen mit wüstem Kopf und matten Gliedern aufwacht, dergestalt, daß er nötig hat, am Montag sich von den anstrengenden Genüssen des Sonntags zu erholen, der hat seinen Ruhetag schlecht angewendet.

Wichtiger noch als des Leibes Ruhe ist, daß S e e l e und G e m ü t ihren Sonntag haben. Sie müssen viel aushalten die Woche über, und wir haben schon vorhin gefragt, ob nicht die erschreckende Zunahme der Geistes- und Gemütskrankheiten unter den zivilisierten Völkern teilweise auch darin

ihren Grund habe, daß das Gemüt nicht genug zu seinem Sonntag, zu seiner Ruhe kommt. Auf mancherlei Weisen kannst du deinem Seelen- und Gemütsleben am Sonntag Erholung und Erquickung verschaffen. Ein ruhiger, harmonischer Naturgenuß, eine liebliche Landschaft, Waldesstille, Bergeshöhe, hoch über dem Staub und Schmutz des Alltagslebens — wie herrlich kann sich die Seele darin erlaben und erquicken! Wie sammeln sich da so schön und leicht die zerstreuten vielgestaltigen Gedanken und Eindrücke, und lösen sich auf in ein vielleicht weniger klares und bestimmtes, aber unendlich wohlthuendes Gefühl! Auch die Kunst, im rechten Sinn mit richtiger Auswahl gebraucht, dient zur Ausspannung und Erfrischung des Gemütslebens; sei's die Kunst, die in Tönen zum Herzen spricht und des Lebens scharfe Dissonanzen in harmonischen Akkorden löst, sei's die Kunst, die ins klare Wort ihre Ideen faßt und als Poesie ihre Blumengewinde flicht um die scharfen Ecken und Kanten des Erdenlebens. Oder eine harmonische, die Seelenkräfte angenehm anregende Geselligkeit, nicht in wildem Durcheinander, nicht in leerem Geschwätz, sondern die Seele ausspannend und mit einem Gefühl der behaglichen Ruhe erfüllend, die man empfindet, wenn man weiß, daß man in dem Kreis, in dem man sich bewegt, an seinem Platz ist; eine Geselligkeit, die dich heraushebt aus deinem alltäglichen Kreislauf, dich hineinhebt in die erfrischende Abwechslung anderer Lebensgebiete, und so deinen geistigen Horizont erweitert und dir ein Gefühl innerer Befriedigung giebt — auch das ist eine Gabe, die der Sonntag dir bietet. Aber wenn

es sich ums Zusammensein mit andern handelt, so wüßte ich nichts, worin das Gemüt am Sonntag besser ausruhen und sich ausspannen könnte, als das Familienleben, sei's in engerem oder weiterem Kreis. Wie fremd können sich die Woche durch oft die nächsten Angehörigen werden, wenn jedes seinen festbestimmten Arbeitslauf hat, in dem es sich bewegt! Es muß schon gut gehen, wenn man sich nur bei Tisch regelmäßig sieht, trifft und spricht. Da sind die Sonntage herrlich, um wieder einmal gemütlich zusammenzusein. Da kannst du dich mit deinem Vater, deiner Mutter über manches aussprechen, wozu sich die Woche über Zeit und Gelegenheit nicht finden will, kannst ihnen wieder näher kommen, dich von ihrer Liebe aufs neue überzeugen, ihnen aufs neue Liebe und Vertrauen beweisen und so die Segnungen des Familienlebens, die Segnungen eines herzlichen Verhältnisses zu den Eltern immer wieder neu empfangen. Das wird gewiß deinem ganzen sonstigen Leben und Treiben, ja deinem ganzen zukünftigen Lebensgang zu gute kommen. Laß dich nicht von denen beschwatzen, welche dir das Familienleben, das Zusammensein mit Vater und Mutter am Sonntag als eine lästige Fessel entleiden wollen! Hier liegen die Wurzeln deiner Kraft, die Keime deiner Zukunft und deines Lebensglücks.

Alle diese Arten, das Leibes- und Gemütsleben am Sonntag zu pflegen, haben ihr gutes Recht und darum auch ihren Segen für den äußeren wie für den inneren Menschen. Aber nicht loslösen sollen sie sich von dem, was doch immer wieder die schönste Krone und den höchsten Zweck der Sonntagsfeier bildet, nicht loslösen

sollten sie sich von der Pflege der Gemeinschaft mit Gott, sondern ihr dienen und auf sie vorbereiten. Wenn die Pflege des Lebens in Gott den festen ewigen Mittelpunkt bildet, um den sich alles andere herlegt, Naturgenuß und Kunstgenuß, Geselligkeit und Familienleben, dann ist's gut. Aber wo Natur, Kunst, Familie, Geselligkeit den Umgang mit Gott ersetzen sollen, da sieht's übel aus. Sie können's in die Länge nicht. Alle Ruhe, alle Erholung, die des Leibes und des Gemüts so gut wie die des Geistes, muß doch in letzter Beziehung immer wieder ein Ruhen in Gott sein. Wenn sich der Leib mit der Seele in dem lebendigen Gott freut, wenn er in der sonntäglichen Erholung Gottes Güte und Freundlichkeit schmeckt, dann ruht er recht, dann erquickt er sich gründlich. Wenn die Seele all ihr Sorgen und Sehnen, all ihre Unruhe und Widerwärtigkeit, alles was sie umhertreibt und zerstreut, zuletzt zusammenfaßt im Gedanken an den treuen Gott im Himmel, der barmherzig und gnädig ist und am Ende alles recht macht, da ruht sie wahrhaft aus; wenn sie die Sünden und Schulden der Woche am Sonntag hineinwerfen kann in das Meer ewigen Erbarmens, das im Sohn erschlossen ist, das bringt rechten Sonntagsfrieden. Naturgenuß und Kunst, Poesie und Musik sind schöne Gaben, und Gott hat mancherlei Kräfte der Erquickung und Beruhigung hineingelegt. Aber hinein bis in eines Menschenherzens tiefstes Ruhesehnen reichen sie nicht; sie glätten die Oberfläche, aber dringen nicht hinunter bis auf den Grund. Aber Gottes Hand reicht hinunter, und wer seinen Sonntag dazu benützt, sie aufs neue zu fassen

und festzuhalten, der hat sich damit das rechte Element der Ruhe zu eigen gemacht, der ist zur rechten Quelle gekommen, aus der er für eine ganze Arbeitswoche Erquickung trinken kann.

Darum erreicht der Sonntag seinen Zweck erst dann voll und ganz bei dir, wenn die innerliche geistliche Erbauung den krönenden Abschluß, den eigentlichen Höhepunkt deiner Sonntagsfeier bildet. Und zwar Erbauung nicht bloß in dem landläufigen und unbestimmten Sinn, der jede Weckung eines unbestimmten religiösen Gefühls sofort als Erbauung bezeichnet. Sondern Erbauung im ursprünglichen Sinn des Worts: Auferbauung des innern Geisteslebens, tiefere Gründung in Gott, wirkliche Vermehrung des geistigen Eigentums, fortschreitende Befreiung von angeborenen und angewöhnten Unarten, Befestigung des ganzen inneren Lebens auf der Grundlage echter Gottesgemeinschaft. Dazu dienen vor allen Dingen die Gnadenmittel: Wort und Sakrament. Benütze deshalb deinen Sonntag, um dich gehörig in deiner Bibel zu orientieren. Du kommst vielleicht während der Woche schwerer dazu, wenigstens will es nicht reichen zu einem ruhigen Lesen der Schrift im Zusammenhang, zu einem ausführlichen betrachtenden Verweilen bei den Schriftworten — gut, so benütze um so mehr den Sonntag dazu, dich mit deiner Bibel gründlich und im Zusammenhang bekannt zu machen. Doch nicht bloß für dich allein sollst du Gottes Wort haben, sondern auch zusammen mit andern. Der Sonntag ist ein Tag christlicher Gemeinschaft, darum ist dein Platz an diesem Tag nicht bloß daheim in der Stille, auch nicht

bloß draußen im grünen Wald, sondern auch an dem Ort, da die christliche Gemeinde zusammenkommt, im Hause Gottes. Um den „Gottesdienst in der freien Natur“ ist's eine zweifelhafte Sache. Er erinnert an den Höhendienst, den die Juden im Alten Testament um keinen Preis lassen wollten, und dem sie immer wieder den Vorzug gaben vor dem Gottesdienst im Tempel zu Jerusalem, daher auch über die besten Könige Israels die Klage laut wird: „doch that er die Höhen nicht ab, denn das Volk opferte und räucherte noch auf den Höhen.“ Das war auch so ein Gottesdienst „in der freien Natur.“

Der alte, treffliche Professor Tholuck in Halle saß einst auf einer Reise im Eisenbahnwagen, tief vergraben in seinen Mantel, als zwei Mitreisende in eifrigem Gespräch den Kirchenbesuch für etwas völlig Überflüssiges erklärten. Mit erhobener Stimme sagte der eine: „Beim Wandeln durch Wiesen und Felder, beim Anblick der Blumen und Wälder in der freien Natur diene ich Gott besser als in den dumpfen Kirchenmauern.“ In diesem Augenblick ertönte aus der Ecke, in welcher der Professor bisher unbeachtet gesessen hatte, die Frage: „Wenn's nun aber regnet?“ — eine Frage, die den Freund der Naturreligion in nicht geringe Verlegenheit brachte. Meistens ist ja auch der Gottesdienst das wenigste bei solcher Sonntagsfeier in der Natur. Wenn auch ein Quartet etwa im Wald anstimmt: „Das ist der Tag des Herrn,“ so kommt doch durchweg im Lauf der Stunden ein ganz anderer Ton herein. Unser edler Uhland hatte gewiß nicht die Absicht, mit diesem „Schäfers Sonntagslied“ den Anhängern des Naturgottesdienstes zu einem passenden

Gesang zu verhelfen. Der Schäfer, der dies Liedlein singt, geht gewiß an einem andern Sonntag, so es ihm möglich ist, gerne auch in die Kirche. Wenigstens kann dem, welcher am Sonntag Morgen auf freiem Feld „anbetend niederkniet“ und ein Gefühl hat, „als knieten viele ungesehn und beteten mit mir,“ die Gemeinschaft der Gläubigen, wie sie sich im öffentlichen Gottesdienst ausspricht, unmöglich fremd sein. Wie aber der „Gottesdienst in freier Natur“ häufig weiter geht und wie er endet, in welcher Verfassung diese Naturheiligen je und je abends nach Hause kommen — darüber wollen wir lieber einen Schleier decken.

Mache dir's deshalb zur Regel, auch wenn niemand dich besonders dazu anhält, den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes am Sonntag, wenn irgend möglich, nicht zu versäumen. Selbst wenn die Predigt dich aus irgend welchem Grund nicht besonders anzieht, — es ist die Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinschaft, es sind die alten lieben, in der Schule gelernten Kirchenlieder, es sind die altbekannten Evangelien und Episteln mit ihrer wunderbaren Kraft, es ist der Orgelton und Glockenklang, was als eine Macht der Erhebung, der Erbauung, der Zucht und Bewahrung auf deine Seele wirkt. Zur Zeit des Freiherrn von Stein gab's auf den Kanzeln viel rationalistisches Gewäsche. Dennoch wechselte er am Sonntag regelmäßig mit seiner Dienerschaft im Kirchenbesuch ab, und wenn er unbefriedigt nach Hause kam, so konnte er sich wohl derb auslassen über die Pfarrer, die „mehr über die Ochsen und Esel zu reden wissen, welche die Bundeslade ziehen sollen, als über das

Heiligtum selbst." Aber er setzte auch dazu: „Wir können uns trösten; ist die Predigt schlecht, so klingt doch dazwischen noch ein Lied von Dr. Luther und Paul Gerhard, und wenn man fromm sein will, so geht's doch."

Und nun zum Wort das Sakrament! In der ältesten Kirche haben sie zuerst jeden Tag, dann jeden Sonntag das heil. Abendmahl gefeiert; heutzutage ist die Feier für den einzelnen eine seltenere geworden. Aber ein rechter Christ, ein christlicher Jüngling wird ganz von selber von Zeit zu Zeit das Bedürfnis fühlen, auch diese köstliche Gabe, die der Sonntag ihm bringt, sich zu eigen zu machen. Es ist ein Mahl des Glaubens, der das in Christo dargereichte Heil sich auf Grund der gegebenen Verheißung persönlich zueignet. Es ist ein Mahl der Liebe, der innigen Verbindung mit der ganzen Gemeinschaft der Heiligen, der Ausgleichung alles dessen, was störend und trennend sich zwischen Herz und Herz legt. Es ist ein Mahl der Hoffnung auf eine künftige Verklärung, auf ein künftiges Zusammensein der ganzen erlösten Gottesfamilie an des Vaters Tisch im himmlischen Reich. Werde kein Fremder bei diesem Mahl, wie so manche thun, welche am Sonntag nach ihrer Konfirmation zum ersten- und letztenmal dasselbe empfangen haben, und dann in schwerer, todbrohender Krankheit vergeblich sich abmühen, sich in die richtige „Stimmung" dafür zu versetzen. Nimm's nicht zu leicht mit dem Genuß desselben, hüte dich, daß du es nicht unwürdig und unvorbereitet, leichtsinnig und gedankenlos empfangest. Nimm's aber auch nicht zu schwer damit. Es will mich oft bedünken, als machen sich ernstere

Jünglinge zuweilen allzu hohe Vorstellungen von dem, was zu einem würdigen Abendmahlsgenuß gehöre. Nicht mitbringen sollst du zum Altar, sondern empfangen. Empfänglich, stärkungsbedürftig, gottesbedürftig sollst du sein, durchdrungen von deiner Unwürdigkeit und Schuld, aber auch von Gottes Gnade und Huld. Und hast du dich am Samstag noch abarbeiten müssen im irdischen Tagewerk und kaum recht Zeit zur Vorbereitung und Beichte gefunden, hast aber ein herzliches Verlangen nach solcher Erquickung deiner Seele, so komm immerhin. Wer rechtes Verlangen hat, der ist auch recht vorbereitet, so gewiß als wer hungrig und durstig ist, für Speise und Trank recht vorbereitet ist. „Aber ich habe kein Bedürfnis," sagst du vielleicht, „jahraus jahrein nicht." Beruhige dich nicht bei diesem Grund. Wenn im leiblichen Leben ein Mensch tagelang, ja wochenlang kein kräftiges Bedürfnis nach Speise und Trank fühlt, so sagen wir: er ist krank, es ist etwas bei ihm nicht in Ordnung. Also auch, wenn ein Mensch jahraus jahrein nach der innigsten Vereinigung mit seinem Gott und Heiland kein Bedürfnis fühlt, so muß man sagen: er ist innerlich krank, es ist in seinem Christenleben etwas nicht in Ordnung. Siehe zu, wo bei dir der Fehler sitzt. Siehe namentlich zu, ob du nicht im Stillen die Sammlung, die Einkehr, die Prüfung von Herz und Gewissen fürchtest, zu welcher der Genuß des heiligen Abendmahls dich verpflichtet. Siehe zu, ob dein Herz nicht an Vergnügungen, Zerstreuungen, vielleicht gar an Sünden hängt, von denen du wohl fühlst, daß sie zur Abendmahlsfeier nicht passen, und auf die du doch nicht

verzichten magst. Siehe zu, ob du nicht überhaupt in eine innerliche Unordnung geraten bist, die dir vielleicht im alltäglichen Lauf der Dinge nicht zum Bewußtsein kommt, die sich aber deutlich zu empfinden giebt, wenn die Aufforderung zur Teilnahme am heil. Abendmahl an dich herantritt. Der Gedanke an eine solche Ungesundheit liegt nahe. Prüfe dich darüber!

Soviel über den Sonntag. Das Gebiet der Erholung und Erfrischung, die er bietet, ist ein weites und hat Raum für alles was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob. Aber das Ruhen in Gott ist doch Grundlage und Spitze von allem, was wahrhaft und dauernd erfrischt. Und wer den Sonntag recht feiert, der hat es die Woche durch zu genießen. Der Sonntag ist der erste Wochentag, gleichsam die Wurzel der Woche. Aus einer gesunden Wurzel wachsen auch gesunde Zweige, Blätter, Blüten und Früchte empor. Und aus einem gesunden Ruhetag erblüht ein gesundes Arbeitsleben. Ein Kirchenvater hat den Sonntag den König und Fürsten aller Tage genannt; ein anderer sagte, ein Leben ohne Sonntag wäre wie ein langer Wüstenzug ohne Herberge. Ein frommer Preußenkönig, Friedrich Wilhelm III. aber pflegte zu sagen: „Der Sonntag macht die Woche.“ Macht er die Woche, so macht er zuletzt das Leben; denn was ist das längste Menschenleben anders als ein paar tausend Wochen, eine an die andere angereiht, und einer jeden ihr Wertzeichen aufgeprägt durch den Sonntag, mit dem sie beginnt?

8. Vergnügungen.

Wir haben schon oben der Erholung einen Platz in der Zeiteinteilung offen gelassen und sie ausdrücklich vom Müßiggang unterschieden, ja wir haben der Erholung an Leib, Seele und Geist sogar einen besonderen Tag in Anspruch genommen. Eben damit ist auch für das, was wir unter Vergnügungen zusammenfassen, ausdrücklich ein Existenzrecht im Jugendleben ausgesprochen. Nun aber müssen wir noch genauer zusehen, was für Vergnügungen es sind, welche eine heilige Jugendzeit würzen können, und unter welchen Bedingungen ein ernster Jüngling an denselben teilnehmen kann. Da gilt denn vor allen Dingen der Satz: Vergnügungen müssen verdient sein, nämlich verdient durch treue Arbeit, durch gewissenhafte Pflichterfüllung. Auf den Werktag der Sonntag, auf Arbeit die Ruhe, „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste." Das sagt jedem schon ein gesundes Naturgefühl. Nie ist man abends im Freundes- und Familienkreis vergnügter, als wenn man den Tag über gearbeitet, und zwar tüchtig gearbeitet und sein Tagespensum gehörig fertig gebracht hat. Dagegen schlechte Pflichterfüllung wirft ihre dunklen Schatten auch in die dem Vergnügen oder der Erholung gewidmeten Stunden hinein, und wo das nicht mehr der Fall ist, wo man auch nach miserabler Pflichterfüllung fröhlich, ja lustig bis zur Ausgelassenheit sein kann, da ist entweder die Lustigkeit nicht echt, oder sie ist ein trauriges Zeichen davon, daß das Gewissen schon sehr abgestumpft ist. Dabei ist selbstverständlich, daß die

Arbeit den Löwenanteil, das Vergnügen bloß einen ganz bescheidenen Prozentsatz der Zeit in Anspruch zu nehmen hat. Nicht umsonst hat Gott nach sechs Arbeitstagen einen Ruhetag geordnet. Leute, welche, etwa weil sie reich sind und nicht ums Brot zu arbeiten haben, ihre Zeit mit lauter „Vergnügungen" zubringen, kommen vor lauter Vergnügungen zu keinem eigentlichen Vergnügen mehr. Sie werden blasiert, nichts macht ihnen mehr Freude. Sie sprechen zum Lachen: „Du bist toll!" und zur Freude: „was machst du?" Was Erholung sein soll, wird auf diese Weise zur Arbeit, und zwar zu einer Arbeit, durch welche die Kraft noch ganz anders aufgezehrt wird als durch die härteste Geistes- oder Körperarbeit. Frage nur einen rechten Ball- und Gesellschaftshelden am Schluß der „Saison" nach seinem Befinden, so wird er dir mit Seufzen erzählen, wie viel Einladungen, Festlichkeiten, Soiréen u. dergl. er den ganzen Winter lang „prästiert" hat. Warum eilt denn diese ganze Gattung von Leuten, bei denen die Arbeit das wenigste und das Vergnügen das meiste ist, jedes Frühjahr und jeden Sommer in die Bäder und Luftkurorte zur Erholung und Nervenstärkung? Ist das nicht ein klarer Beweis, welch aufregende Arbeit eine solche „Saison" ist, ein Beweis, daß wer das Vergnügen als Profession betreibt, sich um das Vergnügen bringt? Also verdient soll das Vergnügen sein, und mit Maß soll's genossen werden!

Und jugendlich sollen deine Vergnügungen sein! Ja, aber was ist jugendlich? Nun, unter jugendlichen Vergnügungen verstehen wir solche, in denen ein frischer,

kräftiger Zug, ein elastischer Schwung ist, wie er der Jugend eignet; Vergnügungen, denen ein gewisser idealer Gehalt nicht fehlt, und die keine Nachbarschaft haben mit dem Gemeinen. Z. B. Kartenspiel ist doch im Grund genommen ein unjugendlicher und philisterhafter Zeitvertreib, so sehr es auch in manchen Kreisen gegenwärtig Mode ist; auch der grüne Spieltisch, den wir im deutschen Reich glücklich losgeworden sind, auch gewohnheitsmäßiges Theatersitzen, Bällelaufen und das Lesen blasierter Romane. Dagegen lobe ich mir als recht jugendliche Vergnügungen eine brave Eisbahn oder ein tüchtiges Schneeballengefecht im Winter, ein lustiges Schwimmbad im Sommer, ein frisches Ballschlagen im Frühjahr, einen flotten Marsch über Berg und Thal in allen vier Jahreszeiten, ein gutes, den Geist angenehm ausspannendes und die Phantasie heilsam anregendes Buch, eine gesunde Erzählung, fröhliches Singen und Musizieren, eine harmlose Geselligkeit, und zwar am liebsten eine solche, die sich an den Familienkreis anschließt, unter seiner direkten Zucht steht, und als eine einfache Erweiterung desselben angesehen werden kann. Aber ganz besonders die Fußwanderungen! Auch wenn man es sonst nicht mit den Lobrednern der guten alten Zeit hält, so könnte man doch insofern fast den Eisenbahnen böse werden, als durch sie die Fußpartieen so rar geworden sind. Doch hat man wenigstens den Trost, daß diejenigen, welchen es wirklich ums echte Wandern zu thun ist, auch jetzt noch trotz den Eisenbahnen und gerade durch sie leichter zum Zweck kommen können, indem das Dampfroß sie rasch an die Punkte führt, welche fürs

Wandern zu Fuß die schönsten sind, so daß sie mit frischer Kraft dahinkommen, wo die rechte Schönheit anfängt.

Nichtsdestoweniger ist es immer eine Freude, wenn junge Leute sich auch zu einer Fußtour neben der Bahnlinie her entschließen. Es liegt doch auch ein prächtiger, herzerhebender Trotz drin, die Eisenbahn Eisenbahn sein zu lassen und zu denken: „Fahr und pfeif du immerhin, ich komme ans Ziel auch ohne dich!“ Aber wenn gesunde, kräftige Jünglinge ihre „Tour“ so einrichten, daß sie von Stuttgart per Bahn an den Bodensee fahren, und dann mit dem Dampfschiff hinüber, weiter per Bahn und Schiff an den Rigi, dann mit der Zahnradbahn hinauf und am andern Tag ebenso wieder herunter, dann per Esel, Roß oder Wagen wieder weiter, dahinauf, dort hinunter — lieben Leute, ihr habt das Geheimnis der Wanderlust noch nicht ergründet, trotz euren nägelbeschlagenen Schuhen und trotz eurem Alpenstock mit all den verschiedenen Pässen und Wasserfällen und Berghöhen, die darauf eingebrannt sind!

Überhaupt, wo steht denn geschrieben, daß eine rechte deutsche Fußreise mindestens auch in die Schweiz gehen und ein paar Gletscher und Schneefelder in sich begreifen müsse? „Willst du in die Ferne schweifen? Sieh das Gute liegt so nah,“ — wie manchem Jüngling muß man das immer wieder neu ans Herz legen, wenn er schon allerlei ferne fremde Höhen bestiegen hat und die Berge seiner Heimat noch nicht einmal kennt! In früheren Zeiten war für ein Schwabenkind eine Albtour oder gar eine Fußreise in den badischen Schwarzwald schon ein hohes Ziel seiner Wünsche; heutzutage ist mancher kaum

so keck, zu sagen wo er in den Ferien gewesen ist, wenn er nicht mindestens von einem „Aufenthalt am Bodensee“ oder einer Schweizerreise erzählen kann. Für manche gilt freilich auch die schöne Schweiz mit ihren Bergen und Thälern und Seen schon als überwundener Standpunkt; man muß mindestens in Italien gewesen sein, wenn man mitsprechen will, wo vom Reisen die Rede ist, und als würdige Sommerfrische wird von ihnen demnächst bloß noch die Polarregion anerkannt werden.

Das führt noch auf etwas Weiteres. Zum jugendlichen Charakter eines Vergnügens gehört nämlich unter anderem auch das, daß es keine übermäßigen Kosten verursacht. Es ist da wie mit den Spielsachen der kleinen Kinder. Je teurer und komplizierter die Spielsachen sind, desto unkindlicher sind sie und desto weniger befriedigen sie auf die Dauer den kindlichen Geschmack. Je einfacher und billiger sie sind, desto lieber spielt das Kind damit; ja manche kostbare Spielsachen werden ihm dann erst lieb, vertraut und handgerecht, wenn sie durch einen Zerstörungs- und Vereinfachungsprozeß hindurchgegangen sind. Just so ist's mit den Vergnügungen der Jugend. Je leichter sie zu haben sind, je weniger Kosten, Umstände und Vorbereitungen sie verursachen, desto echter sind sie; und je komplizierter, kostspieliger, umständlicher sie sind, desto weniger taugen sie gerade für die Jugend, desto rascher wird man ihrer auch überdrüssig. In dieser Beziehung blickte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der Gemahl der edlen Luise, immer mit besonderer Befriedigung auf die Vergnügungen seiner Jugend zurück. Wenn seine Kinder hoch

hinauswollten in ihren Freuden und Genüssen, so pflegte er ihnen zu sagen: „Ihr wollt immer hoch hinaus und bedenket nicht, wie es mir in eurem Alter erging. Ich erhielt an meinem Geburtstag ein Resedatöpfchen, sechs Dreier an Wert, und wenn mein Hofmeister mir einmal etwas zu gute thun wollte, dann führte er mich nach dem Schulgarten und ließ mir da für einen, und wenn es hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben.“ Wo ist die Jugend, die man heutzutage mit einem Resedastock oder mit einem Pfund Kirschen in eine vergnügte Feststimmung versetzen kann?

Wir haben oben ein fröhliches Singen und Musizieren auch mit zu den wahrhaft jugendlichen Vergnügungen gerechnet. Zwar den bekannten Vers: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder“ — möchte ich nicht gerade unterschreiben, in Anbetracht dessen, daß böse Menschen immerhin auch ihre Lieder haben und sie oft am lautesten nicht bloß singen, sondern sogar brüllen. Es sind mir sogar Fälle bekannt, daß es hieß: „Wir wollten da und da einkehren, aber der Gesang, der uns aus dem Haus entgegenschallte, ließ es uns rätlich erscheinen, uns nach einer andern Einkehr umzusehen.“ Auch habe ich es noch nie schön gefunden, wenn jugendliche Wirtshausbesucher, nachdem sie von der Bier- oder Weinstube aus in die Eisenbahn gestiegen waren, hier ihren Wirtshausgesang fortsetzten, als hätten sie gegenüber von allen Mitfahrenden ein Recht dazu, und als müßte sie jedermann mit ganz anderer Hochachtung ansehen, wenn man's ihnen so recht anmerkt, in welcher Atmosphäre sie sich

in den letzten Stunden bewegt haben. Wiederum ist Musik auch dann nicht angenehm, wenn man studieren soll und hat neben oder über sich eine musikbeflissene Person, welche fortwährend „übt,“ nicht bloß sich selbst, sondern auch andere; oder wenn man gegen Mitternacht noch nicht hat einschlafen können, weil in der Nähe eine Gesellschaft von „Musikfreunden“ ist. Doch der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf, und wenn etliche Gesang und Musik in den Dienst der Roheit und Rücksichtslosigkeit ziehen, so wollen wir uns unsre Freude an guter Musik und edlem Gesang dadurch nicht verderben und es uns nicht nehmen lassen, trotz alledem in der edlen Musik eine freundliche, gesegnete Freudenspenderin für jung und alt zu erblicken, die nicht bloß dem einzelnen einsame Stunden versüßt, ihn emporträgt aus der gemeinen Alltäglichkeit in die Welt der Sehnsucht, des Ideals, sondern auch dem Familienleben wie der weiteren Geselligkeit Würze und Weihe verleiht. Darum möchte ich auch in dieser Hinsicht sagen: Erwecke, soweit es möglich ist und die gewissenhafte Berufsarbeit nicht darunter leidet, erwecke die Gabe, die in dir ist. Es ist freilich in der musikalischen Begabung ein großer Unterschied, und es giebt Leute, für welche das Vergnügen in dem Augenblick aufhört, da die Musik anfängt. Aber in diesem Fall fehlt es doch wohl wesentlich an der nötigen Übung und Ausbildung. Mir ist bis jetzt bloß ein einziger junger Mensch vorgekommen, der so unmusikalisch war, daß er, wenn man auf dem Klavier zwei neben einander liegende Töne anschlug, nicht unterscheiden konnte, welches der höhere und welches

der tiefere war. Im allgemeinen wird man wohl sagen können: Wo auch nur einige Weckung und Übung des musikalischen Sinnes stattfindet, da muß einer doch allmählich dahin kommen, daß er, ich will nicht sagen von einer Fuge oder Sonate, aber doch von einem Volkslied, einem Choral, einem Oratorium oder auch einer guten Oper einen musikalischen Genuß hat. Damit kann er sich dann aber auch, wenn die Begabung nicht weiter reicht, ruhig begnügen, und mag sich und andern, die etwa notgedrungene Ohrenzeugen seiner Exerzitien sein müßten, die Quälerei um „höhere Leistungen“ und „ausübende musikalische Thätigkeit“ ruhig ersparen. Es kann auf dem Gebiet der Musik so wenig wie auf einem andern bloß Produzenten geben, man muß auch Konsumenten haben, sonst wird das Angebot unverhältnismäßig stärker als die Nachfrage und die Ware sinkt im Wert. Uhland bekam oft Gedichte von Leuten zugeschickt, welche schlechterdings nicht zur Ausübung poetischer Thätigkeit berufen waren, aber sich auf das bekannte Uhland'sche Gedicht beriefen: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald.“ Da konnte Uhland manchmal verzweifelt ausrufen: „Ich habe ja doch ausdrücklich gesagt: singe, wem Gesang g e g e b e n! Wem er nicht gegeben ist, der soll's doch bleiben lassen!“ Das darf man wohl auch auf die Musik anwenden: Musiziere, wem Musik g e g e b e n, wem aber nicht, der sei zufrieden, wenn er sich so viel musikalische Bildung aneignen kann, daß er an einer guten, nicht allzu künstlichen, sondern dem Verständnis zugänglichen Musik sich zu freuen im stande ist.

Welchen Wert die Musik insonderheit für das sittlich-religiöse Leben hat, wenn sie in richtiger Weise und mit geeigneter Auswahl getrieben wird, darüber wollen wir Luther, den kernigen und feinen Kenner und Pfleger der Musik, reden lassen: „Musika ist der besten Künste eine, die Noten machen den Text lebendig. Musika ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird. Sie ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht. Die bösen Fiedler und Geiger dienen dazu, daß wir sehen und hören, wie eine feine und gute Kunst die Musika sei, denn Weißes kann man besser erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält. Ich habe Musikam allezeit lieb gehabt und wollte mich meiner geringen Musika nicht um ein großes verzeihen. So vertreibt sie auch den Teufel und macht fröhliche Leute. Sänger sind nicht sorglich, sondern fröhlich und schlagen die Sorgen mit Singen hinaus. Und wenn nun unser Herr Gott in dies Leben solch edle Gaben geschickt hat, — was wird in jenem Leben geschehen, da alles wird aufs allervollkommenste und lustigste werden? Hier ist nur der Anfang. Aber ich gebe nach der Theologie der Musika den nächsten Platz und höchste Ehre."

So geh denn hin, und singe und spiele nach Herzenslust, wenn Gott es dir gegeben hat und deine Berufsarbeit treulich gethan ist. Aber vergiß dabei nicht: es gehen auch in der Musik allerlei Geister um, Geister aus der Höhe und Geister aus der Tiefe. Vor den letzteren hüte dich! Denn ganz besonders muß ein

Vergnügen, wenn es jugendlich sein soll, unschuldiger Art sein. Wo gegen Mäßigkeit und Ordnung, gegen Zucht und Sitte gefehlt wird, wo Genüsse aufgesucht werden, welche verboten sind, sei's, daß sie überhaupt unrecht oder doch wenigstens für das jugendliche Alter unpassend sind, da ist das Vergnügen nicht mehr edel und jugendlich, da wirkt es auch auf den Geist nicht mehr erfrischend, sondern erschlaffend, nicht mehr als Balsam, sondern als Gift. Aber was ist nun im Einzelnen unschuldig und was nicht?

Es giebt Vergnügungen, denen Schuld oder Unschuld auf der Stirne geschrieben steht, so z. B. ein Ausflug über Berg und Thal einerseits und ein wüstes Trinkgelage andrerseits. Aber zwischen den Dingen, welche unbedingt verwerflich und zwischen denen, welche unbedingt löblich sind, liegen noch manche in der Mitte, über welche das Urteil nicht so rasch fertig ist. Es gilt dies besonders dann, wenn man bei dem, was man sich erlaubt, nicht bloß Menschen, sondern Gott fragen, wenn man nicht bloß das menschlich Anständige, sondern Gottes Willen und Gebot zur Richtschnur seines Handelns machen möchte. Da kommen wir auf das Gebiet der sogenannten Mitteldinge, als da sind Theaterbesuch, Tanz und Ähnliches, worüber auch unter redlichen Christenmenschen die Ansichten auseinander gehen. So wollen wir denn sehen, was davon zu halten ist, und zwar nicht bloß im allgemeinen, sondern speziell, sofern es sich um den Genuß solcher Vergnügungen im jugendlichen Alter handelt.

Was nun zuvörderst das Tanzen betrifft, so ist

sicher, daß schon sehr viele Menschenkinder eine sehr glückliche und vergnügte Jugend gehabt haben, ohne auch nur genau zu wissen, was eine Polonaise oder eine Française ist. Wiederum ist sicher, daß schon sehr viele junge Leute, welche mit Tanzstunden „behaftet“ waren und was sie gelernt hatten, auch ausübten, dabei sich einer recht unschuldigen, frommen und reinen Jugendzeit erfreut haben. Daraus geht nun mit ziemlicher Klarheit hervor, daß das „rein oder unrein“ bei diesem Vergnügen nicht in der Sache selber liegt, sondern in der Person, die sich diesen Genuß macht, und in den näheren Umständen, welche dabei in Betracht kommen. Und das ist's eben. Nichts Schöneres und Lustigeres als eine Schar tanzender Kinder, aber nur ja nicht auf einem Kinderball, sondern drunten auf der Gasse oder draußen auf grüner Heide. David tanzte „mit aller Macht“ vor der Bundeslade her, und der Herodias Tochter tanzte ebenfalls, aber es war doch bei beiden ein sehr verschiedenes Tanzen. Der Prediger Salomo giebt dem Tanzen so gut wie dem Klagen seine Zeit, und wenn Salomos Sprichwörter sagen, dem Narren zieme von Weisheit zu reden wie dem Krüppel das Tanzen, so ist eben damit das Tanzen für Nichtkrüppel wenigstens nicht als unziemlich bezeichnet. Wiewohl, so viel mir bekannt, das im Alten Testament erwähnte Tanzen der Jungfrauen von diesen allein und nicht paarweise mit Jünglingen ausgeführt wurde.

Was soll denn aber auch am Tanz Schlimmes sein? Was ist Schlimmes daran, wenn man sich nach dem Takt der Musik und den Regeln der Schönheit anmutig

und maßvoll, bald rascher, bald langsamer dahinbewegt? Allerdings, lieber Freund, und wenn es dir beim Tanzen um nichts anderes zu thun ist, als um eine gute Motion oder um die Ausführung schöner, abgerundeter, harmonischer Bewegungen — wohl dir! dann tanze drauf los, so viel du magst, nach Herzenslust. Freilich hatte, wenn es beim Tanzen darauf bloß ankommt, auch der alte Flattich nicht so unrecht, der seinen jungen Leuten, als sie ihn um Tanzerlaubnis angingen, den Bescheid gab: „So, ihr möchtet gerne springen? Wißt ihr was, da ist die Birkener Höhe, springet einmal da hinauf und wieder zurück, da könnet ihr den Gelusten auf einmal büßen und brauchet niemanden um Erlaubnis zu bitten.“ Im Takt hätte sich das nach dem System des Dauerlaufs am Ende wohl auch machen lassen, und was die Anmut der Bewegungen betrifft, so glaube ich sicher, daß sie nicht geringer gewesen wäre, als wenn sich die Paare auf dem Tanzboden wild im Wirbel drehten. —

Flattich hat nun zwar damals seine jungen Leute mit der ihnen erteilten Antwort zufriedengestellt, aber mancher Jüngling ist mit dieser Auffassung durchaus nicht einverstanden. Hat er auch zuerst den Hauptnachdruck auf die Bewegung gelegt, so wird er doch jetzt antworten: „Ja, es ist aber eben doch nur halb getanzt, wenn es nicht paarweise geschieht. Darin liegt eigentlich der Reiz und die Würze.“ Man könnte etwa dieser Behauptung das Beispiel Friedrich Wilhelm I., des Vaters von Friedrich dem Großen, entgegenstellen. Dieser pflegte jedes Jahr am 11. September, dem Jahrestag der Schlacht von Malplaquet, ein eigentümliches Fest

zu feiern. Die Mittagstafel war etwas glänzender als gewöhnlich. „Nach derselben fingen ihre Majestät der König auch an zu tanzen, aber mit lauter Offiziers und absonderlich mit alten Generals. Darunter befand sich der Generallieutenant v. Pannewitz, der in der Schlacht von Malplaquet eine gewaltige Schmarre über den Kopf bekommen. Frauenzimmer befanden sich bei diesem Tanze nicht, sondern der Königin Majestät retirierten sich allemal mit den Prinzessinnen und den Damen, sobald das Mittagsmahl vorüber war und der Tanz anfing.“ Nun wird man freilich sagen: „Dieser König war kein Ideal von ästhetischem Geschmack und damals schon ein älterer Mann; übrigens hat er sicherlich auch andere Tanzunterhaltungen an seinem Hof gehabt, bei denen paarweise getanzt wurde.“ Das ist wahr, aber ebenso gewiß ist, daß ihm das Tanzen mit seinen „Offiziers und Generals“ großen Genuß bereitet hat. Und warum liegt denn eigentlich in dem, daß paarweise getanzt wird, der Reiz und die Würze? Ist das nicht ein gefährlicher Boden?

Darauf wird geantwortet, das Tanzen sei die allerbeste Gelegenheit, um sich an einen freien, unbefangenen Verkehr mit dem andern Geschlecht zu gewöhnen. Dieser Vorzug ist mir zwar nicht ganz klar. Denn fürs erste meine ich, daß gar nichts dabei verloren sei, wenn der Verkehr eines Jünglings mit dem andern Geschlecht einstweilen noch ein bischen unfrei und befangen bleibt. Jene frühreife Commis-voyageurs-Gewandtheit in diesem Stück, jenes kecke und selbstbewußte Auftreten, das man gern frei und gewandt tituliert, werden verständige Erwachsene bei ihren jungen Leuten gar nicht ungerne

vermissen. Und dann weiter ist zu zweifeln, ob denn der Tanz dem ausgesprochenen Zweck überhaupt dient. Oder sollten die durch ihre Fadheit und ihr nichtssagendes Wesen sprichwörtlich gewordenen „Ballgespräche“ das wahre Bindemittel, die richtige Verkehrsweise sein? Man kann hundert andere Gelegenheiten aufzählen, bei denen sich ein vernünftiger, innerhalb der nötigen Schranken sich bewegender Verkehr viel leichter ergiebt, als gerade beim Tanz. Denn während man sich auf den Tanz rüstet, oder im Tanz dahinfliegt, oder vom Tanz ausruht, läßt sich ja eigentlich gar keine vernünftige Unterredung führen. Wohl ist der Tanz immer noch ebenso vernünftig, wie z. B. manches Pfänderspiel oder wie ein läppisches Gespräch, das ja ärmlich sein kann, auch ohne daß man gerade dazu tanzt. Es ist auch Gott Lob und Dank keine Frage, daß mancher und manche in aller Herzensunschuld dieser Arbeit des Tanzens obliegt und das Herz dabei rein und züchtig erhält. Hat doch seiner Zeit der junge Perthes in Hamburg in seines Herzens heilig ernstem Streben das Tanzen also getrieben, daß er es, wie alles andere was er that, „auf die innere Vervollkommnung bezog.“ Ihm hat's gewiß nichts geschadet. Aber ebenso gewiß ist auch, daß beim leidenschaftlichen Tanzen oft noch etwas anderes im Spiel ist, was man nicht sagen mag, was man vielleicht sich selber nicht einmal gesteht, und was doch im untersten Herzensgrund verborgen sich regt.

So soll also der Tanz dennoch Sünde sein? Nein, an und für sich nicht, aber unter Umständen allerdings. Darum, wenn du diesem Vergnügen huldigst und dich darauf

berufst, daß es ein unschuldiges sei, so kann dir auch die Verpflichtung nicht erspart bleiben, daß du dir nach deinem Gewissen aufrichtig und der Wahrheit gemäß über die Frage klar werdest: Werde ich dadurch in die Höhe gezogen oder in die Tiefe? Haben die höheren oder die niederen Seelenkräfte den Gewinn davon? Weiß ich mich nach einem solchen Vergnügen Gott näher oder ferner? Bin ich dadurch zur Erfüllung meiner Berufspflichten aufgelegter, oder zerstreut und träge geworden? Wie wirkt es auf mein Gedankenleben ein? Werden dadurch nicht solche Gedanken in mir wachgerufen, welche lieber gar nicht in meiner Seele auftauchen sollten? Man kann diese Fragen nicht immer aufs erstemal beantworten, aber sicher kann man nach Verfluß von einiger Zeit darüber mit sich ins Klare kommen. Und wenn du auf diese Frage nicht mit gutem Gewissen eine günstige Antwort geben kannst, so ist's ein klares Anzeichen, daß das Vergnügen für dich kein unschuldiges mehr ist, sondern innere Gefahren mit sich führt und deswegen vermieden werden muß, sollte der Verzicht selbst so schmerzlich empfunden werden wie das Abhauen einer Hand oder das Ausreißen eines Auges. Eine bemerkenswerte Thatsache ist es jedenfalls, daß unter allen freien Künsten der Tanz die einzige ist, welche im christlichen Gottesdienst niemals eine Verwendung gefunden hat.

Diesen Erwägungen, die sich auf das persönliche Einzelleben beziehen, wäre noch eine allgemeinere beizufügen. Es kann etwas möglicherweise für einen einzelnen bis auf einen gewissen Grad unschuldig und ungefährlich sein, aber im allgemeinen einen Charakter

angenommen haben, der sich mit einer ernsten Auffassung des Lebens und auch der Aufgaben der Jugendzeit nicht verträgt. Wenn einmal ein sogenanntes Vergnügen derart ist, daß notorisch schon mancher Schaden, manches Unheil dadurch angerichtet wurde, wenn es eine Gestalt angenommen hat, in der nach der Beschaffenheit des Menschenherzens die Möglichkeit sehr nahe liegt, daß durch dasselbe immer neuer Schaden, immer neues Unheil an jugendlichen, unerfahrenen Seelen angerichtet werde, so paßt es in den Rahmen einer heiligen Jugendzeit nicht mehr hinein. Und dahin rechnen wir zwar keineswegs jene harmloseren Tanzunterhaltungen, wie sie etwa im Anschluß an die Pflege der Geselligkeit in der Familie vorkommen; wohl aber sind dahin zu rechnen die öffentlichen Tanzbelustigungen, welche aus dem Rahmen der Familie heraustreten und infolge davon auch nicht mehr durch die Zucht und den soliden Geist derselben geschützt und gedeckt sind. Denn es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß durch solche öffentliche Tanzbelustigungen schon manches jugendliche Herz vergiftet und in eine Strömung der Genußsucht, der Eitelkeit und Sinnenlust hineingerissen worden ist, welche ihm verderblich wurde, aus welcher sich herauszuarbeiten ihm jedenfalls bloß unter großen Schmerzen und nach bitteren Erfahrungen gelungen ist. Solche Thatsachen sollten denn doch auf die Beurteilung der Vergnügungen, mit denen sie zusammenhängen, und auf die Lust zur Teilnahme an denselben einigen Einfluß ausüben. Handelt es sich um einen „Ball zum Besten der Armen“ oder für einen andern wohlthätigen Zweck, so ändert das an

der Sache nichts. Diese Art der Wohlthätigkeit ist überhaupt mehr als sonderbar, und immer fällt einem dabei jene Dame ein, die auf der Fahrt zum Ball von einem Bettler um ein Almosen angegangen wurde, und ihn anfuhr: „Mein Gott, was wollen Sie denn? Ich tanze ja heute für Sie.“ Mag freilich wohl sein, daß diese Dame schon lange genug getanzt hatte, um im Tanzen weniger ein Vergnügen, als eine Arbeitsleistung zu sehen. So erschien die Sache auch jenem vornehmen Hindu, der zum erstenmal in Europa einen öffentlichen Ball mit ansah und beim Anblick der tanzenden Paare, die sich im Schweiß ihres Angesichts im Saal umherarbeiteten, zu seinem Nebensitzer bemerkte: „Bei mir zu Hause würde man eine so mühevolle Arbeit durch die Bedienten besorgen lassen.“

Wenn eine Dampfschifffahrts-Gesellschaft nach einander mehrere Schiffe infolge irgend welcher Unfälle verliert, so besinnt sich jedes doppelt, ehe es sich einem Schiff dieser Gesellschaft anvertraut. Wenn auf einer Bahnlinie häufige Zusammenstöße oder ähnliche Unglücksfälle vorkommen, so sinken ihre Aktien rasch im Wert, denn das vorsichtige Publikum verliert das Vertrauen. Wenn ein Badeplatz sich als gefährlich erweist, und während eines Sommers der eine oder der andere daselbst ertrinkt, so wählt man lieber einen andern. Wäre nach diesen Vorgängen nicht zu erwarten, daß solche Vergnügungen, durch welche schon so mancher in sittlicher Beziehung verunglückt ist, auch allmählich an Kredit verlieren müßten? Wer in seinem Vaterunser die sechste Bitte mit Ernst betet, der darf sich auch nicht unnötigerweise in

Verhältnisse hineinbegeben, welche mit großer Wahrscheinlichkeit zu Versuchungen für ihn werden. Denn es ist ein Widerspruch, zu beten: Führe mich nicht hinein, und dann selber hineinzugehen. Muß man hinein, Berufs halber, so ist's etwas anderes.

Was nun weiter das Theater betrifft, so steht dieses in der Rangordnung der Vergnügungen an und für sich schon um eine Stufe höher als der Tanz. Denn der Tanz ist lauter Gebärde und nichts anderes, beim Schauspiel aber liegt der Schwerpunkt im klar bestimmten Wort, dem die Gebärde bloß als Begleitung dient. Im klassischen Altertum nahm es bekanntlich einen hohen Rang unter den öffentlichen Volksbelustigungen ein, zu denen auch die Jugend ganz ohne Bedenken beigezogen wurde. Die erste christliche Kirche verhielt sich ablehnend dagegen, teils wegen des engen Zusammenhangs, in welchem die theatralischen Schaustellungen mit der heidnischen Religion standen, teils wegen der unsittlichen Dinge, welche in jener Zeit des Verfalls guter Zucht und Ordnung unvermeidlich damit verbunden waren. Später, als die Kirche eine mehr weltförmige Gestalt gewann, nahm man es auch, zumal in Konstantinopel am byzantinischen Hof, mit dem Theater leichter, und das Mittelalter hat geradezu eine Art von christlichem Theater geschaffen. Das waren die sogenannten „Mysterien,“ dramatische Aufführungen aus der Leidensgeschichte, deren ehrwürdige Überreste wir noch in den Passionsspielen des Oberammergaus vor uns haben. Freilich arteten auch die Mysterien bald aus. Man suchte den Ernst der Leidensgeschichte durch eingeschaltete

Possen und komische Scenen zu mildern. Der Gang der Jünger nach Emmaus und ihr Aufenthalt mit dem Herrn in der Herberge wurde als lustige Kneiperei dargestellt; der Herr ermahnt zum Ernst, die Jünger werden immer lustiger und ausgelassener, bis Jesus fortgeht, und die Jünger vom Wirt hinausgeworfen werden, weil sie nicht bezahlen können.

Dieses geistliche Schauspiel aber ist die Mutter des weltlichen; die Kirche somit die Mutter des Theaters. Noch in der Reformationszeit hat nicht bloß der fromme Hans Sachs seine Fastnachtsspiele gedichtet, sondern es pflegten auch Schüler der Humanisten Stücke von Plautus und Terenz aufzuführen, wohl auch selbst zu diesem Zweck neue Stücke zu dichten. Melanchthon spielte gelegentlich mit, Luther gab diesen Spielen seine volle Billigung: „Komödien zu spielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen; erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellet werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und gemahnet werden, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre. Zudem werden darin beschrieben und angezeigt die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge.“ Sogar der strenge Calvin ließ es geschehen, daß im Jahr 1546 einige ehrsame Genfer Bürger ein Schauspiel aufführten, worin gezeigt wurde, daß die Frömmigkeit die Grundlage wahren Volksglücks sei. Die Aufführung fand an einem Sonntag statt, und Calvin ließ sogar ihrethalben die Abendpredigt ausfallen.

Die vorhin angeführten Worte Luthers lauten dem Anscheine nach ganz ebenso wie Schiller in seiner Abhandlung über „die Schaubühne als eine moralische Anstalt" den Zusammenhang zwischen Theater und Kirche mit großer Entschiedenheit betont hat. Nicht etwa in dem Sinn, wie der Famulus Wagner im Faust: „Ich hab' es oftmals rühmen hören, ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren," worauf dann Faust ihn verdientermaßen abfertigt: „Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist, wie es denn wohl zu Zeiten kommen mag." Sondern Schiller sagt in vollem Ernst: „Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sei, daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite verteidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluß der Bühne." Schiller macht dann weiterhin geltend, daß dem größeren Teil der Menschen die Religion ganz dahinfalle, wenn ihre Bilder, ihre Symbole, ihre Gemälde von Himmel und Hölle vernichtet werden, und daß darum für Staat und Kirche die Schaubühne ein unendlich wertvoller Bundesgenosse sei, denn sie biete Anschauung, lebendige Gegenwart, führe Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorüber. „Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, so werden noch heilsame Schauer die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird

jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth als schreckliche Nachtwandlerin ihre Hände wascht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu tilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze." Schiller erwartet ferner vom Theater, daß es durch Vorführung großer menschlicher Leiden Ergebung ins eigene Geschick, durch Erschließung der geheimen Werkstätte des menschlichen Willens Nachsicht im Urteil über die Verbrecher pflanzen, daß es eine Gelegenheit sein werde — die einzige vielleicht — auch den Großen dieser Welt die Wahrheit zu sagen. Und zwar gilt natürlicherweise alles dies nicht bloß vom Trauerspiel, sondern auch vom Lustspiel. Denn indem dieses die menschlichen Laster und Schwächen der Lächerlichkeit preisgiebt, züchtigt es dieselben noch empfindlicher als durch die Schrecknisse tragischer Vergeltung.

Es ist fürwahr eine große und schöne Aufgabe, welche Schiller hier dem Theater stellt. Und wenn wir Schillers eigene Dramen nehmen, so werden wir nicht in Abrede ziehen, daß er seinerseits alles gethan hat, was überhaupt der Dichter thun kann, um das Theater auf der Höhe der ihm gestellten Aufgabe zu halten. Seine Dramen sind sittlich bildend im edelsten Sinn, ohne dem Gericht des Wortes zu verfallen, das er selbst über eine gewisse Gattung moralisch sein sollender Schauspiele gesprochen hat: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Ja, auch die höhere Weihe des religiösen Glaubens fehlt der in Schillers

besten Dramen dargestellten Sittlichkeit nicht. Aber selbst wenn unsre deutsche Litteratur lauter oder beinahe lauter Dramen von ähnlichem sittlichem Gehalt hervorgebracht hätte, so könnten wir uns doch des Gedankens nicht erwehren, daß Schiller in dieser Abhandlung die Bedeutung des Theaters für das sittliche Volksleben zu hoch angeschlagen habe. Wenn er mit so unbedingter Zuversicht erwartet, daß die sittlichen Ideen, welche auf der Bühne zur sichtbaren Darstellung kommen, auf das sittliche Volksbewußtsein nachhaltig und kräftig einwirken werden, so wird diese Erwartung durch die Erfahrung doch nicht bestätigt. Die Wirkung ist eben zunächst eine sinnliche, und deshalb möglicherweise für den Augenblick ziemlich stark und massiv, aber nicht nachhaltig und dauerhaft, ähnlich wie die abschreckende Wirkung, die etwa durch eine Hinrichtung auf diejenigen ausgeübt wird, welche sie mit ansehen. Wer Lady Macbeth gesehen hat, wie sie sich ihre Hände wascht, den mag's wohl für den Augenblick im Innersten geschaudert haben, aber ob dieser Anblick allein stark genug ist, ihn von einem ähnlichen Verbrechen zurückzuhalten, ist doch eine andere Frage. Die Bedeutung und Wichtigkeit des Sehens mit den Augen im Gegensatz gegen das bloße Lesen und Erzählenhören darf nicht allzuhoch angeschlagen werden. Es kann auch der gegenteilige Fall eintreten, der nämlich, daß ein bloß gelesenes oder gehörtes Stück geistiger und eben deshalb reiner und nachhaltiger wirkt, als wenn man das Stück auf dem Theater dargestellt sieht, wobei leicht das Auge und das Interesse sich an dem äußeren Apparat so sehr aufhält, daß es sich dem geistigen Gehalt nicht

mit gehöriger Energie zuwendet. Die Frage: „Wie ist gespielt worden?“ ist gerade bei den regelmäßigsten Theaterbesuchern so im Vordergrund, daß für die von Schiller erwartete sittliche Wirkung nicht mehr viel Raum übrig bleibt. Ohnehin, wenn das Publikum von vorne herein weiß, daß es erdichtete Erlebnisse sind, welche ihm auf der Bühne vorgeführt werden, so ist die sittliche Wirkung schon wesentlich abgeschwächt. Was man auf der Bühne sieht, das bildet in den Augen der Leute eine Welt für sich, durch welche sie ihr Privatleben nicht weiter beeinflussen lassen.

Wir wollen nach alle diesem durchaus nicht in Abrede ziehen, daß ein Theater in dem idealen Zustand, wie Schiller ihn geschildert hat, manches für die sittliche Volkserziehung, für Schärfung des Gewissens, für Eifer zum Guten und Abscheu gegen das Böse thun könnte. Wir wollen auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es noch einmal im Laufe der Zeit den Aufgaben gerecht werden werde, die ihm durch seine edelsten und ernstesten Freunde gesteckt worden sind. Aber dabei müssen wir doch entschieden betonen, daß das Theater eine solche sittliche Bildungsanstalt bloß in beschränktem Sinn sein und sich an Bedeutung niemals auch nur von ferne mit den sittlichen Kräften messen könnte, welche der Kirche zur Verfügung stehen.

Aber nun kommt noch die Hauptsache: Unsere ganze Theaterlitteratur ist gar keine solche, wie Schiller sie sich gedacht hat. Sie ist derart, daß ihr die moralische Einwirkung auf die Zuschauer entweder bloß Nebensache oder ganz gleichgültig ist; ja, daß sie teilweise der

sittlichen Erziehungsarbeit geradezu entgegen wirkt. Die Theater-Schriftsteller sind dünn gesät, welche bei ihren Arbeiten das sittliche Bedürfnis des Volks, für das sie schreiben, im Auge haben. Im Gegenteil, wenn man ihnen des etwas andeutet, so reden sie großartig von ungehörigem und unverständigem Moralisieren auf ästhetischem Gebiet und sagen frei heraus, daß ihre Kunst nicht der Idee des Guten, sondern ausschließlich der des Schönen zu dienen habe. Darum sind auch die Theaterstücke dünn gesät, von denen eine wirkliche Förderung des sittlichen Volkslebens erwartet werden kann; man muß schon recht froh sein, wenn sie nur dem Sittlichen nicht geradezu verderblich sind. Gerade diejenigen Stücke, welche am großartigsten „ziehen," entsprechen durchschnittlich dem Schillerschen Ideal am wenigsten. Freilich, es sind eben auch die Theaterbesucher dünn gesät, namentlich unter denen, welche am regelmäßigsten kommen, welche zu dem Zweck sittlicher Bildung ins Theater gehen. Im Gegenteil, sie sprechen es offen aus: „Wenn ich ins Theater gehe, so will ich nicht erzogen, sondern amüsiert werden, sei's durch tragisches Grausen oder durch komischen Scherz." Die Theaterberichte klagen oft genug darüber, daß die besten klassischen Stücke vor schlecht besetztem Haus gespielt werden, während nichtssagende, ja sogar schlechte und schlüpfrige Possen, französische Ehebruchsstücke, die ja leider bei uns Eingang gefunden haben, jeden Platz des Hauses füllen.

Was folgt daraus? Antwort: daß der Stand unsres Theaterwesens leider im ganzen nicht derart ist, daß man heutzutage den regelmäßigen Besuch des Theaters einem

jungen Mann empfehlen könnte. Es haben schon brave und tüchtige Männer den Versuch gemacht, es dem Schillerschen Ideal mehr anzunähern, aber sie sind daran erlegen. Der durch seine Bibelübersetzung und sonstige treffliche Schriften bekannte J. F. v. Meyer ließ sich durch das Zureden seiner Freunde bewegen, im Jahr 1803 die Oberleitung der Frankfurter Bühne zu übernehmen. Die vorwiegend ästhetische Richtung der damaligen Zeit, der neue Aufschwung, den die dramatische Dichtung seit einigen Jahrzehnten genommen hatte, die namentlich durch Schiller vermittelte und befürwortete Einführung höherer, sittlich-religiöser Ideen ins Drama, die Unfruchtbarkeit und Langweiligkeit der damaligen aufgeklärt und vernünftig sein wollenden Predigt, an der kein Gebildeter mehr Geschmack fand, diese und andere Gründe ließen ihn mit Schiller hoffen, das Theater neugestalten und ihm ein höheres Leben einhauchen, es den sittlichen Aufgaben der Nation dienstbar machen zu können. Aber je mehr Meyer damals schon den christlichen Lebensernst in seinen Geist aufgenommen hatte, desto größeren Schwierigkeiten begegnete er überall, wo er tüchtig anfassen und neugestaltend eingreifen wollte. Unter dem Kampf mit diesen Hindernissen ermattete er allmählich, und nachdem er drei Jahre lang männlich ausgehalten, gab er seine Stellung wieder auf und kehrte zu seinem eigentlichen Beruf, der Jurisprudenz, zurück.

Sind wir nun zu dem Resultat gelangt, 1) daß auch bei gutem Stand des Theaterwesens der Wert der Bühne für die sittliche Bildung jedenfalls nur ein beschränkter sein kann, und 2) daß thatsächlich der Stand

des Theaterwesens, vollends seit uns die Gewerbefreiheit auch Theaterfreiheit gebracht hat, im allgemeinen seiner hohen Aufgabe gar nicht entspricht, so lassen sich die Folgerungen daraus leicht vollends ziehen. Aus Nummer zwei ergiebt sich mit großer Deutlichkeit, daß ein guter Christ nicht wohl ein gewohnheitsmäßiger und professionierter Theaterläufer sein kann. Dazu ist ihm schon seine Zeit zu kostbar, und seines Geistes Gedanken- und Sehnsuchtsflügel gehen zu weit und zu hoch, als daß sie im heutigen Theater ihre eigentliche Heimat finden könnten. Aus Nummer eins sodann folgt, daß gegen den Besuch wirklich guter und klassischer Stücke von Schiller, Göthe, Shakespeare, oder gegen das Anhören einer klassischen Oper gewiß nichts einzuwenden sein wird, vorausgesetzt natürlich, daß diejenigen, an deren Autorität man gebunden ist, einverstanden sind. Doch wird man dabei nicht vergessen dürfen, daß das Lesen eines Stücks im Freundeskreis oder für sich allein möglicherweise denselben Wert hat wie das Anwohnen bei einer Aufführung, und daß die sittliche Wirkung des Sehens jedenfalls auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden muß. Was sollte auch aus unsern Bauern werden, wenn der Mensch seine tiefsten und nachhaltigsten sittlichen Eindrücke sich erst im Theater holen müßte? Wir wissen doch auch als Christen von einer Geistesmacht, welche das härteste Menschenherz gewaltiger zu fassen, mächtiger zu bewegen und zu erschüttern im stande ist, als die kräftigsten Effekte der Bühne.

Übrigens haben wir ja gleich von vorne herein das Theater nicht sowohl unter den Gesichtspunkt der sittlichen

Bildung, als vielmehr unter den des Vergnügens gestellt, und ein solches ist der Theaterbesuch auch thatsächlich in erster Linie für diejenigen, welche ihn pflegen. Die angenehme Erregung der Phantasie, wie sie mit der Entwicklung eines Schauspiels verbunden ist, die Schlingung und Lösung eines dramatischen Knotens, der Fortschritt von der Verwicklung zur Katastrophe, die Befriedigung, welche das Gemüt beim Schlußergebnis tragischer und komischer Stücke empfindet, das alles zusammen nebst dem, was bei einer theatralischen Aufführung dem Auge und Ohr geboten wird, giebt dem Geist eine angenehme Anregung, Unterhaltung und in gewissem Sinn auch Erholung. Nur kannst du auch in Bezug auf dieses Vergnügen nicht von der Verpflichtung dispensiert werden, darüber ins klare zu kommen, ob nicht etwa dein Geist durch das, was du siehst, mehr aufgeregt als angeregt wird, ob nicht die empfangene Anregung mehr der sinnlichen als der geistigen Seite deines Wesens zu gute kommt, ob du nicht durch dieses Vergnügen zerstreut und unlustig zur Arbeit wirst, oder der Gedanke an Gott dir dadurch unangenehm und lästig wird. Doch das sind Wenn und Aber, über deren Vorhandensein keine allgemeinen Sätze aufgestellt werden können, sondern deren Erledigung, wie beim Kapitel vom Tanzen, der gewissenhaften, vor Gottes Angesicht anzustellenden Selbstprüfung überlassen bleiben muß. Jedenfalls brauchst du dir keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen, wenn dir aus irgend welchen Gründen und durch irgend welche äußere Verhältnisse der Theaterbesuch vorläufig versagt ist. Wenn z. B. deine Eltern es für

besser finden, daß du vorläufig kein Theater besuchest, so meine nicht, es gehe dir wunder was ab. Es hat damit gar keine so große Eile, und sollte dir sogar das Schreckliche begegnen, daß du all dein Leben lang in kein Theater kämest und ins Grab steigen müßtest, ohne den Tell oder den Götz oder die Maria Stuart auch auf der Bühne gesehen, oder die ganze erheiternde Kraft eines Lustspiels erprobt zu haben, so wird das kaum eine merkliche Lücke in deiner sittlichen, wissenschaftlichen, ästhetischen oder geselligen Bildung sein. Auch andere, mit denen du etwa zu verkehren hast, werden eine solche Lücke kaum bemerken, und sollten sie dich dennoch darum ansehen, daß du noch in kein Theater gekommen bist, so laß sie ruhig machen. Du bist darum doch gewiß in deiner Jugendzeit nicht minder vergnügt als sie.

Zu einem berühmten englischen Irrenarzt kommt eines Tages ein Mann und bittet ihn um ein Mittel, das ihn von seiner tiefen Schwermut und Melancholie heilen könnte. „Ei,“ sagte der Arzt, „gehen Sie ins Theater und hören Sie den Komiker N., da werden Sie ganz gewiß lustig aufgelegt.“ „Doktor,“ erwiderte der Kranke seufzend, „der Komiker N. — das bin ich selbst.“ Während er also andere unwiderstehlich zum Lachen fortriß, blutete ihm selbst das Herz. Erprobt sich die Kunst so schlecht bei denen, welche sie selber ausüben — wie sollte sie im stande sein, andern dauernd über des Lebens Weh hinüberzuhelfen und ihnen auch nur einigermaßen das zu ersetzen, was einem Christenmenschen an Kraft und Trost zur Verfügung steht? Arzt, hilf dir selber!

Soviel über die Vergnügungen im allgemeinen und über das Tanzen und den Theaterbesuch insonderheit. Damit, daß du bei einem Vergnügen sagen kannst: „ich darf doch," oder: „das kann mir doch niemand verwehren," ist's noch nicht gethan. Ich habe es alles Macht, aber es frommet nicht alles. Und ich glaube, daß junge Leute im Artikel von den Vergnügungen sich viel zu sehr damit beruhigen, daß man das und das thun „dürfe," und zu wenig fragen, ob es wirklich gut und förderlich für sie sei. Wenn sich's bloß ums Dürfen handeln würde — ja man darf sehr viel in der Welt. Man darf seinen Garten ohne Zaun lassen, oder über Nacht die Thür offen stehen lassen, man darf sein Gold und Silber auf die Straße oder aufs freie Feld stellen, man darf noch vieles andere, aber man thut's darum doch nicht, aus dem einfachen Grund, weil es nicht frommt, d. h. nicht förderlich, sondern schädlich ist. Dies muß auch bei der Unterscheidung der unschuldigen und der verwerflichen Vergnügungen unser Maßstab sein. Zum Schluß dieses Abschnittes aber möge das Wort eines welterfahrenen Mannes hier stehen, der nach einem Leben voll Lust und Leid als Greis auf seine Jugendjahre zurückblickte: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt; aber wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen." (Pred. Sal. 11, 9.)

9. Ehrgefühl und Ehrgeiz.

Von den Vergnügungen zum Ehrgefühl ist dem Anschein nach ein großer Schritt. Dasselbe scheint eher dem Kapitel von der Arbeit und dem Beruf, als dem vom Vergnügen beigesellt werden zu sollen; denn für gewissenhafte Berufserfüllung kann das Ehrgefühl als wichtiger Hebel dienen, während es mit den Freuden und Vergnügungen des Lebens wenig zu thun hat. Aber halt! nicht so rasch abgeurteilt! Wo das Ehrgefühl bloß die Arbeit beherrscht und bloß hier als wirksame Kraft thätig ist, da ist's schon bedenklich, da liegt der Verdacht nahe, daß das Ziel des Ehrgefühls eben das sei, Ehre zu bekommen, Lob zu ernten, daß also das Ehrgefühl unter der Hand in Ehrbegierde übergegangen sei. Wo es dagegen rechter Art ist, da wird das Vergnügen und die Erholung nicht weniger von ihm beherrscht als die Berufsarbeit, ja da bildet es ein Element, das dem ganzen Wesen und Treiben eines Menschen, auch da wo das Urteil anderer Menschen gar nicht in Betracht kommt, einen ganz bestimmten, noblen Charakter aufprägt.

Welch eine grenzenlose Konfusion in den Köpfen vieler jungen Leute in Betreff dessen herrscht, was Ehre und Ehrgefühl von ihnen verlangen, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man darauf achtet, in was alles dieser oder jener seine Ehre setzt. Da ist der junge A., der setzt seine Ehre darein, sich in der Eisenbahn eine Cigarre anzuzünden und zu qualmen wie ein

Türke. Sein Nachbar und Vetter B. hat sein Ehrgefühl darauf gelenkt, zuerst unter seinen Freunden und Altersgenossen die ersten Spuren eines künftigen Bartes zu besitzen und zu pflegen. Freund C., ein Stutzer, rechnet es sich zur großen Ehre, stets nach der neuesten Mode und dem elegantesten Schnitt gekleidet zu sein. Der reiche Bankierssohn D. findet es für sein Ehrgefühl sehr schmeichelnd, wenn er auf einem gemeinsamen Ausflug einen feinen Wein trinkt, während seine Altersgenossen sich mit Bier oder einem simplen Landwein begnügen. Und dort macht sich gar der liebenswürdige E. damit groß, daß er gestern abend so und so viele Schoppen Bier getrunken, einen gehörigen „Affen" gehabt habe und jetzt im Besitz eines „schändlichen Katers" sei. Siehst du dort das halb Dutzend Lehrlinge, welche eben von ihrem Sonntagnachmittagsspaziergang heimkehren? Einige davon schwanken bedenklich; sie könnten recht gut noch aufrecht und gerade gehen, aber es kitzelt ihr Ehrgefühl, betrunken zu erscheinen. Dem Ehrgefühl des Schülers F. widerspricht es durchaus, in einer Untersuchung wegen einer gemeinen Büberei, die in der Schule verübt worden ist, irgend etwas auszusagen, was zur Offenbarung der Wahrheit beitragen könnte. Aber das geht nicht gegen sein Ehrgefühl, wenn er selber etwas angestellt hat und der Thäter nicht ermittelt werden kann, seine ganze Klasse seinethalben in Strafe zu bringen. Auch davon hält ihn sein in andern Punkten so kitzliches Ehrgefühl nicht ab, bei einer schriftlichen Arbeit von einem andern abzuschreiben oder anderer unerlaubter Hilfsmittel sich zu bedienen, also betrügerischerweise sich mit fremden

Federn zu schmücken und unredliche Vorteile über seine Altersgenossen zu erringen. Selbst das nackte Lügen gilt unter Umständen als etwas durchaus Ehrenhaftes, vorausgesetzt daß der Belogene ein Vorgesetzter, ein Prinzipal, ein Lehrer, und nicht etwa ein Kollege und Altersgenosse ist. Im letzteren Fall ist's natürlich „ganz was anderes." Doch davon unten noch weiteres beim Kapitel von der Wahrhaftigkeit! Einstweilen sei es an den gegebenen Exempeln genug.

Wo ist die Hand, welche in dieses Chaos von Ehrbegriffen hinein Ordnung bringt und das so berechtigte Ehrgefühl auf die richtige Bahn leitet? So schnell wird sich ein Umschwung in dieser Begriffswelt wohl kaum herbeiführen lassen. Aber doch ist's vielleicht gut, wenn wir zur Klärung der Sachlage und zur Zerstreuung etlichen Nebeldunstes wenigstens auf einige Punkte aufmerksam machen.

Wo das Ehrgefühl berechtigt sein soll, da muß vor allen Dingen eine Ehre vorhanden sein. Hast du eine solche? Ja gewiß. Du hast sie als Mensch, der nach Gottes Bild geschaffen, durch Gottes Sohn erlöst, zur Gotteskindschaft geweiht, zu einer ewigen Herrlichkeit berufen ist. Das ist die allerhöchste Ehre, welche an deiner Person haftet. Du hast ferner Ehre als Angehöriger eines Volkes, das im Rat der Nationen mit Fug und Recht eine geachtete Stellung einnimmt und durch seine ganze Geschichte von Alters her bis auf diesen Tag vieles zum wahren Fortschritt der Menschheit beigetragen hat, der Träger mancher wichtigen und segensreichen Ideen gewesen ist. Du hast eine Ehre als

Angehöriger dieser oder jener Stadt, welche unter ihren Schwestern einen ehrenvollen Platz einnimmt, manchen berühmten Mann hervorgebracht, manches löbliche Werk ausgeführt hat. Du hast eine Ehre als Angehöriger dieses oder jenes Standes, dessen Dienste für das äußere oder innere Wohl des Volkes, für seinen Schutz und seine Wohlfahrt wichtig und gesegnet sind. Und wenn du auch diesem Stand noch nicht als selbständiges Mitglied angehörst, sondern erst in der Vorbereitung darauf begriffen bist, so rechnest du dich doch schon in der Stille mit dazu und hast ein feines Gefühl für seine Ehre wie für seine Verunehrung. Du hast auch eine Ehre als Angehöriger einer Familie, welche vielleicht dem Vaterland, dem Staat oder der Kirche schon den und jenen hervorragenden Mann geliefert oder doch, wenn das nicht der Fall ist, sich den Ruhm einer ehrbaren, soliden und guten Familie erworben hat. Du hast endlich wohl auch eine persönliche Ehre durch das, was dir vielleicht in deinem kleinen Berufskreis mit Gottes Hilfe schon gelungen ist, durch das Vertrauen, das dir Eltern, Vorgesetzte und Lehrer in diesem oder jenem besondern Fall um deiner Geschicklichkeit, Wahrhaftigkeit, Umsichtigkeit willen erwiesen, durch das sie dich vielleicht vor andern ausgezeichnet haben, welche in anderer Hinsicht vor dir ein Anrecht darauf gehabt hätten.

Solches und anderes ist deine Ehre, und wenn du von derselben ein Gefühl, ein Bewußtsein hast, so ist das nicht mehr als billig und in der Ordnung. Aber hier scheiden sich nun die Wege. Jetzt kommt es darauf an, ob einer diese seine Menschen-, Christen-, Volks-,

Standes-, Familien- und persönliche Ehre als eine Quelle von Rechten ansieht oder als eine Quelle von Pflichten; als eine Aufforderung an andere, ihm ihre Huldigungen darzubringen, oder als eine Aufforderung an ihn selbst, daß er sich dieser Ehre durch entsprechende Leistungen würdig zeige. Kurz gesagt: es giebt ein Ehrgefühl der Selbstsucht, und das ist verwerflich; es giebt aber auch ein Ehrgefühl der Liebe, und das ist recht. Im ersteren Fall gerät das Ehrgefühl in die oben geschilderte falsche Bahn, im letzteren Fall kommt es ins richtige Geleise.

Wir wollen uns das im einzelnen noch etwas deutlicher machen. Es ist einer bis daher in einem Geschäft der jüngste und demgemäß der letzte gewesen. Nun kommt ein anderer, der jünger ist denn er selbst; er rückt vor. Wenn er nun die Ehre, welche ihm damit zu teil wird, in erster Linie oder gar ausschließlich als eine Quelle von allerlei Rechten und Privilegien betrachtet, so wird sich sein Ehrgefühl bald in den lächerlichsten und verkehrtesten Dingen äußern, dergestalt, daß verständige Leute fast geneigt sind, eine gelinde Narrheit bei ihm vorauszusetzen. Und das ist noch der günstigere Fall. Im schlimmsten Fall kann's sogar so weit kommen, daß er dem Jüngeren und Unerfahrenen gegenüber seine Ehre in Dingen sucht, welche geradezu schandbar sind. Betrachtet er dagegen sein Vorrücken vor allen Dingen als eine Quelle neuer Pflichten, die nun an ihn herantreten, so wird er sich bemühen, seiner neuen Stellung dadurch Ehre zu machen, daß er um so fleißiger, treuer, gewissenhafter das Seine thut und dem Jüngeren mi

gutem Beispiel vorangeht. Oder der Schüler rückt zum Studenten vor. Leitet er daraus nur neue Rechte und Ansprüche ab, so wird er bald zu den Musensöhnen gehören, welche lediglich im forschen Auftreten, im Qualmen, Trinken, Krakehlen, im Halten großer Hunde, im Ärgern der Polizeileute und Nachtwächter ihre Ehre suchen. Leitet er dagegen neue und höhere Pflichten daraus ab, so wird er seine Ehre darin suchen, als freier Bursche das Seinige mit noch größerer Treue, in noch umfassenderer Weise als bisher zu thun und seine Selbständigkeit unter anderem auch darin zu zeigen, daß er sich in dem Gebrauch der neuen Freiheiten, in die er nun eintritt, selbst Maß und Schranke zu setzen weiß. Oder nehmen wir die Nationalehre. Baut man auf diese lauter Ansprüche, so gelangt man mit seinem nationalen Ehrgefühl unfehlbar auf jenen mit Recht verschrieenen Engländer-Standpunkt, da man meint, man müsse überall den besten Platz, den besten Bissen, die schönsten Zimmer, die größten Portionen, das erste Wort haben, weil man dieser Nation angehört, und man müsse wo möglich überall recht hochmütig und rücksichtslos auftreten, damit's einem die Leute auch glauben. Wir Deutsche haben lange Zeit unsere Schwäche keineswegs nach dieser Seite hin gehabt, und haben darin eher zu wenig als zu viel geleistet. Es ist mir kürzlich ein Tagebuch unter die Hände gekommen, das ein sehr braver und tüchtiger Student am Anfange unseres Jahrhunderts schrieb. Man könnte meinen, es habe damals der tiefste Friede in Deutschland geherrscht, so gar keine Beziehung ist auf die gewaltigen Kämpfe genommen, in denen damals das deutsche

Reich sein Todesringen durchmachte. Aber seit im Jahr 1870 die Deutschen ihre großen Schlachten geschlagen haben, hört man je und je, daß auch deutsche Landsleute aus lauter deutschem Ehrgefühl sich recht ungezogen benehmen, und zwar durchweg solche, welche zu den damaligen Siegen sicherlich auch nicht das mindeste beigetragen haben. Wer dagegen durch seine Nationalehre sich neue Pflichten aufgelegt weiß, der sucht seine Ehre darin, die Tugenden, durch welche das deutsche Volk seit alter Zeit groß gewesen und groß geworden ist, um so eifriger zu üben, die Laster dagegen, durch die es von Zeit zu Zeit gesunken ist, um so ernstlicher zu vermeiden. Er ruht nicht auf den Lorbeeren aus, welche seine Väter in heißem Kampf und mühsamer Arbeit gepflückt haben, sondern er hält's mit Göthe:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Und so wollen wir denn kurzweg sagen: Ehrgefühl haben, das heißt: sich der sittlichen Pflichten bewußt sein, welche unsere Menschen-, Volks-, Standes- und Familienehre uns auferlegt, und sich redlich bemühen, diese Pflichten treulich zu erfüllen.

Es ist auch mit der persönlichen Ehre ganz derselbe Fall. Wer, nachdem ihm etwas Großes oder Kleines gelungen ist, nun sich hinsetzt und auf Weihrauch und Huldigungen wartet, der ist mit seinem Ehrgefühl übel beraten. Wer es recht versteht, dem ist alles was ihm gelingt, nur ein Sporn zu neuer treuer Arbeit, dem ist jedes Vertrauen, das ihm zu teil wird, eine Aufforderung, sich desselben in jeder Hinsicht würdig zu erweisen. Das

Ehrgefühl, das bloß auf wirkliche oder vermeintliche Rechte pocht, ist doch im Grunde nichts anderes als Hochmut und Eitelkeit.

Ist auf diese Weise das Ehrgefühl, anstatt von der Selbstsucht, vielmehr von der Liebe und vom Pflichtgefühl geleitet, so ist es auch davor bewahrt, daß es nicht in jene lächerliche Empfindlichkeit ausartet, welche sich nichts sagen lassen kann, weder im Scherz noch im Ernst, und sobald ein anderer etwas Derartiges wagt, sogleich sich in der Ehre angegriffen und gekränkt fühlt. Wenn Vater oder Mutter, wenn der Prinzipal oder ein Lehrer dir etwas verweist, vielleicht auch aus irgend welchem Anlaß einen scharfen Tadel über dich ergehen läßt, so darfst du versichert sein, daß es deiner Ehre durchaus keinen Eintrag thut, wenn du diesen Tadel ganz still und demütig über dich ergehen läßt, und wer dir anders rät, dich aufstachelt und dir sagt: „das brauchst du dir in deinem Alter nicht gefallen zu lassen, gieb nur recht hinaus,“ der rät dir zum Übel und nicht zum Guten. Denn des Jünglings Ehre ist, daß er lerne und sich sagen lasse von denen, welche es besser wissen als er, und des Menschen Ehre ist, daß er im Verkehr mit andern sich auf den Platz stelle, der ihm gebührt; lieber noch etwas weiter hinunter, dann heißt es nachher: Freund, rücke herauf, und dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Wer aber gegen solche, von denen er sich etwas sagen lassen sollte, den Empfindlichen spielt und sich aufs „Hinausgeben“ legt, der dient seiner Ehre schlecht, denn er nimmt dadurch einen höheren Platz in Anspruch, als

ihm eigentlich gebührt, und muß es sich gefallen lassen, daß man ihn mit einem sanften oder auch unsanften „Freund, rücke hinab!" wieder dahin postiert, wohin er gehört, was weder angenehm noch ehrenvoll ist.

Ja, es gilt dies nicht bloß gegenüber von Vorgesetzten, sondern auch im Verkehr mit Altersgenossen. Es ist mir noch nie vorgekommen, daß einer viel Ehre damit eingelegt hätte, daß er jeden Spaß, den sich seine Kameraden mit ihm erlaubten, jede Zurechtweisung, die sie ihm angedeihen ließen, hoch empfindlich aufnahm und sofort den Beleidigten spielte. Im Gegenteil, er wird, je mehr er dies thut, desto mehr ein komisches Objekt für die andern. Indem er für seine Ehre zu streiten meint, wird er zum fortwährenden Gespött, und je krampfhafter er sich anstrengt, im Ansehen zu steigen, desto unerbittlicher heißt es immer wieder: „Freund, rücke hinab." Wer dagegen seine Ehre darin sucht, nicht durch jede Kleinigkeit, welche andere in Wort oder Werk, im Thun oder Lassen ihm anthun, aus dem Konzept gebracht zu werden, wer erst dann mit dem Schwert an den blanken Ehrenschild schlägt — und dann aber auch kräftig — wenn ihm eine wirkliche Gemeinheit entgegentritt, namentlich wenn an ihn selbst die Versuchung zu einer Gemeinheit herantritt, dessen Ehre wird sicherlich wohl bewahrt sein.

Was ist denn aber Gemeinheit? Man hört das Wort so oft, gebraucht es auch manchmal selbst und hat doch mehr ein unbestimmtes Gefühl als einen klaren Gedanken dabei. Gemein ist, allgemein geredet, alles dasjenige, was sich bloß im Gebiet des Gewöhnlichen, Sinnlichen, Sichtbaren bewegt, ohne auf etwas Höheres

bezogen und mit einem tieferen idealen Gehalt erfüllt zu sein. Es giebt z. B. eine Gemeinheit im Essen, die sich selbst an der vornehmsten, luxuriösesten Tafel breit machen kann. Sie besteht in dem, wovon schon oben im Kapitel vom Leibesleben die Rede war, daß man nämlich bloß ißt, um zu essen, daß das Essen Zweck für sich selber ist und nicht einem höheren Zweck dient, wie etwa dem, daß man dadurch Kraft gewinne, um seine Arbeit zu thun wie sich's gebührt. Handwerksmäßige Feinschmeckerei ist eine große Gemeinheit. Für einen Christen ist das Essen schon dadurch der Sphäre des Gemeinen entrückt, daß er dasselbe heiligt, indem er es mit Danksagung gegen Gott als Gabe Gottes genießt. Es giebt ferner eine Gemeinheit im Arbeiten, die im eleganten Comptoir so gut wie in der ärmlichsten Werkstätte zu Hause sein kann. Sie besteht darin, daß man Arbeit und Beruf bloß ansieht als ein Mittel, um Geld zu verdienen, und das Geld bloß als ein Mittel, um sich sinnliche Genüsse zu verschaffen; anstatt die Arbeit anzusehen als einen Posten, auf den Gott einen gestellt hat, als eine Art anderen zu dienen, und das Geld als ein Gut, darüber man von Gott als Haushalter gesetzt ist. In diesem Sinn verstanden tritt die Gemeinheit uns vornehmlich entgegen in Gestalt von Habsucht, Genußsucht, Geiz, Gewinnsucht, während man einen christlichen Jüngling und Mann daran erkennt, daß es bei ihm gar nichts Gemeines giebt, sondern alles, Großes und Kleines, Alltägliches und Ungewöhnliches von ihm auf Gott bezogen und zu Gottes Ehre gethan wird. Darum wächst auch aus dem christlichen Geist das richtige

Ehrgefühl heraus, kraft dessen man sich für zu gut dazu hält, als daß man sich im Gemeinen und Niedrigen verlieren sollte, das Ehrgefühl, welches ruht auf dem Bewußtsein von der ewigen, königlichen Bestimmung, die jeder menschlichen Persönlichkeit kraft der Schöpfung und Erlösung aufgeprägt ist.

Das ist die erste Stufe der Gemeinheit: sich ums Höhere nicht kümmern, und thun als ob es gar nicht existierte. Die zweite Stufe ist dann die, auf der man direkt gegen das Höhere, Ideale, Göttliche sündigt, ja es mit Füßen tritt. Das kann geschehen durch die That, wenn man in seiner Handlungsweise allen höheren Rücksichten des Edelsinns, der Pietät, der Dankbarkeit, der Barmherzigkeit, der Sittenreinheit, ja selbst des notdürftigsten äußeren Anstandes ins Angesicht schlägt und bloß durch die krasse, nackte Sinnlichkeit und Selbstsucht sich leiten läßt. Dies sind die Erweisungen der Gemeinheit, welche wir am häufigsten mit diesem Namen bezeichnen. Sie kann sich aber auch offenbaren in Worten. Wo du Leute triffst, welche mit Bewußtsein und Hochgenuß den Satz aussprechen: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot und alles andere ist Unsinn," so kannst du versichert sein, daß es gemeine Seelen sind, mit denen du zusammengeraten bist. Wo man eine Freude daran hat, zu verhöhnen was andern heilig ist, und es herunterzuziehen in den Kot, wo man glücklich ist über jeden Fund, der den Affenstammbaum, den Tiercharakter des Menschen neu zu bestätigen scheint und wo man es nicht erwarten kann, bis die Wissenschaft vollends den letzten Rest von Geistesherrlichkeit des Menschen für tot

erklärt und zu Grabe getragen hat, da ist's die Gemeinheit, die sich in solcher Zerstörungslust breit macht. Und wo du gar mit Leuten in Berührung kommst, die sich in jungen Jahren schon ihrer Schande und Zuchtlosigkeit rühmen und schandbare Reden führen ohne Scham und Scheu, da wende sich dein Ehrgefühl schleunig ab von solcher Gemeinheit, ehe sie auch auf dich ansteckend wirkt.

Die dritte und höchste Stufe der Gemeinheit aber ist die, wenn man das Höhere, Göttliche, Ewige weder vernachlässigt noch offen verachtet, sondern es scheinbar anerkennt, in Wahrheit aber es nur als Deckmantel benützt, um seine unsauberen Interessen um so ungestörter verfolgen zu können. Auf dieser Stufe werden die geistigen Güter nicht bloß gering geachtet und mit Füßen getreten, sondern geradezu in den Dienst der Gemeinheit gezogen. Darum ist auch diese Stufe die abschreckendste. Sie kommt Gott sei Dank bei der Jugend verhältnismäßig selten vor, denn die Gemeinheit tritt hier mit einer Abgefeimtheit, einem Raffinement auf, wie es glücklicherweise für gewöhnlich erst in späteren Jahren erworben wird. Da wird das edle Gut der Freundschaft benützt, um unerfahrene Gemüter zu verführen und zu verderben. Da schleicht man sich in das Vertrauen anderer ein, um sie schändlich auszubeuten. Da wird unter dem Vorwand, den geistigen Interessen, der Bildung und innerlichen Anregung eines Jünglings zu dienen, allerlei böse Lust in ihm aufgeweckt und genährt. Man lockt ihn ganz unvermerkt in Sünde und Unrecht hinein, bis er sich darin verstrickt und man ihn nun ganz in der Gewalt hat, um ihn entweder nach Belieben auszunützen, oder unter Hohnlachen

seinem Schicksal zu überlassen. Hier nimmt die Gemeinheit teuflischen Charakter an. Ihr unübertroffener Typus ist der Kuß, mit dem Judas seinen Freund und Meister verrät, um seinem Haß gegen ihn Luft zu machen und zugleich in den Besitz von dreißig Silberlingen zu gelangen.

Siehe, das sind die eigentlichen Gemeinheiten, gegen die dein Ehrgefühl sich aufbäumen soll, wenn es unter der Leitung des richtigen Geistes steht. Da gilt's, an den Schild schlagen und das Schwert ziehen und dem Eindringling die Thüre weisen. Da ist Empfindlichkeit am Platz; aber sich sagen lassen, sich demütigen, gerne dienen, anstatt den jungen Herrn zu spielen — das hat noch keines Jünglings Ehre geschadet; im Gegenteil.

Ein in dieser Weise richtig geleitetes und entwickeltes Ehrgefühl wird dich auch am besten vor einem Feind schützen, der ganz besonders geeignet ist dich zu verunehren, und das ist die thörichte Menschenfurcht, d. h. jene Feigheit, welche aus bloßer Angst vor dem was etwa andere sagen und denken mögen, gegen besseres Wissen und Gewissen Gutes unterläßt und Böses verübt. Diese ehrlose Feigheit gehört zu den schlimmsten Feinden unserer Jugend. Ordentliche Jünglinge hören die gemeinsten, frivolsten Äußerungen anderer schweigend mit an, lassen vor ihren Ohren das Heiligste verhöhnen und verlästern, die schlüpfrigsten Reden führen, und rühren sich nicht — warum? weil sie fürchten als rigorose Moralisten und Finsterlinge ausgelacht zu werden. Sie machen mit bösem Gewissen die Unarten anderer mit — warum? Um nicht als Sonderlinge zu gelten, die etwas Anderes und Besseres sein wollen als die übrigen. Aber,

lieber Freund, damit sorgst du für deine Ehre schlecht. Meinst du, die bösen Buben selber werden es dir zur Ehre rechnen, wenn du deine heiligsten und besten Überzeugungen aus Angst vor ihnen verleugnest? Mit nichten, sie verachten dich selbst darum, und wenn du ihnen zu lieb dein Gewissen befleckt, deine Überzeugung verraten und verleugnet hast und die Augen gehen dir darüber auf und die Angst des bösen Gewissens kommt über dich, dann heißt es: „Was geht uns das an? da siehe du zu!" Und laß dir gesagt sein: Wer sich nicht kann auslachen lassen, aus dem wird nichts, höchstens ein jämmerlicher, charakterloser Mensch, ein Rohr, das der Wind hin und herwehet, niemals aber ein Mann, der fest und treu zu seiner Überzeugung steht. Ich bin fest überzeugt, wenn man unsere Zuchthäuser und Strafanstalten durchsucht und darauf achtet, wo die ersten Anfänge mancher Laufbahn liegen, die ins Verbrechen geführt hat, so wird sehr häufig der Anfang der sein, daß einer nicht den Mut hatte, in einer entscheidenden Stunde nein zu sagen. Verletze nicht deine Ehre durch solche Feigheit, die schlimmer ist als alle andere Feigheit! Wahre und hüte deine Ehre durch den sittlichen Mut, der besser ist als so manches andere, was man thörichterweise „Courage" nennt!

Während nun das Ehrgefühl auf demjenigen ruht was man ist und hat, so geht der Ehrgeiz auf dasjenige, was man werden und bekommen möchte. Etwas Ordentliches zu werden, dereinst ein nützliches, geachtetes Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein, das ist ein Ziel, das jedem innerlich normal gewachsenen

Jüngling als Ziel vorschwebt und einen mächtigen Hebel seines Lernens, Strebens und Arbeitens bildet. Aber es ist mit dem Ehrgeiz wie mit dem Ehrgefühl: es giebt einen Ehrgeiz der Liebe und einen Ehrgeiz der Selbstsucht. Dieser Gegensatz tritt schon sehr frühe heraus. In einer Schule ringen zwei mit einander um den ersten Platz. Der eine möchte der erste sein, um eben dann in dem Hochgefühl zu schwelgen, daß er alle übrigen unter sich habe, und sich etwas recht Gehöriges darauf zu gute zu thun: das ist der Ehrgeiz der Selbstsucht. Der andere möchte der erste sein, und denkt dabei an die Freude, die er dadurch seinem Vater macht, an die Aussicht, die ihm dadurch eröffnet wird, einmal etwas Ordentliches zu werden und seinen Platz auszufüllen wie es sich gehört — das ist der Ehrgeiz der Liebe. Der eine, wenn es ihm mißlingt, wird unglücklich, gehässig, verbittert, widerwärtig, der andere tröstet und beruhigt sich leicht, fühlt sich selbst nicht unglücklich und wird noch weniger unliebenswürdig gegen andere. Zwei andere bewerben sich mit einander um ein Amt. Der eine denkt an die Ehrenbezeugungen, die damit verbunden sind, an die hervorragende Stellung, in die er dadurch gelangt, an das behagliche Leben, das ihm dadurch ermöglicht wird, an den Triumph eines Sieges über seine minder glücklichen Mitbewerber — das ist der Ehrgeiz der Selbstsucht. Der andere denkt an das Gute, das er in diesem Amt wirken kann, an die Freude, welche er aus der gewissenhaften und treuen Führung desselben schöpfen wird, an die vielen Gelegenheiten, die es ihm bietet, seine Gaben und Kräfte im Dienst und zum Besten anderer zu verwerten — das

ist der Ehrgeiz der Liebe. Dem einen ist die Ehre Zweck in sich selber, ein Selbstgenuß, in dem er schwelgt, ungefragt, ob die Ehre verdient ist oder nicht, ob er durch lautere Mittel dazu gelangt ist oder nicht. Dem andern ist die Ehre, nach der er strebt, bloß Mittel zu einem höheren Zweck, nämlich zum Zweck eines kräftigeren, erfolgreicheren und ausgiebigeren Wirkens. So hat Paulus eifersüchtig über seiner Ehre gewacht (vgl. 1 Kor. 9), es war, wenn man so sagen will, ein Ziel seines Ehrgeizes, das Evangelium unentgeltlich zu predigen, sich dabei durch seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen und seinen Gemeinden nicht zur Last zu fallen. Darauf hielt er so streng, daß er sogar sagte: „Ich wollte lieber ich stürbe, denn daß mir jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen.“ Aber mit diesem Ehrgeiz wollte er nicht sich selber ein Ehren- und Ruhmesdenkmal setzen, sondern er wollte dadurch dem Evangelium freie Bahn machen und den Widersachern desselben allen Vorwand entziehen, als verfolgte er dabei eigennützige Absichten. Die Ehre, nach der er strebte, war ihm also bloß Mittel zur Förderung und Erleichterung seines Berufs am Evangelium. Und als er dort in Philippi, nachdem er ohne Urteil und Recht verhaftet und gegeißelt worden war, sich nachher auf sein römisches Bürgerrecht berief und sich von den Herren Stadträten von Philippi zur Stadt hinausbegleiten ließ, so war es ihm wiederum nicht um seine Person zu thun — daß er mit dieser keinen Götzendienst trieb, hat er ja auch sonst sattsam gezeigt —, sondern er hoffte, und mit vollem Recht, daß eine derartige Genugthuung der Sache des Evangeliums zu gute kommen würde.

Freilich wäre es, was den Sprachgebrauch betrifft, besser und richtiger, das Wort Ehrgeiz gar nicht mehr als Bezeichnung einer Tugend, sondern bloß noch als Namen für den Ehrgeiz der Selbstsucht stehen zu lassen. Denn nach Ehre geizig sein, ist schon viel zu viel, und es liegt darin eigentlich schon ausgesprochen, daß einer die Ehre um ihrer selber willen sucht. Darum werden wir den Ehrgeiz der Liebe richtiger als „Ehrliebe" bezeichnen. Über die Gefahren aber, in welche ein Jüngling durch selbstsüchtigen Ehrgeiz geraten kann, hat ein gewiegter und erfahrener christlicher Erzieher, der alte Pfarrer Flattich, sich also geäußert: „Wo eine böse Gemütsrichtung vorhanden ist und die Ambition (Ehrgeiz) kommt dazu, da suchen die jungen Leute Ehre zu gewinnen nicht durch das was frommt, sondern durch das was Geld kostet. Sie thun groß im Reiten, in Wirtshäusern und Kompagnieen, und schämen sich daher nicht, bei Geringeren Schulden zu machen und von ihnen übertroffen zu werden. Sie möchten gerne geehrt sein und sind doch grob und brutal; sie möchten gerne gelobt sein und bemühen sich um nichts was liebenswürdig ist; sie möchten gerne beliebt sein und thun, was andern mißfällig und zuwider ist, und man soll sie eben deswegen ehren, weil sie eine große Einbildung von sich selbst haben und geehrt sein wollen."

Man meint, man sehe sie vor sich, die jungen Leute, an welche Flattich bei dieser Schilderung dachte. Er fährt dann weiter fort: „Während die wahre Ehre auf alles geht, was löblich ist, geht die Ambition nur auf einige Stücke. Wer ehrgeizig ist, legt sich mit Macht

auf einige Dinge, worin er seine Ehre sucht, und kann in andern Dingen leicht ehrvergessen sein, daher die ehrgeizigsten Leute oft in die schändlichsten Laster fallen." Und was wird aus einem Jüngling, der bloß durch den Ehrgeiz sich zum Guten treiben läßt, wenn die Ehre ausbleibt? wenn das, was er erreicht, weit hinter seinen Erwartungen zurückbleibt, und die Menschheit sich durchaus nicht beeilt, den neu aufsteigenden Stern zu bewundern und dem neuen Genie Weihrauch zu streuen? Daraus wird ein verdrossenes, maßleidiges Wesen, Weltschmerz und Verkennungsgeseufze, der Flug erlahmt, das Herz wird matt, wenn die erwartete öffentliche Anerkennung nicht eintrifft; verbittert und neidisch sieht man auf andere, welche weniger nach Ehre gegeizt und doch mehr davon bekommen haben, die Lust zum Schaffen und Wirken verliert sich, und das Ende ist, daß ein solcher Mensch auch das nicht mehr leistet, was er seinen Gaben und Kräften nach leisten könnte und sollte. So kann selbstsüchtiger Ehrgeiz zum Feuer werden, in dem alles verzehrt wird: Glück, Friede, Liebe, Freundschaft, Hoffnung, Kraft und Kraftbewußtsein, Gaben und Schaffenslust.

Ehrgefühl und Ehrliebe, richtig geleitet, sind ein guter Zaun um Herz und Leben her zur Selbstbewahrung vor allem Unedlen und zur Selbstaufmunterung zu allem Guten und Edlen. Aber wir wollen das, was wir in den bisherigen Abschnitten zur Selbstbewahrung und Selbstförderung gesagt und gehört haben, nicht abschließen, ohne auch noch einmal ausdrücklich dahin zurückzukehren, woher alle Kraft zum Thun des Guten und zur Vermeidung des Gemeinen kommen muß. Unser

Abschluß muß sich zusammenschließen mit dem Anfang. Auf den Glauben an Gott und sein Wort haben wir uns von Anfang an gestellt, und an den Gottesgedanken wollen wir auch den Schluß dessen anknüpfen, was über Selbstbewahrung und Selbstförderung zu sagen ist. Denn alles mit einander, richtige Behandlung des Leibeslebens und rechte Pflege des Geisteslebens, rechte Führung des Berufs und würdige Behandlung der Zeit und des Geldes, Zucht in den Vergnügungen und wahres Ehrgefühl, alles dieses läuft doch am Ende zusammen und ruht in der Zucht, welche Gott selber im Herzen ausübt und unter welcher derjenige steht, der stets als vor Gottes Augen wandelt. So soll denn

10. Das Gebet

unter den Dingen, welche zur Selbstbewahrung und Selbstförderung gehören, den guten Schluß machen.

Mit gutem Recht hat man das Gebet als das Atemholen des inneren Menschen bezeichnet. Das Atmen ist ebenso das sichere Anzeichen vorhandenen Lebens, wie das unentbehrliche Mittel, das Blut frisch und lebensfähig zu erhalten. So ist auch das Gebet ebenso das sichere Anzeichen eines vorhandenen inneren Lebens, wie das unentbehrliche Mittel, um die Kräfte des inneren Geisteslebens stets zu erneuern und ihnen aus der ewigen Welt die nötige Nahrung zuzuführen. Kein lebendiger Gottesglaube, keine wahrhafte Frömmigkeit läßt sich denken ohne Gebet. Denn wo man an einen Gott glaubt, der nahe ist, da ist sicher auch das Bedürfnis,

mit diesem Gott in Verkehr zu stehen, mit ihm persönlichen Umgang zu haben, und dieser Verkehr mit Gott ist ja eben das Gebet. Darum ist auch das Gebet so alt wie die Religion selbst, ja es ist thatsächlich keine Religion ohne Gebet. Und je vollkommener die Religion ist, desto reicher ist in ihr das Gebetsleben entwickelt. Des Fetischdieners Gebet besteht in einem Wunsch, den er hie und da seinem Fetisch vorträgt. Wird der Wunsch nicht erfüllt, so wird der Fetisch weggeworfen und durch einen andern ersetzt. Ein Gebetsleben, ja auch nur ein regelmäßigerer Verkehr mit der Gottheit findet auf dieser niedersten Stufe nicht statt. Wesentlich höher steht schon die Religion der alten Griechen, darum ist bei ihnen auch das Gebet viel entwickelter. Homeros schildert uns gern seine Helden, wie sie ihre Hände aufheben zu den schützenden Göttern, im Gebet ihnen ihr Anliegen vortragen oder auch für eine erfüllte Bitte danken. Aber die Vielgötterei läßt es auch hier zu keinem anhaltenden Gebetsleben kommen. Die Bitte um einzelne Gaben ist durchaus vorherrschend: viel seltener ist schon das Dankgebet. Und auch die Bitten, welche den Göttern vorgetragen werden, beziehen sich wesentlich auf äußere Gaben, Schutz, Sieg, Gesundheit, Errettung vom Tod u. s. w. Um innere, geistige, sittliche Gaben wird nicht gebetet; diese Dinge schöpft der Heide durchweg aus sich selbst. Darum kommt es auch zu keiner persönlichen Gebetsgemeinschaft mit den Göttern. Diese sind höhere, begabtere, stärkere Wesen, an die sich der Mensch in besonderen Fällen wendet, aber sie sind nicht die Quelle, von der alle gute und alle vollkommene Gabe jeden Augenblick

kommt, und sie können's nicht sein, weil ihrer viele sind. Dagegen unser Christenglaube bewährt sich auch darin als Vollendung alles Glaubens und aller Religion, daß er das Gebet und Gebetsleben zu seiner vollen Entwicklung bringt. Unser Gott wohnt in der Höhe und im Heiligtum, heilig und selig, und ist zugleich nahe jedem einzelnen. In ihm leben, weben und sind wir, von ihm empfangen wir jeden Augenblick Leben und Odem und alles, er ist unseres Geistes rechte Nahrung, die dieser an sich zieht im Gebet, und nicht eher findet die unruhige Menschenseele Ruhe, als bis sie Ruhe findet in Gott.

Darum wenn du deinen Geist wohl versorgen willst, so nähre ihn mit Gotteskräften, die du im persönlichen Gebetsumgang mit Gott gewinnst. Es sind der Stufen manche, auf denen du allmählich aufsteigen kannst zur eigentlichen Höhe des Gebetslebens. Da ist als unterste Stufe des Gebets das Notgebet. Es ringt sich manchmal aus dem schmerz- und angsterfüllten Herzen los, auch ohne daß du dir selbst dessen klar bewußt bist. Es steigt sogar manchmal als verborgener Seufzer aus einem Herzen auf, das bisher meinte, den Glauben an Gott gründlich ausgethan zu haben. Not lehrt beten, ist ein bekanntes Wort. Wir wollen ihn nicht verachten, einen solchen Notschrei zu Gott, auch wenn die Lippen, über die er geht, des Fluchens eher gewohnt sind als des Betens. Es ist doch ein Faden, den das geängstete Herz wieder anknüpft in der unsichtbaren Gotteswelt, ein Notsignal, das aus zerbrochenem Lebensschiff suchend gen Himmel steigt. Wer weiß, vielleicht ist dadurch das Band geknüpft, an dem ein verlorener Sohn wieder

zum Vater gezogen wird. Darum schäme dich des Notgebets nicht, auch wenn du gestehen mußt, daß du deines Gottes lange nicht mehr gedacht hast. Er schickt dir eben deshalb die Not, damit sie dir einen Notschrei auspresse, der zum Himmel steigt. Aber laß es dann nicht bei diesem Notschrei bewenden. Pflege die in der Not angeknüpfte Verbindung mit Gott auch dann, wenn die Not vorüber ist. Laß dir nicht deinem Gott gegenüber zu schulden kommen, was du, wenn es gegen Menschen geübt wird, ohne weiteres und mit Recht als unedle Handlungsweise verurteilst, nämlich sich an jemand zu wenden um Hilfe in der Not, und wenn die Not vorüber ist, ihn nicht mehr zu kennen. „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten," das ist eine Verheißung, die unwandelbar feststeht. Aber unmittelbar schließt sich auch die Forderung an: „So sollst du mich preisen." Vergiß darum das Danken nicht. Laß aber das Danken unter anderem auch darin bestehen, daß du künftig häufiger kommst und vom Notgebet weiter aufsteigst zum Bittgebet.

Das Bittgebet unterscheidet sich vom Notgebet dadurch, daß es sich in allen möglichen Anliegen, großen und kleinen, und nicht bloß in solchen, bei denen besondere Gefahr vorhanden ist, an Gott wendet. Gewöhne dich, den Gott, der in der Not hilft, nicht bloß als einen Aushilfsgott anzusehen, denn damit würdest du ja auf den Standpunkt der Vielgötterei oder gar des Fetischdienstes zurücksinken. Kann Gott so gewaltig und mächtig aus der Not helfen, so ist er zu groß, zu gut dazu, bloßer Lückenbüßer zu sein da, wo deine eigene Kraft und

Kunst nicht mehr ausreicht. Und umgekehrt, wenn deine Kraft und Kunst dich in der Not so empfindlich im Stich läßt, so darfst du füglich dich fragen, ob dieselbe denn überhaupt ausreiche, ob du nicht auch außerhalb der Not deines Gottes bedürfest. Du mußt alles von ihm empfangen, alles als seine Gabe ansehen, um alles ihn bitten lernen, auch wo es sich nicht um Leben und Sterben, um Gut und Existenz handelt. Wer nicht bittet, geht in Bezug auf die Gaben des inneren und geistigen Lebens ganz leer aus. Die des äußeren Lebens bekommt er zwar, unter Umständen sogar reichlicher als mancher andere, aber damit hat er dann auch das Seine dahin, und einen tieferen Wert als den äußeren, zeitlichen haben sie für ihn nicht. Dagegen wo sie erbeten sind, da sind auch die äußeren und irdischen Gaben Segnungen von oben her, durch welche das Herz des Empfängers nach oben gezogen und mit dem himmlischen Geber enger verbunden wird.

Und das ist eben der Grund, warum der Vater im Himmel, obwohl er weiß, was wir bedürfen, schon ehe wir ihn bitten, dennoch um alle gute Gabe gebeten sein will. Auch ein irdischer Vater kennt vielleicht ganz gut den Wunsch nach diesem oder jenem, davon des Sohnes Seele erfüllt ist. Aber er wartet, bis der Sohn darum bittet, — warum? weil das der Stellung des Sohnes gegenüber vom Vater viel besser entspricht, als wenn ihm alles wie als etwas Selbstverständliches in den Schoß fallen würde. So ist auch von seiten des Menschen das Bittgebet eine Anerkennung seiner Abhängigkeit von Gott, eine Anerkennung der Thatsache, daß es nicht schuldige Pflicht, sondern

freie Gnade von Gott ist, wenn er den Menschen allerlei gute Gabe giebt.

Freilich haben uns nun schon verschiedene gelehrte und ungelehrte Leute beweisen wollen, daß das Bittgebet bloß einen beschränkten Wert habe. Die göttliche Weltregierung habe alles von Anfang an fest geordnet, und es wäre eine Vermessenheit, wenn der Mensch erwarten wollte, daß er durch sein Gebet in dem vorbestimmten Gang der Dinge etwas ändern werde. So sei denn der Wert des Bittgebets unter allen Umständen bloß ein innerlicher, der nämlich, daß das Herz dadurch ruhig und still, gefaßt und ergeben werde. — Ferne sei es von uns, diesen Wert der Bitte zu Gott gering anzuschlagen; ja, die höchste Kunst des Bittens ist immer wieder die: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“ Aber in der That, wenn es sich bloß um Stillung und Beruhigung der Seele handelt, — kann diese denn im Notfall nicht auch ohne Gebet errungen werden, indem man sich, weil es nun eben doch nicht anders geht, fügt ins Unabänderliche? Fürwahr, wer uns die Möglichkeit abspricht, durch unser Gebet etwas zu erlangen, was wir ohne Gebet nicht erlangt hätten, der schneidet der Gebetsfreudigkeit den Lebensnerv durch. Er setzt sich in Widerspruch mit den klaren Zeugnissen des Herrn selbst, der den Bittenden ganz andere Dinge verheißt, als innere Beruhigung und Ergebung, sowie auch mit der einstimmigen Erfahrung aller derer, welche auf ihre Bitte von Gott allerlei gute Gaben, auch des äußeren Lebens, empfangen haben. Wie denken sich denn solche Leute die göttliche Weltregierung? Wie ein Schicksal,

das ehern und unerbittlich seines Weges dahinschreitet und allenfalls, wie in der alten Tragödie, den Menschen dadurch erhebt, daß es den Menschen zermalmt? Es ist ja wahrhaftig nicht so gemeint, als müßte alles, auch das Sinnloseste und Verderblichste, dem Willen Gottes absolut Widersprechende, auf ein Gebet des Menschen hin bewilligt werden. So fest ist das Gefüge der göttlichen Weltordnung in alleweg, daß es für die Erhörlichkeit menschlicher Bitten gewisse Schranken giebt. Aber so starr ist es nicht, daß die Maschen des Netzes nicht dehnbar wären, daß nicht an einem gegebenen Punkt der Gang verändert und dann doch wieder in die anfängliche Richtung eingelenkt werden könnte.

Oder thut denn der Mensch nicht auch vermöge der Freiheit seines Willens manche Thaten, durch die er auf den Gang der Dinge einwirkt und Erscheinungen, Ereignisse hervorruft, welche ohne sein Einwirken nicht eingetreten wären? Nicht darin besteht ja die Kunst und Größe der göttlichen Weltregierung, daß sie des Menschen freies Wirken unterdrückt, sondern darin, daß sie ihn frei handeln läßt, und dann das, was er gethan hat, verwebt ins Ganze und nutzbar macht für die göttlichen Zwecke. Genau so verhält es sich mit dem Bittgebet und seinen Wirkungen auf den Gang der Dinge. Würde der göttliche Weltplan keine Erhörlichkeit des Bittgebets gestatten, so würde er auch die freien Handlungen des Menschen ausschließen. Und das wäre wahrlich eine unvollkommene Weltordnung. Denn nicht die Ordnung ist die beste, welche bloß durch schroffes Festhalten an einem ein für allemal starr bis ins Einzelste hinein festgesetzten Programm

durchgeführt werden kann, sondern diejenige, welche da und dort etwas nachlassen und doch der Hauptsache nach ihre Richtung festhalten und ihre Zwecke erreichen kann.

Die schlagendsten Beweise gegen alle Wenn und Aber in Bezug auf die Erhörlichkeit unsrer Bitten zu Gott sind freilich immer wieder die Thatsachen von Gebetserhörung, von denen die Erfahrung zu uns redet. Daß solche Erfahrungen nicht viel häufiger gemacht werden, daß immer wieder einzelne meinen, mit allem Recht über nichterhörte Gebete klagen zu können, hat seinen Grund vornehmlich darin, daß die Erhörung gar oft in anderer Form, auf andere Weise geschieht, als wir uns ausgedacht hatten, daß sie sich gewissermaßen versteckt in dem sogenannten natürlichen Gang der Dinge, und daß infolge davon manche vor lauter Blindheit und Stumpfheit der Sinne das Eintreten der Erhörung gar nicht gewahr werden. Ich weiß nicht, ob die folgende Erzählung wahr ist in historischem Sinn, jedenfalls bezeichnet sie das Menschenherz trefflich. Ein Schiffer stürzt ins Wasser und ist in Gefahr zu ertrinken. Da schreit seine Seele zu Gott: „Hilf mir heraus, rette mich!“ In diesem Augenblick ergreift er ein Rettungsseil, das seine Kameraden ihm zugeworfen haben. „Schon gut,“ ruft er gen Himmel, indem er das Seil faßt, „ist nicht mehr nötig, hab mir schon selber geholfen!“ Daß gerade im Zuwerfen des Seils die Gebetserhörung bestand, daran dachte er nicht.

Das Bittgebet erhebt sich als höhere Stufe über dem Notgebet als der untersten. Es wendet sich zu Gott nicht bloß in den dringendsten und schwersten, sondern

in allen Anliegen. Es führt dadurch näher zu Gott und drückt schon eine innigere persönliche Beziehung zu ihm aus. Es erweitert sich zur Fürbitte, macht auch die Anliegen des Nächsten zu den eigenen, und erhebt sich darin zu priesterlichem Charakter. Und wie schön, wenn schon in der Jugendzeit priesterliche Fürbitte geübt, das Herz zu einer wahrhaft innerlichen Teilnahme an anderer Leid und Freud gewöhnt wird! Aber dein Herz soll auch dabei nicht stehen bleiben. Es soll sich gewöhnen zu Gott zu kommen, auch wenn es eben gar nichts Besonderes und Einzelnes zu bitten, wenn es gar kein spezielles eigenes oder fremdes Anliegen zu bewegen hat. Die Bitte soll sich weiter entwickeln zum eigentlichen Gebet, zum einfachen Gespräch und Verkehr mit Gott. Da sind wir wieder eine Stufe höher gestiegen. Der Bitte ist es um bestimmte einzelne Gaben zu thun; dem Gebet, dem Gespräch des Herzens mit Gott, um den Geber selber und um den Umgang mit ihm. Dort ist Gott gleichsam Mittel, um zum Zweck, nämlich zur Gabe zu gelangen, hier ist Gott selber der Zweck. Wie es dem Kind Bedürfnis ist, mit der Mutter zu reden, auch wenn es nichts Besonderes auf dem Herzen hat, wie es dem Freund Bedürfnis ist beim Freund zu sein und sich mit ihm zu unterhalten, auch wenn es sich nicht um ein spezielles Anliegen handelt, so ist's dem frommen Herzen Bedürfnis, bei Gott zu sein, innerlich mit ihm umzugehen, seine Stimme zu hören, seine Hand zu fühlen, auch wenn nichts Einzelnes zu bitten vorhanden ist. Darum kann auch das Gebet in diesem Sinn „ohne Unterlaß“ geschehen; Stimme und Gebärde gehören nicht

notwendig dazu, es verträgt sich mit jeder Arbeit und ist bei der Erholung und dem Vergnügen, je nachdem es sich leichter oder schwerer mit diesem verträgt, der untrügliche Maßstab dafür, ob man sich das Vergnügen ruhig erlauben kann, oder ob man besser darauf verzichtet. Wie eine heilige Melodie begleitet es des Tages Geschäfte, seine Leiden und seine Freuden, seine Widerwärtigkeiten und seine Erquickungen; wie ein inneres Atemholen führt es dem Geist fortwährend die belebende Luft der himmlischen Gotteswelt zu.

Wird aber dieser stille Umgang mit Gott zur förmlichen Versenkung in ihn, in der das menschliche Ich, seine eigene Kleinheit und Gottes Unermeßlichkeit fühlend, ganz zurücktritt und nicht mehr mit Gott sich unterredet, sondern bloß noch ihn reden läßt, ihn hört, sein allgenugsames und vollkommenes Wesen aufnimmt und genießt, so ersteigen wir damit noch eine höhere Stufe, nämlich die der Anbetung. Und wenn diese Anbetung ganz besonders zu ihrem Gegenstand hat die göttliche Herrlichkeit, Größe, Seligkeit, und der Mensch, seiner selbst vergessend, in freudigem Staunen diese Gottesgröße anschaut und von ihr sich innerlich bewegen läßt, so erwächst daraus der Preis und das Lob Gottes, das wir billig als die höchste Stufe des Gebets bezeichnen können. Notgebet, Bitte und Dank — das ist Menschengeschäft; Anbetung, Lob und Preis — das ist Engelsgeschäft. Dort der Werktag der Erde, hier der Sabbath des Himmels; dort der Kampf mit des Lebens Mühe und Not, hier ein Vorschmack künftiger Vollendung. Glücklich, wer in der Not schreien, glücklicher, wer in

allen Anliegen bitten kann. Aber zweimal glücklich, wer anbeten, loben und preisen kann, und dreimal glücklich, wer auch in Angst und Not zu loben und zu preisen vermag. Für ihn hat Angst und Not ihren bittersten Stachel verloren.

Wohl ist das eine Stufenleiter des Gebets, welche sich in gewissem Sinn anschließt an die natürlichen Altersstufen. Man kann sie geradezu als das Kindes-, das Jünglings- und das reife Mannesalter des Gebets unterscheiden. Aber wer will dem Jüngling wehren, in seinen Jahren schon zur reifen Mannesstufe des Gebets, zu Anbetung, Preis und Lob emporzusteigen, zumal der Geist gerade in diesen Jahren gerne den höchsten Flug nimmt? Wenn David, der Hirtenjüngling, in der Herrlichkeit der göttlichen Schöpfung, im Anschauen der Tagesschöne wie in der Betrachtung der Nachtmajestät eine Aufforderung findet zu Anbetung, Lob und Preis, wenn in solchem Anschauen alle Stufen und Gebiete der Schöpfung sich ihm in Chöre verwandeln, von denen ohne Aufhören ein brausender Lobpsalm emporsteigt; oder wenn Paulus, der Mann tiefer Gedanken, im Betrachten der wunderbaren Wege, welche Gott in der Geschichte die Völker geführt hat und noch heute führt, sein Angesicht verhüllt und in preisender Anbetung dem Gott zu Füßen sinkt, von welchem und durch welchen und zu welchem alle Dinge sind (Röm. 11, 33—36): so sind ja gerade diese beiden großen Gebiete, Natur und Geschichte, auch deinem Auge erschlossen und können dir zur Leiter werden, daran deine Seele emporsteigt zu anbetender, lobpreisender Versenkung in die Größe und

Herrlichkeit unsres Gottes. So gestalte sich dein Gebetsleben immer wieder zu einem Abbild jener Mustersammlung von Gebeten, des Psalmbuchs, das durch manchen Notschrei, durch manches Ach und Weh, durch große und kleine Bitten sich hindurcharbeitet zum Lob und Preis, bis in den letzten Psalmen alles Seufzen und Bitten untergegangen ist in lauter Hallelujah; zu einem Abbild jenes besten, vollkommensten und schönsten Gebets, das Christus der Herr selbst seine Jünger gelehret hat, das alle Anliegen des Reiches Gottes und der eigenen Person, vergangene Sünden und etwaige künftige Versuchungen und Übel ausklingen läßt in Lob, Preis und Anbetung dessen, dem das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit gehört in Ewigkeit.

Es haben aber unsere Väter, wo vom Gebet die Rede war, für alt und jung eine feine Unterscheidung eingeschärft, nämlich zwischen dem, was sie lateinisch oratio mentalis, und zwischen dem, was sie oratio oralis nannten. Unter dem ersteren verstanden sie das Gebet in Gedanken, das sich nicht in bestimmten Worten und Gebärden ausdrückt, und unter dem zweiten das Gebet, das auch äußerlich in Worten und Gebärden seine Darstellung findet. Unsere Väter wollten aber hier nur eine Unterscheidung, nicht eine Scheidung machen, denn beide, das Gebet mit dem Herzen und das Gebet mit Worten, gehören aufs engste zusammen, und dürfte ohne großen Schaden keins vom andern losgerissen werden. Das Gebet mit Worten ohne Gebet mit dem Herzen müßte in kurzem zu leerem Geplapper werden. Denn wer bloß zu bestimmten Zeiten des Tages, etwa des

Morgens oder des Abends, seine Hände faltet und sein Gebet spricht, aber nicht auch in der Zwischenzeit, während der Arbeit oder Erholung sein Herz zu Gott schickt und ungesehen und ungehört in der Stille seiner Gedankenwelt mit Gott redet, der wird es kaum zu stande bringen, daß er nun zur festbestimmten Gebetszeit rasch sich zur Andacht sammle und seine da- und dorthin zerstreuten Gedanken alle zusammenrufe. Es wird ihm vielmehr das Reden mit Gott mehr und mehr etwas Ungewohntes werden, und allmählich wird er es entweder ganz unterlassen, oder aber wird's eben kein Reden mit Gott mehr sein, sondern bloß noch ein gewohnheitsmäßiges Wortemachen. Welches von beiden aber das Schlimmere sei, das ist schwer zu sagen.

Aber auch bloßes Gebet mit dem Herzen ohne festbestimmte Zeiten und Stunden, in denen man die Hände faltet und Gebets**worte** zu Gott spricht, möchte in die Länge schwer durchzuführen sein. „Ich bete nie, weil ich immer bete," das ist ein kühnes und großes Wort. Es will sagen: ich brauche kein Gebet mit Worten, keine bestimmten Gebetszeiten, weil mein Herz fortwährend betet. Wer so sagen kann, der ist entweder ein vollkommener Heiliger, oder aber es muß mit seinem Gebetsleben nicht richtig bestellt sein. Und zwar ist das letztere immer um neunundneunzig Prozent wahrscheinlicher als das erstere. Unsere Gedanken machen oft wunderliche Sprünge. Beim besten Willen, sie auf Gott zu richten, verflüchtigen und verlieren sie sich so leicht, wenn ihre Richtung auf Gott nicht von Zeit zu Zeit auch eine bestimmte äußere Form, eine greifbare Darstellung

in Wort und Gebärde findet. Das gesprochene Wort, wie es einerseits aus dem Gedankenleben herauswachsen muß, so dient es auch wieder dem Gedankenzug als Stütze und Anhaltspunkt, giebt ihm eine feste Richtung, Klarheit und Bestimmtheit. Wie merkwürdig geht es manchmal beim Nachdenken über irgend einen Gegenstand! Man arbeitet sich innerlich lange daran ab, zur vollen Klarheit, zum richtigen Ausdruck zu gelangen, und kommt nicht recht vom Fleck, bis man etwa mit einem Freund darüber spricht, und nun durch das gesprochene Wort die ganze innerliche Gedankenreihe plötzlich eine ganz andere Stetigkeit und Klarheit gewinnt. Ja selbst ohne mündliche Unterredung, wenn man die Feder in die Hand nimmt und das, was einen innerlich beschäftigt, zu Papier zn bringen anfängt — wie verwandeln sich da oft so rasch die unbestimmten inneren Bilder in feste, bestimmte Gestalten mit scharfen Umrissen! Dies ist die Bedeutung des W o r t s, des gesprochenen oder geschriebenen, und das hat auch fürs Gebetsleben seine Giltigkeit. Ein bloß innerliches Gebetsleben ohne Ausdruck in Wort und Gebärde würde unfehlbar allmählich aus der Sphäre des Gedankenlebens herabsinken in die Region unbestimmter Gefühle und Empfindungen, und diese selbst würden sich entweder in Dunst und Nebel auflösen, oder wenn sie je ein gewisses Scheindasein weiter führen, so sind sie nicht mehr im stande, das Gedanken- und Willensleben zu beeinflussen.

So gehören also beide wesentlich zusammen, das Gebet im Herzen und das Gebet mit dem Munde. Dieses bildet gleichsam das Gerüste, jenes die Ausfüllung.

Herzensgebet allein zerrinnt und verflüchtigt sich, Wortgebet allein versteinert; dort fehlt die Klarheit, Bestimmtheit, Haltbarkeit, hier die Wärme des Lebens; hier ist das feste Knochengerüste, dort das warme Fleisch und Blut.

Es ist aber nicht bloß von Wichtigkeit, daß überhaupt dein inneres Gebetsleben je und je auch zum äußeren werde, sondern es ist auch notwendig, daß du dir hiefür bestimmte Zeiten und Stunden vorsetzest, und zwar sind hiefür nach allgemeiner Erfahrung die Stunden am Anfang und am Schluß des Tages ganz besonders geeignet. Denke nicht, solch Vornehmen bestimmter Zeiten sei eine selbstauferlegte, gesetzliche, unevangelische Sklaverei, und man müsse hier durchaus das freie Bedürfnis walten lassen. Die besten und gegründetsten Männer der christlichen Kirche, denen ganz gewiß ihre evangelische Freiheit ebenso teuer war wie dir selber, haben's doch auch so gehalten, daß sie unbeschadet ihres sonstigen Gebetslebens ihre besonderen Zeiten und Stunden hiefür ausgesondert hatten. Von Luther und anderen ist ja dies ohnehin bekannt; aber auch der Freiherr von Stein z. B. hatte es sich zur Regel gemacht, jeden Morgen nach dem Ankleiden eine Viertel- oder halbe Stunde im stillen Gebet zuzubringen. Einen Freund, den er zu sich einlud, bat er zugleich, nicht am Karfreitag zu kommen, weil er diesen Tag ganz für die Andacht und das Gebet bestimmt habe.

Der fleißigste Mensch könnte zum Müßiggänger werden, wenn er, anstatt bestimmte Arbeitsstunden einzuhalten, bloß dann arbeiten wollte, wenn gerade ein besonderes Bedürfnis dafür über ihn kommt, oder er

ganz speziell dazu aufgelegt ist. Das äußere Bedürfnis des Arbeitens wie das innere Aufgelegtsein dazu zeigt sich manchmal erst dann, wenn man auch ohne Bedürfnis und ohne Aufgelegtsein zu arbeiten angefangen hat. Da merkt man, wie viel zu thun ist, da fühlt man, wie gern man arbeitet. Genau so ist es auch mit dem Gebet und es zeigt sich auch hier wieder, wie nahe labora und ora mit einander verwandt sind. Wenn zwei Freunde in einer großen Stadt wohnen und haben beide viel zu thun, es liegt ihnen aber daran, dann und wann auch persönlich mit einander zusammenzukommen, so genügt's ihnen nicht, es auf irgend welche ungewisse äußere Veranlassungen oder innere Aufforderungen ankommen zu lassen. Sondern um ihrer Sache gewiß zu sein, machen sie einen Abend in der Woche mit einander aus und setzen fest, daß sie mindestens dies einemal in der Woche unter allen Umständen sich treffen wollen. Nun siehe, dein Herz lebt auch in einem fortwährenden vielgestaltigen Mancherlei, ob du nun in einer großen oder in einer kleinen Stadt wohnest, und darum, wenn dir daran liegt, mit deinem Herrn und Gott regelmäßig zusammenzukommen, so kann es nicht genügen, dies bloß aufs Ungewisse ankommen zu lassen und es davon abhängig zu machen, ob dich gerade ein inneres oder äußeres Bedürfnis dazu treibt. Sondern da mußt du auch bestimmte Zeiten und Stunden festsetzen, die ein für allemal dem Umgang mit deinem Vater im Himmel gewidmet sind. Und diese Zeiten halte ein, namentlich am Anfang und am Schluß des Tages. Bist du etwa einmal in der festgesetzten Stunde nicht in der „Stimmung“

zum Gebet, so sei dir dies ja kein Abhaltungsgrund, sondern im Gegenteil eine um so dringendere Aufforderung zum Gebet, denn je weniger du dich zum Gebet aufgelegt fühlst, desto mehr ist's ein Zeichen, daß du des Gebets recht sehr bedürftig bist.

Auch wenn gerade nichts Besonderes vorliegt, das du zum Gegenstand des Gebets machen möchtest, so darf dir dies kein Abhaltungsgrund sein. Wer das Beten wirklich übt, bei dem wird sicherlich dieser Fall gar niemals eintreten, denn ein solcher wird wohl manchmal zu viel, aber nie zu wenig Stoff haben. Tritt aber der Fall bei dir wirklich einmal ein, so denke nur an die schöne Stufenleiter des Betens, wie wir sie oben besprochen haben, greife aus derselben irgend eine Sprosse heraus, fange z. B. einmal mit dem Danken an, verwandle, um nur auf dies eine aufmerksam zu machen, Luthers Erklärung vom ersten Hauptartikel des Glaubensbekenntnisses in ein Dankgebet, danke dafür, daß Gott dir Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält u. s. w., mach's dann ebenso mit der Erklärung des zweiten und dritten Hauptartikels — fürwahr, es wird dir nie mehr an Stoff fehlen zum Gebet. Vollends nicht, wenn du schon in der Jugendzeit dich gewöhnst, auch im Gebet nicht bloß an dich selber zu denken, sondern mit dem „Unser“ und „Uns“ des Vaterunsers Ernst zu machen und für anderer Anliegen vor Gott einzutreten. Denn zum allgemeinen Priestertum Neuen Testaments gehört nicht bloß, daß es nicht mehr auf einen einzelnen Stand oder gar Stamm, sondern auch, daß es nicht auf ein bestimmtes

Lebensalter beschränkt ist, vielmehr auch der Jugend schon priesterliche Fürbitte für andere zukommt.

Nicht minder energisch als gegen solche innere Abhaltungen wirst du allerdings gegen allerlei äußere Schwierigkeiten deine fest bestimmte Gebetszeit zu verteidigen haben. „Ich habe heute noch keine Zeit zum Beten gefunden," oder: „es ist mir überhaupt nicht möglich, eine Zeit dafür herauszufinden wie früher" — wie manchmal begegnet man solchen Äußerungen, die bald mit aufrichtigem Bedauern, bald mit gleichgültigem Achselzucken gethan werden. Da ist ein junger Handlungsbeflissener, der muß morgens so frühe schon ins Geschäft oder ans Privatstudium, daß ihm für etwas anderes keine Zeit mehr übrig bleibt. Da ist ein Einjährig-Freiwilliger, bei dem, wie er überzeugt ist, ohnehin von „so etwas" nicht die Rede sein kann. Da ist ein künftiger Student, der sich aufs Abiturientenexamen vorbereitet und vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein durch Arbeiten so sehr in Anspruch genommen ist, daß neben dem labora das ora keinen Raum mehr finden will. Nun, lieber Freund, es mag ja wahr sein, daß du sehr viel zu thun hast und kaum zu dir selber kommst. Das ganze gegenwärtige Leben und Treiben bringt das in der Jugend schon so mit sich. Aber ist nicht gerade dieses hastige Treiben des Lebens nur eine um so stärkere Aufforderung, daß man sich, ehe man am Morgen sich in dieses Treiben hineinwirft, und wenn man am Abend mit demselben abschließt, seine kleine Spanne Zeit zu innerer Sammlung und Einkehr nicht rauben lasse? Und sollte es denn wirklich so

unmöglich sein, wenn nur ein ernster Wille vorhanden ist, eine solche kleine Spanne Zeit herauszufinden? Gestehe nur ehrlich, du hast neben all deinem Arbeiten und Rennen und Jagen doch noch Zeit zu diesem oder jenem, was du als Liebhaberei so nebenher betreibst. Nun, ebenso gut kannst du auch, wenn du ernstlich willst, vom Anfang und vom Ende des Tages etwas erübrigen, um dein Herz vor Gott zu sammeln und zu stillen. Man nimmt sich ja doch in aller Arbeitshast wenigstens noch Zeit zum Essen — sollte deinem Geist nicht auch die Rücksicht erwiesen werden, daß ihm Zeit gegönnt wird, in das Element der Ewigkeit sich einzutauchen, aus dem er seine Nahrung zieht? Ein hoher evangelischer Kirchenbeamter kam auf einer Visitationsreise zu einem Geistlichen, der das, was er predigte, nicht so, wie er sollte, seiner Gemeinde vorlebte. Auf die Frage, ob er auch Hausandacht halte, antwortete er verlegen, er finde dazu keine Zeit. „Lieber Bruder," sagte ihm darauf sein kirchlicher Vorgesetzter, „Zeit haben Sie wohl, aber keine Ewigkeit!" — Sorge, lieber Freund, in der Zeit, daß dir die Ewigkeit nicht fehle!

Daß ein Gebetbuch nicht gerade zu den notwendigen Erfordernissen eines christlichen Jugendlebens gehört, kannst du schon aus dem Bisherigen sattsam ersehen. Gebetbücher sind ganz an ihrem Platz, wo es sich etwa darum handelt, daß das, was die betenden Herzen einer kleineren oder größeren Versammlung bewegt, zu einem gemeinsamen Ausdruck gebracht werde. Gebetbücher sind auch gut als Stütze und Stab, wo etwa einer im Gebetsleben seine ersten unsicheren Schritte

und Tritte zu thun anfängt. Aber wie man den Stab und die Stütze gebraucht mit dem Zweck und in der Hoffnung, sie allmählich entbehren zu lernen, also soll es in diesem Fall auch mit den Gebetbüchern sein. Sie sind wohl unter Umständen auch für den, der das Beten gelernt hat, noch eine Wohlthat, wenn je und je aus irgend welchen Gründen seine Seele müde und matt geworden ist, und sein Sinn Gedanken und Worte nicht mehr finden kann. Wiewohl gerade in solchen Fällen fremde Worte und Gedanken oft am wenigsten genügen, und man sich lieber dessen getröstet, daß Gott auch die unausgesprochenen Seufzer im tiefsten Herzensgrunde kennt und weiß. Aber unter keinen Umständen sollst du mit deinem ganzen Beten abhängig sein vom Gebetbuch, sondern vielmehr dich darin üben, ohne fremde Vermittlung mit deinem Gott und Herrn zu reden und deine Anliegen vor ihn zu bringen.

Manche kommen übers Gebetbuch aus dem Grund nicht hinaus, weil sie von dem Wahn nicht los werden, ein Gebet müsse durchaus schöne Worte, geordneten Gedankengang und eine gewisse Vollständigkeit haben. Aber ein Gebet ist keine Kunstrede, und Gott, mit dem du im Gebet redest, ist kein Kunstkritiker, sondern auch das heisere Schreien der Raben ist vor Ihm Gebet, und auch das Jauchzen der unmündigen Kindlein ist vor Ihm Lobgesang. Laß dich darum durch solche äußerliche Rücksichten nicht abhalten, mit deinem Gott und Herrn so zu reden, wie es dir ums Herz ist, in schöner Psalmensprache oder in kindlichem Stammeln, ausführlich oder kurz, vollständig oder unvollständig, in schöner

Ordnung oder auch ein bischen durcheinander — die Hauptsache ist immer wieder, daß du betest, und zwar von Herzen betest, durch alle Stufen des Gebetslebens hindurch, vom Notgebet bis zum anbetenden Lob und Preis hinauf, sowohl innerlich im Herzen, ohne Unterlaß, als auch äußerlich in Worten und Gebärden, zu bestimmten Zeiten. So wird dein Gebetsleben eine heilige Kette sein, die dich immer fester verbindet mit deinem Gott, eine solide Schutzmauer, die dich verwahrt gegen deine gefährlichsten Feinde, ein gutes Flügelpaar, damit du dich hinüberschwingst über so manche Not, so manches Schwere, das andern die geistige Schwungkraft raubt, eine lebendige Quelle echter und nachhaltiger Kraft für den himmlischen wie für den irdischen Beruf.

So ruhend auf dem Grunde des Glaubens und sich vollendend in betender Gottesgemeinschaft, Leib und Geist fördernd und bewahrend, Beruf und Vergnügen, Zeit und Geld recht gebrauchend, und strebend nach wahrhaftiger Ehre, wird dein inneres Leben die rechte Gott und Menschen wohlgefällige Gestalt haben und immer mehr gewinnen. Dann wird aber das richtig fundierte und gut ausgeführte Gebäude deines eigenen Seins und Lebens von selber auch in die richtige Stellung gegen andere einrücken. Wir treten damit an eine zweite Reihe von Tugenden heran, welche als ein schöner Kranz des Jünglings Haupt zieren sollen, nämlich an diejenigen, bei denen es sich nicht mehr in erster Linie um Selbstförderung und Selbstbewahrung, sondern um *Gewinnung und Durchführung der richtigen Stellung zu andern* handelt.

Das allererste aber, was du jedem andern schuldig bist, so gut als du dies für dich selbst in Anspruch nimmst, ist das, daß du ihn achtest. Und so lerne denn nun

11. Achtung vor andern.

Wir meinen hier nicht diejenige Achtung, die wir Höherstehenden, Vorgesetzten schuldig sind; auch nicht diejenige, welche wir unwillkürlich jedem entgegenbringen, der durch irgend welche bedeutende Leistung sich ausgezeichnet hat. Sondern wir reden von derjenigen Achtung, mit der wir jedem zu begegnen haben, er sei wer er wolle und was er wolle; die unabhängig ist von Besitz, Begabung, Stellung, Leistung, und ausschließlich dem Menschen eben deswegen gebührt, weil er ein Mensch ist. Auf was gründet sich diese Achtung, die wir jedermann ohne Ausnahme schuldig sind?

Sie gründet sich für den Christenmenschen zunächst auf das, was jeder Mensch seiner ursprünglichen Natur und Anlage nach ist: geschaffen nach Gottes Bild, vom Schöpfer wunderbar bereitet und herrlich ausgerüstet, mit Geist und Vernunft begabt, zur Gemeinschaft mit dem höchsten Gott bestimmt. Von Gott kommen, Gott angehören, zu Gott zurückkehren, — das ist ja gewiß aller Hochachtung würdig. Wenn wir freilich den Menschen durchschnittlich nehmen, wie er uns entgegentritt, so möchte man versucht sein zu sagen, es sei von dieser Herrlichkeit, die ihn zu einem Gegenstand der Achtung machen soll, nicht mehr viel bei ihm zu sehen. Es fehlt auch nicht an Menschenhassern und Menschenverächtern,

welche ungläubig den Kopf schütteln, wo von Menschenwürde und der ihr gebührenden Achtung die Rede ist. „Gottes Ebenbild? Ja, ein Nachkomme des Gorilla. Vernunft, Begabung? Mag sein, aber was thut er mit seiner Vernunft? Mordwerkzeuge erfinden, raffinierte Verbrechen ersinnen, Bosheit und Hinterlist anrichten. Je genauer man die Menschen und ihre Geschichte kennt, desto mehr tritt an die Stelle der Menschenachtung die Menschenverachtung. Alles Lug und Trug, alles Selbstsucht, Schadenfreude, Niederträchtigkeit, Gemeinheit. So niederträchtig ist der Mensch, daß beim Unglück seines besten Freundes sich etwas wie Schadenfreude in ihm regt, daß er jedenfalls irgendwo in einem verborgenen Winkel seines Herzens eine gewisse Befriedigung darüber empfindet."

So hat schon mancher geredet und hat die Menschheit aufgegeben, und frisch darauf los verachtet, ausgenommen natürlich das eigene Ich, dem die tiefste Achtung niemals versagt wurde. Freilich in jungen Jahren wird einer nicht leicht zu solcher Menschenverachtung kommen. Es wäre auch über die Maßen traurig, zehnmal trauriger, als wenn ein alter Grämling auf solche Gedanken verfällt. Aber eine sehr ernste Wahrheit liegt immerhin jenen Reden der Menschenverächter zu Grunde. Immer und immer wieder stoßen wir darauf, daß mit der ursprünglich so herrlichen Menschennatur eine Verschlechterung vor sich gegangen ist, nicht bloß auf der Oberfläche, sondern tief hinein bis ins Herz, bis ins Mark. Es genügt nicht, solchen Menschenverächtern gegenüber darauf hinzuweisen, wie manches Gute denn doch noch in der Menschennatur übrig sei, wie viele edle

Menschen es stets auf der Welt gegeben habe und noch fortwährend gebe. Denn es wird ihnen nicht schwer werden, auch an dem sogenannten Guten, das die Menschennatur noch an sich hat, allerlei Flecken und Runzeln aufzuzeigen, manches davon geradezu wieder auf selbstsüchtige Beweggründe zurückzuführen, jedenfalls aber nachzuweisen, wie nach den lobenswertesten Handlungen sogleich die liebe Eitelkeit und Selbstgefälligkeit auftaucht und den Duft von der guten That abstreift. Heinrich Heine hatte eine gewisse dämonische Freude daran, manche seiner schönsten, ergreifendsten Gedichte ganz unerwartet in einen cynischen, frivolen, schmutzigen Schluß auslaufen zu lassen, der den Eindruck des Ganzen total zerstört. So ist es auch häufig bei guten Thaten des Menschen. Sie fangen prächtig an, kommen sogar ganz mustergültig bis zum Schluß, da plötzlich kommt doch noch das werte Ich, die Selbstsucht und Selbstgefälligkeit, und macht mit einem häßlichen Flecken nach gutem Anfang und Fortgang einen schlimmen Ausgang. Was aber die vielen edlen Menschen anbelangt, so wird der Menschenverächter sagen, er sehe nicht viele, und die wenigen, von denen er wisse, habe er am hellen Tage mit der Laterne suchen müssen. Das seien Ausnahmen, durch welche das verachtende Urteil über die Menschheit im allgemeinen ebenso wenig umgestoßen werden könne, wie die notorische Falschheit der Katzen dadurch, daß auch schon dann und wann einmal Exemplare aufgetaucht seien, welche weniger falsch waren. Und urteilt nicht das göttliche Wort, wenn auch würdiger und ernster in der Form, ganz ähnlich über die Menschheit im ganzen?

„Sie sind allesamt abgewichen, allesamt untüchtig, da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer.“

Was folgt daraus? Daß die Menschenverachtung recht und gut und wohl begründet sei? Gewiß nicht; wohl aber das folgt daraus, daß die Achtung, die wir dem Menschen eben als Menschen entgegenbringen, auf Dingen beruht, welche nicht auf der Oberfläche liegen, sondern in erster Linie Sache des Glaubens sind. Weil der Mensch ursprünglich geschaffen ist nach Gottes Bild, so bleibt der Glaube dabei, daß ein solches Gottesbild nicht einfach ausgelöscht werden kann, wie eine Schülerschrift auf der Schiefertafel mit dem Schwamm ausgelöscht wird, sondern daß, wenn auch verkümmert und verschüttet, doch noch Reste dieses Gottesbildes in jedem Herzen vorhanden sein müssen. Daß du aber ein Recht hast, an solche Reste zu glauben, die selbst unter dem schmutzigsten Schlamm der Sünde sich forterhalten wie der Wert eines Goldstücks, das im Schmutz verloren gegangen und von Schmutz bedeckt ist, dafür hast du eine Bürgschaft in dem Walten Gottes selbst, der ja die sündige Menschheit auch nicht aufgegeben, sondern von Anfang an Veranstaltungen zu ihrer Errettung getroffen hat. Mit andern Worten: Eines Christen Achtung vor seinem Nächsten ruht nächst der Schöpfung nach Gottes Bild wesentlich auch auf der Thatsache der Erlösung durch Christus. Daran erinnert derselbe Paulus, der die ganze Menschheit unter das Urteil der Untüchtigkeit gestellt hat: „Lieber, verachte den nicht, um welches willen Christus gestorben ist.“ Die Erlösung geht nicht bloß auf die Gesamtheit als solche, sondern auf jeden

einzelnen. Jede einzelne Menschenseele ist so teuer geachtet vor Gott, daß die ganze Welt ihr an Wert nicht gleichkommt. Für jeden einzelnen ist Christus Mensch geworden und gestorben. Jeder einzelne ist in seinem Menschsein dadurch geadelt, daß der Sohn Gottes die menschliche Natur angenommen hat. Jeder einzelne, er mag so schlecht und so verkommen sein als er will, ist berufen zu einer Herrlichkeit, gegenüber von welcher das Herrlichste und Edelste, was die Erde bietet, in nichts verschwindet. Jeder einzelne ist berufen, als Kronenträger in des Vaters Reich zu leuchten wie die Sonne, so übel auch Sünde und Laster ihn augenblicklich zugerichtet haben mag. Der im Jahre 1854 verstorbene Antistes Spleiß in Schaffhausen redete einst über die Herrlichkeit der Christen. Da saß ein Knabe neben ihm, der sonst ein schläfriger und verkommener Bursche war, den packte er am Arm, schüttelte ihn tüchtig und sagte: „Der Hans Adam da, der Kühbub, soll ein König und Priester werden; bedenk's einmal recht und wach auf, sonst wird's ein anderer statt dir!“ Das ist eben das Große an der christlichen Anschauung vom Menschen: sie hebt sein Sündenverderben schonungslos hervor, aber sie adelt ihn auch wieder aufs höchste durch die göttliche Gnade und Liebe, deren Gegenstand er ist. Und wenn man den, der von jedem Menschen gern das Beste denkt, als Optimisten, und den, der gern die schlechten Seiten der Menschennatur hervorhebt, als Pessimisten zu bezeichnen pflegt, so kann man sagen: die christliche Auffassung vom Wert des einzelnen Menschen vereinigt beides in wundervoller Weise: sie ist pessimistisch, denn sie traut der

menschlichen Sünde alles, auch das Schlimmste zu; sie ist aber auch optimistisch, denn sie traut der göttlichen Gnade und Liebe viel mehr Gutes zu, als die Sünde jemals Schlimmes wirken kann.

Also der Wert, den kraft der Schöpfung und kraft der Erlösung jede Menschenseele, jede menschliche Persönlichkeit vor Gott hat, — das ist die Grundlage der Achtung, welche wir dem Menschen als Menschen schuldig sind. Wir dürfen dabei nicht bloß an das denken und auf das sehen, was er jetzt ist, sondern auch auf das, was er noch werden kann durch die Kraft der Erlösung. Deswegen ist's auch nicht recht, zu irgend einem Menschen zu sagen: „Ich verachte dich." Das hieße ja mit andern Worten: ich erkenne an dir nichts mehr an, was irgend meiner Achtung würdig wäre. Und doch ist in jedem, selbst im gesunkensten Menschen noch etwas, ein Anknüpfungspunkt fürs Bessere, eine Erinnerung an etwas Höheres, ein Lichtstrahl aus Gottes Licht, was unsrer Achtung würdig ist. Ein einziger Seufzer des versunkensten, in der Gemeinheit fast untergegangenen Menschen, ein Seufzer aufdämmernder Erkenntnis von seiner Versunkenheit, ein Seufzer aufsteigender Ahnung von etwas Besserem, wozu er gelangen könnte, hebt ihn weit, weit hinaus über alle unvernünftige Kreatur, macht ihn der Achtung seiner Mitmenschen würdig. Du kannst wohl sagen: ich verachte eine solche Handlungsweise, sie ist mir ein Gegenstand des Ekels, der Entrüstung, aber du hast kein Recht, die Person zu verachten. Gott verachtet ihn ja auch nicht, sonst würde er nicht über ihn regnen und seine Sonne scheinen lassen.

Darum bist du auch schuldig, an deinem Nächsten, sei er nun gut oder bös, alles das zu achten, was an ihm aus Gottes Hand hervorgegangen ist. Achte sein Leibesleben, störe und schädige es nicht, bring es nicht mutwillig in Gefahr. Achte noch mehr seine Seele als eine aus Gottes Odem hervorgegangene, durch Christum erkaufte, zur Herrlichkeit berufene. Schädige sie nicht durch böses Beispiel, das du ihm vielleicht unabsichtlich giebst, noch weniger durch die absichtliche teuflische Verführung, durch bewußtes Ärgernis. Denn sonst wäre dir besser, daß ein Mühlstein an deinen Hals gehänget würde und du ersäufet würdest im Meer, da es am tiefsten ist. Verführung ist ein Diebstahl, ja ein Mord, unter den erschwerendsten Umständen ausgeführt an einem kostbaren, durch dreifaches Eigentumsrecht Gott zugehörigen Leben. Sie ist schlimmer als die mutwillige Zerstörung des kostbarsten Kunstwerks, denn kein Kunstwerk reicht auch nur von ferne an den Wert einer Menschenseele. Wir stehen hier an einem Punkt, der namentlich für das Zusammensein jüngerer und älterer Jünglinge von großer Wichtigkeit ist. Überall, wo junge Leute verschiedenen Alters beisammen sind, in Geschäftslokalen, in Kasernen, in Schulen, in Anstalten, üben ganz von selbst die älteren einen gewissen Einfluß auf die jüngeren aus. Die jüngeren, auch wenn sie es sich und andern gar nicht eingestehen wollen, sehen auf die älteren und sind geneigt, nachzuahmen was sie an diesen wahrnehmen. Es liegt darin für die älteren eine schwere und ernste Verantwortung. Da gilt es bedenken, daß es sich um Menschenseelen handelt, für welche das

kleinste böse Beispiel, die unbedeutendste Verführung geradezu verderblich werden kann. Mancher meint es gerade nicht böse, wenn er einen Jüngeren zu etwas Schlimmem anweist; er thut es mehr aus Übermut und Unbesonnenheit. Aber die Folgen werden doch böse, und die bittern Früchte bleiben nicht aus; die Versuchung ist im Gang, der böse Funke hat gezündet, der Giftstoff ist in die Seele eingedrungen — wer will ihn wieder herausholen? Wer will den Lauf des Verderbens aufhalten?

Es ist ein für Verführer schreckliches Wort, das Joh. Heermann, der bekannte evangelische Liederdichter aus dem dreißigjährigen Krieg, einst nach Breslau an seinen verführten Sohn schrieb: „Sobald Gott meine Seele abfordert, will ich vor Gottes Stuhl niederfallen und sie, deine Verführer, innerhalb Jahresfrist vor sein Gericht fordern, und solltest du nicht umkehren, dich zugleich mit: da sollt ihr Gott und mir antworten." Der verführte Sohn wurde dadurch im Gewissen getroffen und kehrte um; aber auf den Verführern blieb nichtsdestoweniger die schwere Verantwortung liegen. Und Ludwig Richter, der Maler, an den wir schon mehrmals in diesen Blättern erinnert haben, erzählt in den von ihm aufgezeichneten Erinnerungen aus seinem Leben, wie furchtbar es ihm einmal durch die Seele ging, als ein Besucher seines Vaters vor den Ohren des Knaben eine häßliche frivole Bemerkung über eine Scene aus der biblischen Geschichte machte. „Wie ein Blitz," so erzählt Richter, „schlugen die Lästerworte in meine Seele. Es war mir, als bräche der ganze Himmel zusammen, und als bedeckten seine Splitter und Scherben

die schöne grüne Erde, und nun könne gar nichts mehr aufblühen und gedeihen. Ich hatte das Gefühl, daß mir etwas Unentbehrliches genommen worden war, das durch nichts anderes ersetzt werden konnte." Erst nach langen Jahren des Irrens und Missens fand Richter wieder, was ihm in jener Stunde durch das Ärgernis, welches ein Älterer ihm gegeben, verloren gegangen war: den festen, entschiedenen Glauben.

Hab Achtung vor der Seele des anderen, aber habe auch Achtung vor seinem Gewissen und seiner Gewissensüberzeugung. Wenn du selber dir ein Vergnügen Gewissens halber ruhig erlaubst, ein anderer aber glaubt Gewissens halber sich dessen enthalten zu müssen, so laß ihn in Ruhe. Prüfe lieber dich selbst, ob die Gründe, aus denen du es dir erlaubst, auch wirklich stichhaltig seien, und ob nicht umgekehrt die Rücksichten, welche ihm das Mitthun verbieten, auch für dich maßgebend sein könnten. Es ist eine häßliche Intoleranz, einen Altersgenossen, der aus Gründen des Gewissens sich beispielshalber des Theaterbesuchs und ähnlicher Dinge enthält, darum anzusehen, ihm zuzusetzen, ihm seine Überzeugung zu entleiden zu suchen und in dieser Absicht wohl gar zu allerlei wohlfeilem Spott seine Zuflucht zu nehmen. Gerade solche, welche sonst Freiheit, Toleranz u. dgl. fortwährend im Munde führen, sind oft den Gewissen anderer gegenüber die ärgsten Tyrannen. Aber auch umgekehrt: Wenn du selbst Gewissens halber etwas nicht mitmachst, irgend ein Vergnügen dir versagst, ein anderer aber genießt es mit gutem Gewissen und fröhlichem Herzen, weil es nicht an sich selbst böse ist, sondern

nur durch falschen Gebrauch böse und schädlich werden kann, so sollst du auch in diesem Fall sein Gewissen und seine Gewissensüberzeugung achten und dich hüten, daß du ihn nicht darum richtest oder verdammest. Gott hat allerlei Arten, die Leute zu erziehen. Die einen hält er kurz am Zügel und verstattet ihnen nur ein geringes Maß von dem, was man gewöhnlich Freuden und Freiheiten nennt, den anderen läßt er weiteren Spielraum und gestattet ihnen dieses und jenes, ohne sie doch damit aus seiner Zucht entlaufen zu lassen.

Besonders häufig wird im gegenseitigen Verkehr der Jugend die Achtung, die man dem Menschen schuldig ist, verletzt durch allerlei Scheltwörter, mit denen man sich gegenseitig bedient, und in welchen womöglich einer den andern zu überbieten sucht. Manchmal teilt man sie in aller Freundschaft und Gemütlichkeit aus, manchmal wenigstens so, daß man nichts so besonders Böses damit beabsichtigt, und es nicht so meint, als sollte das betreffende Scheltwort seinem ganzen Inhalt und Umfang nach auf denjenigen angewendet werden, dem man es zuwirft. In diesem Fall pflegt man nachher zu sagen, es sei nicht ernst gemeint gewesen. Aber daß auch in diesen scheinbar unschuldigen Fällen die Scheltwörter eben doch eine gefährliche Sache, eine Verletzung der Achtung sind, die man den andern schuldig ist, sieht man am besten an den üblen Folgen, die auch der scherzweise Gebrauch derselben jezuweilen hat, an der überraschenden Leichtigkeit, mit welcher der Scherz in Ernst, die Komödie in Tragödie übergeht. In der Bergpredigt sind die Scheltwörter unter die Sünden

gegen das fünfte Gebot verwiesen und ist das Narrsagen als eine Art des Tötens bezeichnet, dadurch man sich des höllischen Feuers schuldig mache. Es wird durch solche Reden einer menschlichen Persönlichkeit ihr Menschenwert abgesprochen, es wird etwas, was Gott geadelt und hoch gewertet hat, in den Staub und Schmutz herabgezogen, es wird ein Gottesbild in ein Narrenbild, ja in ein unvernünftiges oder unreines Tierbild verwandelt.

Der allgemeinste Ausdruck, den wir unsrer Achtung vor dem Nächsten geben, ist die Höflichkeit. Sie ist durchaus nicht etwas Gleichgültiges, sondern sie ist die ganz einfache Anerkennung des Wertes, den ein Mensch eben als Mensch in unsern Augen hat. Ihre Formen mögen wechseln im Lauf der Zeit, sie mögen verschieden sein bei verschiedenen Völkern, unter verschiedenen Himmelsstrichen und auf verschiedenen Kulturstufen; aber einen allgemeinen Ausdruck der Anerkennung, die wir dem Menschen als solchem entgegenbringen, finden wir überall. Der Indianer oder Kaffer hält so gut auf Höflichkeit wie der Europäer, der Bauer so gut wie der feingebildete Salonmensch in der Stadt. Auch die Könige haben ihre Weise der Höflichkeit, denn „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige.“ Indem du einem Unbekannten höflich entgegenkommst, erklärst du ihm gleichsam: ich kenne dich noch nicht, ich weiß noch nichts von dir, aber als Mensch bist du mir von vornherein achtungswert. Es handelt sich also bei der Höflichkeit durchaus nicht etwa bloß um ein paar gleichgültige Formen, über die man sich ebenso gut hinwegsetzen könnte, sondern sie ist eine sittliche Pflicht. Unhöflichkeit ist eben deshalb nicht bloß

ein ästhetischer, sondern ein sittlicher Mangel, ein Charakter-fehler, und wird in der Welt auch demgemäß beurteilt. Die schönsten Gaben, die besten Kenntnisse, ja sogar wirklich gute Charakter-Eigenschaften, welche einer besitzt, sind oft nicht im stande, einem jungen Menschen den Weg durchs Leben zu bahnen, wenn er sich dabei unhöflich und ungehobelt zeigt. Umgekehrt hat schon manchmal ein freundliches, höfliches, zuvorkommendes Benehmen dazu gedient, nicht unbedeutende Lücken in Begabung und Kenntnissen zuzudecken und Thüren aufzuthun, die fürs weitere Fortkommen von entscheidender Bedeutung waren.

Solche Höflichkeit bietet neben dem, daß sie ein allgemeiner Beweis der Achtung ist, überdies noch demjenigen, der sie übt, eine gesicherte Stellung gegenüber von andern. Man nötigt durch höfliches Auftreten denjenigen, mit dem man zu thun hat, ebenfalls zur Höflichkeit, was unter Umständen ein sehr großer Vorteil ist und etwaigen unangenehmen Auseinandersetzungen gleich von vornherein ein gut Teil ihrer Herbigkeit und Schärfe benimmt. Man verständigt sich doch jedenfalls eher, wenn man höflich mit einander verkehrt, als wenn man gleich von vornherein mit Geschrei und Grobheiten beginnt. Unter Umständen kann höfliches Entgegenkommen sogar zur Brücke werden, welche allmählich ein genaueres gegenseitiges Bekanntwerden, einen innigeren Verkehr, ja geradezu eine für beide Teile wertvolle und segensreiche Freundschaft vermittelt. In erdichteten „Geschichten“ kommt wohl hie und da auch der Fall vor, daß dauernde Herzensfreundschaften mit großer Grobheit anfangen und die Herzen in kräftigem Schimpfen erstmals

gegen einander aufgehen. Aber in der Wirklichkeit verhält sich die Sache doch anders. Mit Harpunen, welche ins Fleisch fahren und Wunden reißen, fängt man Walfische, aber für gewöhnlich keine Freunde. Willst du jedoch mit jemand, den du zufällig kennen lernst, in keine nähere Verbindung treten, weil dir eine solche durchaus nicht wünschenswert scheint, so wirst du auch hiefür an der Höflichkeit eine schätzenswerte Hilfe haben. Wie sie eine Brücke werden kann von Person zu Person, so dient sie, wenn es not thut, auch vortrefflich als Mauer und Scheidewand, um gefährliche und dabei zudringliche Leute in angemessener Entfernung zu halten. Sie unterscheidet sich auch in dieser Hinsicht sehr zu ihrem Vorteil von der Grobheit. In der Grobheit liegt immer eine Art Herausforderung, sie giebt demjenigen, gegen den sie sich richtet, ein gewisses Recht zur Erwiderung; gemessene Höflichkeit dagegen läßt keine derartige Erwiderung zu, sondern zieht einfach eine Grenzlinie zwischen dem einen und dem andern, die nicht so leicht zu überschreiten sein wird. So hast du, indem du dem Nächsten die Ehre, die Achtung erweisest, welche ihm gebührt, eben darin zugleich eine Waffe, dir selber diejenige Achtung zu verschaffen, welche notwendig ist, wenn man in der Jugend oder im Alter mit den Gaben, die man empfangen hat, andern wirksam dienen und etwas in der Welt ausrichten will.

Unzertrennlich von der Achtung gegen den Nächsten ist nun aber eine Tugend, welche je mehr gegen sie gesündigt wird, desto mehr an diesem Orte besprochen werden muß, nämlich

12. Die Wahrhaftigkeit.

Wahrhaftigkeit ist eine Pflicht der Achtung gegen den Nächsten. Alles Belügen drückt eine Geringschätzung des andern aus. Wahrhaftigkeit ist ferner eine Pflicht der Liebe, denn sie ist eine Grundbedingung aller Gemeinschaft, und durch Lüge wird aller Gemeinschaft der Lebensnerv durchschnitten. Wir sollen die Wahrheit reden, „weil wir unter einander Glieder sind," und ohne sie die christliche Gemeinschaft so wenig als irgend eine andere bestehen kann. Wahrhaftigkeit ist auch eine Pflicht des Vertrauens, denn wen ich belüge, dessen Vertrauen mißbrauche ich in schändlicher Weise. Wahrhaftigkeit ist weiter eine Pflicht der einfachen Gottesfurcht, denn wer lügt, der verdreht das was ist, lehnt sich dadurch auf gegen Gottes Ordnung und setzt eine andere, verkehrte Ordnung dafür ein. Lüge zerstört, soviel an ihr ist, die Welt des Seins und setzt eine Welt des Scheins an ihre Stelle. Lüge ist darum Empörung gegen Gott, Revolution gegen Gottes Ordnung. Der Teufel ist der Ur-Lügner, weil er der Ur-Empörer gegen Gott ist, und der Lüge ist die Signatur teuflischen Ursprungs ganz besonders deutlich aufgeprägt, weil sie gegen Gott sich auflehnt, ehrliches und offenes Vertrauen schnöde mißbraucht und das Band der Gemeinschaft unter den Menschen lockert, ja völlig löst. Sie haut nach allen Seiten, nach oben und unten, nach rechts und links, zerstört die heiligsten Bande, vergiftet die innigsten Beziehungen.

Der Lügner verunehrt aber nicht bloß Gott, nicht

bloß den Nächsten, sondern auch sich selbst, und darin liegt die Gemeinheit der Lüge. Sie ist deshalb nicht bloß ein Fehler, eine Sünde, sondern ein schändliches Laster. Denn darin liegt ja der Unterschied zwischen Sünde und Laster, daß das letztere zugleich den schändet, der ihm fröhnt; es ist nicht bloß böse, sondern auch häßlich, abscheulich, ekelhaft. Die meisten Fehler lassen sich doch sonst in gewissem Sinn als übertriebene Tugenden ansehen: Geiz als übergroße Sparsamkeit, Verschwendung als übergroße Freigebigkeit, Ehrgeiz als übergroße Ehrliebe. Aber etliche wenige sind, denen man keine solche Kehrseite geben kann, und zu diesen wenigen gehört die Lüge. Sie schändet den Menschen, weil sie ihn zum Verkehr mit andern unfähig und ihres Vertrauens unwürdig macht; weil in ihr eines der edelsten und geistigsten Vorrechte des Menschen, die Sprache, verzerrt, mißbraucht, in den Staub gezogen wird. Denn Gott hat die Sprache gegeben, damit einer dem andern könne sein Inneres, sein Herz mitteilen, und damit durch sie ein geistiges Band geschlungen werde von Mensch zu Mensch. Und gerade unsere deutsche Sprache ist von allen, die sie kennen und lieben, von jeher als eine solche bezeichnet worden, welche ganz besonders auf Wahrheit, auf ehrliche, getreue Mitteilung angelegt sei, und mittelst deren man, wie in keiner andern, sein innerstes Herz sagen, seine tiefste Empfindung kundgeben könne. Kein deutscher Mann hat das infame Wort erfunden, daß die Sprache dazu gegeben sei, die Gedanken zu verhüllen. Darum begeht ein Deutscher, der seine Sprache zur Lüge mißbraucht, eine besonders schwere Sünde, einen

Verrat an einem Kleinod seines Volkes. Denn der Lügner gebraucht die Sprache gerade dazu, sein Inneres zu verhüllen und den andern über seine Gedanken zu täuschen; was als geistiges Band dienen soll, das macht der Lügner zu einer Schranke, zu einer Binde vor des Nächsten Augen und zu einem Fallstrick vor seinen Füßen.

Zu unsrer Väter Zeit erzählte man von einem Vater, der drei ungeratene Söhne hatte: einen Dieb, einen Säufer und einen Lügner. Das machte ihm großen Kummer. Er klagte seine Not einem Edelmann, der nahm die Dreie zu sich und sprach bei sich selbst: „Wenn man die Katze auf den Käse bindet, so frißt sie ihn nicht.“ Demgemäß setzte er den Säufer über seinen Weinkeller und den Dieb über seine Kassen, und richtig wurden beide ihrer alten Gewohnheiten überdrüssig, und glücklich wieder zurecht gebracht. Nur der Lügner war zu nichts zu gebrauchen, denn er ging ohne Nutzen, bloß des Vergnügens wegen mit lauter Unwahrheiten um, hetzte das Haus durcheinander, schädigte seines Herrn guten Namen, wußte aber immer, wenn es darauf ankam, die Schuld auf andere zu schieben. Da sandte ihn der Edle endlich seinem Vater heim und ließ ihm sagen: „Der Säufer und der Dieb sind mit Gottes Hilfe rechtschaffene Männer geworden, aber an dem Lügner ist Hopfen und Malz verloren, der wird des Teufels Livree bis an sein Ende tragen.“

Ich möchte für die Kur, welche der Edelmann mit dem Säufer und dem Dieb anfing, die Verantwortung nicht gerade übernehmen, denn unsre Väter hatten auch ein anderes gutes Sprichwort, das lautete: „Wer den

Bock zum Gärtner setzt, und Hunden Bratwurst zu hüten giebt, der mag nicht wohl witzig sein.“ Aber daß es um die Lüge ein verzweifelt böses Laster ist, dem fast nicht beizukommen ist, daß sie sich fester einnistet als irgend eine andere Unart, und daß sie den Menschen schlechterdings untauglich macht zu einem ehrlichen Beruf — darin hat die eben erzählte Anekdote unsrer Alten dennoch recht. Man kann einen Lügner nirgends brauchen, nicht als Geschäftsmann, nicht als Beamten, nicht an der Kasse und nicht für die Korrespondenz, nicht beim Militär und auf keinem Lehrstuhl. Früher wäre einem entschiedenen Lügentalent etwa noch die diplomatische Laufbahn offen gestanden, zu einer Zeit, da der Franzose Talleyrand das vorhin erwähnte berüchtigte Wort aussprach: „Die Sprache hat die Aufgabe, die Gedanken nicht zu enthüllen, sondern zu verbergen.“ Dafür hat ihn denn auch der alte ehrliche Blücher eingeladen, sich auf die Brücke von Jena zu setzen, ehe er sie in die Luft sprenge. Aber neuerdings sind auch in diesem Stand die Aussichten für den Lügner schlechter geworden, seitdem unser deutscher Reichskanzler die ungenierteste Offenheit auch in die Diplomatensprache wieder eingeführt und damit eine echt deutsche That gethan hat.

Doch, was brauche ich dir viel darüber zu sagen, wie schändlich die Lüge sei! Du bist ja nebst allen deinen Altersgenossen, soweit sie noch auf Ehre und Reputation halten, so vollständig von der Gemeinheit des Lügens überzeugt, daß ihr alle mit einander den Vorwurf eines Lügners als eine der schwersten Ehrenkränkungen ansehet und demjenigen, der systematisch mit Lügen umgeht,

das Prädikat eines ehrlichen und ordentlichen Burschen absprechet. Und wenn's nicht gerade immer eine streng sittliche Entrüstung ist, welche ihr einer Lüge gegenüber empfindet, so ist's doch wenigstens eine, wenn ich so sagen darf, ästhetische, hervorgehend aus dem Gefühl der Gemeinheit, des Unnobeln, was einer solchen Lüge zu Grunde liegt. Aber um so mehr liegt es mir an, über etliche Ausnahmen zu reden, welche ihr entweder in ausdrücklicher Verwahrung oder in stillschweigender Praxis zu statuieren pfleget, wenn von der sittlichen und ästhetischen Verwerflichkeit des Lügens die Rede ist.

Zum Exempel: In einem Geschäft ist etwas vorgekommen, was für den, der es ausgeführt hat, voraussichtlich nicht ganz angenehme Folgen haben wird. „Wer hat es gethan?" fragt der Prinzipal. Keine Antwort. „Der, welcher es gethan hat, soll kommen und es sagen." Keiner kommt. „Wenn der Thäter nicht herauszubringen ist, so werden alle dafür verantwortlich gemacht und haben die Folgen zu tragen." Alles still, keine Stimme noch Antwort. So geschieht's denn, daß für etwas, was ein einzelner gethan hat, alle andern mitbüßen müssen. Der Thäter aber, der seinen Namen nicht genannt hat, fühlt dabei gar keine besonderen Gewissensbisse, ja er ist im stande, entrüstet aufzubegehren, wenn man ihn etwa nachher, nachdem seine Urheberschaft auf andere Weise offenbar geworden ist, der Lüge beschuldigt. Und doch hat er gelogen, denn sein Schweigen hat im Zusammenhang mit der vorher gestellten Frage eine Stimme, und die Stimme lautete: „Ich hab's nicht gethan." Zur Lüge aber hat er noch eine zweite unedle Handlung

gefügt, indem er durch sein Schweigen andere in die unangenenehmen Folgen seiner Handlung mit verwickelte. Seltsame Verirrung des Ehrgefühls! Aufstehen und seinen Namen nennen und die Folgen seiner That tragen — dagegen sträubt sich sein Stolz. Aber andere, Unschuldige mit in den Verdacht der Thäterschaft und in ihre Folgen hereinziehen und sie auf lange hinein um seinetwillen in übles Licht bringen — dagegen sträubt sich sein Ehrgefühl nicht im mindesten.

Überhaupt ist es ein seltsamer Wahn, dem man aber oft genug begegnet, daß man Höheren, Vorgesetzten gegenüber durchaus nicht dieselbe Pflicht der Wahrhaftigkeit habe, wie gegenüber von Seinesgleichen. Derselbe Jüngling, der sich aufs tiefste beleidigt fühlt, wenn er von einem Kollegen, einem Altersgenossen, belogen wird, ja nicht bloß wenn er selbst der leidende Teil ist, sondern auch wenn er sonst etwas Derartiges hört — derselbe betrachtet es gewissermaßen als eine berechtigte Notwehr, Vorgesetzten und Lehrern, wenn diese im Interesse der Ordnung und der guten Sitte der Wahrheit auf den Grund zu kommen suchen, die Wahrheit vorzuenthalten. Ganz ähnlich, wie Geschäfts- und andere Leute, die sonst streng auf Ehrlichkeit und Reputation halten, plötzlich ein merkwürdig weites Gewissen bekommen, wo es sich um eine Zahlungspflicht gegen den Staat handelt, z. B. um Angabe ihres Einkommens behufs der Besteurung. Sie betrachten in diesem Fall den Staat gerade wie einen Gegner, der darauf aus ist, ihnen zu rauben, was doch ihnen gehört, welchem gegenüber man sich also im Zustand der Selbstverteidigung befindet und das Recht hat,

jeden möglichen Vorteil zu gebrauchen. Ja nicht bloß einzelne erlauben sich in solchen Fällen ihren Vorgesetzten die Wahrheit vorzuenthalten, sondern es treten sogar mehrere zusammen und verabreden, was gemeinsam ausgesagt werden soll. Sind nun das etwa junge Leute von unedler Gesinnung? Sind es Lügner? Gott bewahre! wehe dem, der so etwas sagen wollte! Nein, es sind lauter ordentliche, ihrer eigenen Überzeugung nach ehrliebende, wahrheitsliebende Leute. Sie haben bei ihrem Verfahren so wenig ein Gefühl, etwas Unedles zu thun, wie der Soldat, wenn er im Krieg zu einer Kriegslist seine Zuflucht nimmt. Aber, lieber Freund, wenn du dich gegenüber von Ordnung und guter Sitte im Stand der Notwehr, des Kriegs, befindest, so ist das schon ein übles Zeichen, denn es beweist, daß du auf seiten der Unordnung und Unsitte stehst. Und ist denn eine Lüge nach oben etwas anderes als eine Lüge gegen gleich und gleich? Ich wüßte keinen Unterschied. Was dir als Gemeinheit erscheint gegenüber von einem Altersgenossen, das ist's wahrhaftig nicht weniger gegenüber von einem Vorgesetzten, gerade wie das Gesetz den, der seine Steuer unterschlägt, ebenso als einen Betrüger straft, wie den, der in einem Privatgeschäft sich Unredlichkeiten zu schulden kommen läßt.

Freilich selbst im gegenseitigen Verkehr der Altersgenossen gilt Wahrhaftigkeit nicht immer als unbedingte Pflicht. Es wird hier ein Unterschied gemacht. Lügen, um einen materiellen Vorteil gegenüber von andern zu gewinnen, ja das ist natürlich eine Gemeinheit. Aber lügen „zum Spaß,“ einem andern einen Bären aufbinden,

und dann, wenn er aufgesessen ist, ihn gehörig auslachen, daran ist nichts Böses, im Gegenteil, es ist eine angenehme Unterhaltung. Nun, mag sein, daß es dabei manches zu lachen giebt. Aber gesetzt, derjenige, den man so belügt, sei ein Jüngerer, ein Neuling, ein Unerfahrener, was ist denn für ein Witz, was für eine Kunst, was für eine Freude dabei, einem solchen etwas weiß zu machen, zumal etwas, das an und für sich ganz gut möglich wäre? Und wenn es vollends ein geistig Schwacher ist, dem ihr etwas aufbindet, was allerdings der Begabtere leicht als eine Täuschung durchschaut, was ist für Witz und Kunst dabei, mit der Schwachheit eines solchen armen Tropfen sein Spiel zu treiben? Und werden solche Leute, seien sie nun überhaupt schwach am Geist, oder wenigstens auf dem Boden, auf dem sie jetzt mit euch stehen, unerfahrene Neulinge, werden sie durch solche Täuschungen, die man ihnen mutwillig bereitet, nicht von vornherein gar leicht entweder eingeschüchtert oder abgestoßen, ja selbst verbittert werden? Riskieret ihr nicht durch solches Verhalten, daß ihr einen Menschen, der euch mit kindlichem und unbefangenem Vertrauen entgegen kommt, ein für allemal vor den Kopf stoßet, ohne sein Vertrauen je wieder ganz gewinnen zu können? Mich dauert jeder in der Seele, der so mit frischem, unbefangenem Kinderauge in einen Kreis eintritt und jedermann das Beste zutraut und nun plötzlich erkennen muß, daß man sein Vertrauen täuscht, und daß es viel besser ist, sich mißtrauisch vor den Menschen in acht zu nehmen, als vertrauensvoll ihnen entgegen zu kommen.

Es ist doch immer eine unwürdige Stellung, die man einem Menschen anweist, wenn man ihn bloß als Mittel zum Zweck der eigenen Belustigung betrachtet und verwendet. Wir haben unter keinen Umständen ein Recht dazu, unsern Nächsten bloß als Mittel für unsre Zwecke anzusehen, seien's nun Zwecke des materiellen Nutzens oder der angenehmen Belustigung. Von einem Helden der alten griechischen Geschichte wird uns rühmend berichtet, daß er nicht einmal im Scherz gelogen habe. Sollte unter Christen die Wahrheit minder hoch gehalten werden? — Etwas anderes ist freilich die dichterisch freie Gestaltung eines gegebenen Stoffs, die poetische Erfindung von Begebenheiten, mittelst deren das Leben und das Menschenherz gezeichnet werden soll. Da kann etwas wahr sein, auch ohne daß es wirklich so geschehen ist, d. h. die in der Erzählung niedergelegte Schilderung von Menschenherz und Menschenleben kann vollkommen zutreffend sein, auch wenn die Form eine frei erfundene ist. In diesem Fall ist es ganz unwesentlich, ob die Geschichte sich gerade so zugetragen hat, wie sie geschrieben steht, oder nicht. Aber um solche dichterische Erfindung und Gestaltung handelt es sich hier für uns nicht, sondern um den alltäglichen gegenseitigen Verkehr, in welchem jeder muß voraussetzen können, daß das, was der andere ihm sagt, der Wirklichkeit entspreche.

In allem Ernst aber werden nun nicht bloß von jungen und leichtlebigen, sondern auch von gesetzten, ernsten und würdigen Männern zwei Arten der Lüge verteidigt, nämlich die sogenannte **Notlüge** und die **Höflichkeitslüge**. Zwei seltsame Gestalten, welche uns da

den festgeschlossenen Ring der Wahrheit zu durchbrechen suchen! Sehen wir sie uns etwas genauer an!

Was ist denn eine „Notlüge?“ Schon der Ausdruck ist ungeschickt gewählt. Wenn ein Kind vor seinem Vater steht mit der Aussicht, dadurch, daß es ein Vergehen eingesteht, der Strafe zu verfallen und dagegen frei auszugehen, wenn es sich mit Geschick aufs Leugnen legt, so befindet es sich ja offenbar in einer Notlage, und wenn es infolge davon die Unwahrheit zu seinem Schild macht, so begeht es eine bloße Notlüge. Es lügt nicht aus Leichtsinn, nicht zur Unterhaltung, nicht aus Freude am Lügen an sich, sondern lediglich aus Not. Wie wäre es, wenn wir die Notlügen so weit ausdehnen wollten? Doch da protestieren ja schon die Verteidiger der Notlüge. So sei's nicht gemeint. Eine Notlüge sei eine solche Unwahrheit, zu der man greife, um mittelst derselben ein viel größeres Übel und Unheil abzuwenden, als die einzelne Unwahrheit sei, und zwar geschehe sie, wohlgemerkt, nicht im eigenen Interesse, sondern zu Nutz und Frommen anderer. Wenn jemand von einem wutschnaubenden Mörder verfolgt wird und flüchtet sich in mein Haus, und der Mörder kommt nach einer Weile und fragt mich, ob der Verfolgte da hineingegangen sei, — ist's dann nicht eine berechtigte Liebeslüge, wenn ich durch ein kräftiges Nein! den andern rette? Oder wenn ein Todkranker nach etwas fragt, dessen wahrheitsgetreue Beantwortung ihm den Tod brächte — ist da eine liebevolle Täuschung nicht am Platz? Dergleichen Beispiele hat man noch manche erfunden, meistens solche, welche im Leben höchst wahr-

scheinlich gar nie vorkommen, und hat dann kurz und gut gesagt: Es giebt Fälle, in denen Lüge nicht Sünde, sondern Pflicht ist. Selbst den alten Erzvater Abraham hat man als Auktorität für die Notlüge ins Feld gestellt, denn er habe ja auch seine Frau für seine Schwester ausgegeben, damit nicht der König Pharao sie zum Weib nehme und ihn erwürge.

Lassen wir aber diese wirklichen und gemachten Exempel: Mörder, Verfolgte, Kranke u. s. w. einmal auf sich beruhen. Du willst durch eine Lüge dem Guten, der Liebe dienen. Das heißt: Du willst Böses thun, damit Gutes herauskomme. Du bist ein abgesagter Feind aller Jesuiterei, namentlich um des empörenden Grundsatzes willen, daß der Zweck die Mittel heilige. Und siehe da, du huldigst selbst diesem Grundsatz. Die Verhütung eines Übels ist der gute Zweck, die Lüge das üble Mittel. Du verrückst die haarscharfe Grenzlinie von Gut und Böse, von Wahrheit und Unwahrheit. Du sprichst aus, daß unter Umständen die Unwahrheit besser, löblicher sei, als die Wahrheit. Das ist eine gefährliche Sache. Grenzsteine verrücken hat von jeher als etwas besonders Verbrecherisches gegolten, und in alter Zeit mußten diejenigen, die das gethan, nach ihrem Tode sogar als Geister umgehen. Sollte es im sittlichen Leben anders sein? Wo willst du aufhören, wenn du einmal grundsätzlich die sogenannte Notlüge zugelassen hast? Wird das Menschenherz, dieser durchtriebene Sophist, nicht gar leicht dieser und jener Lüge eine Seite abzugewinnen wissen, wonach sie unter den Gesichtspunkt der Notlüge fällt und ein Übel durch sie verhindert werden

kann, das viel größer wäre, als das bißchen Unwahrheit? Ich hörte kürzlich von einem Büblein, das hatte eine sehr böse That begangen, für welche es eine sehr empfindliche Strafe erwarten durfte. Es leugnete beharrlich, aber vergebens, die Sache kam dennoch heraus. Darauf wurde die Strafe verdoppelt. Dagegen protestierte der kleine Sophist energisch: „Ich hab's ja bloß deswegen geleugnet, damit Mama nicht weinen müsse über meine Unart!“ Die reine, lautere Notlüge, aus lauter Nächstenliebe hervorgegangen!

Ja, aber der Verfolgte, der Mörder, der Kranke? die tauchen immer wieder auf und sollen der Notlüge den Tugendmantel um ihre Blöße hängen. Nun, wahrhaftig, es wird niemand behaupten wollen, daß einer, der in einem der genannten Fälle zu einer Unwahrheit greift, ein Lügner im gemeinsten Sinn zu schelten sei. Es ist ja freilich etwas anderes, ob einer eine Unwahrheit redet aus Schonung für andere, oder aus Eigennutz. Darum werden solche Fälle immer sehr milde beurteilt werden müssen. Aber solche Handlungsweise nun geradezu als die wahre und richtige zu verkündigen, das ist doch wieder eine andere Sache. Was ich im Notfall *entschuldigen* kann, brauche ich darum noch keineswegs zu *billigen* oder gar als etwas Pflichtmäßiges und Löbliches anzusehen.

Die angeführten Fälle werden sich denn auch, wo sie wirklich eintreten, durchweg leichter ohne Verletzung der Wahrheit erledigen lassen, als man aus der Ferne meinen möchte. Es werden sich zwischen rücksichtslosem Hereinplatzen mit der Wahrheit und zwischen einer

„Notlüge" manche Mittelwege ergeben, durch deren Betreten man ebenso dem eigenen Gewissen, wie dem Interesse des andern dient. Und im schlimmsten Fall, wenn es sich wirklich um ein rundes Ja oder Nein handelt, nun, so darf ich doch wahrhaftig auch an eine göttliche Weltregierung und Vorsehung glauben, die dafür sorgt, daß die Wahrheit nicht zum Unheil, sondern zum Heil ausschlage. Wir wollen uns doch in solchen Zweifelsfällen an das halten, was klares, ausdrückliches Gottesgebot ist. Ein solches klares Gottesgebot ist die Pflicht, stets und unter allen Umständen die Wahrheit zu reden. Daß wir in manchen Fällen die Unwahrheit reden sollen, darüber giebt's kein Gottesgebot, keine Pflicht. Bleibe ich also bei der Wahrheit, so bin ich auf Numero Sicher, und für die Folgen, die das Sprechen der Wahrheit hat, bin ich nicht verantwortlich, sondern die Wahrheit, genauer gesagt der Gott, der uns das Gebot der Wahrhaftigkeit ohne Schranke und ohne Ausnahme gegeben hat. Mache ich dagegen gemeinsame Sache mit der Unwahrheit, so fallen die üblen Folgen davon auf mein eigenes Haupt. Und wie leicht können solche eintreten! Der Kranke, den du mit einer Unwahrheit zu beruhigen suchst, hat doch etwas gemerkt, er macht weitere Fragen, fordert weitere Erklärungen, du mußt die erste Unwahrheit durch eine ganze Reihe anderer stützen, und am Ende bricht doch das ganze künstliche Gebäude zusammen, und der angerichtete Schaden ist größer als der vom Reden der Wahrheit gefürchtete.

Weil aber auch der Erzvater Abraham angeführt wurde, — nun, dem ist seine Notlüge übel genug

bekommen. Sie hatte zur Folge, daß ums Haar gerade das eingetreten wäre, was er durch seine Unwahrheit zu verhüten hoffte. Das Nähere darüber magst du selbst nachlesen 1 Mos. 12, 10—20. Daß es noch gut abging, war nicht Abrahams Verdienst, sondern Gottes gnädiges Walten. Und wie meinst du, mag der Patriarch, der Freund des wahren Gottes, vor dem heidnischen Pharao gestanden sein, als dieser hinter die Unwahrheit kam, und ihm vorhielt: „Warum hast du mir das gethan?"

Lassen wir das; geben wir die sogenannte Notlüge auf und halten wir uns an die Wahrheit, hinter deren Schild wir doch immer wieder am besten gedeckt sind. Für die sogenannte Höflichkeitslüge weiß ich auch kein Plätzchen, wo man sie vor dem suchenden Auge der Wahrheit verbergen oder gar ihr in die Falten ihres lichtreinen Gewandes stecken könnte. Ein Besuch kommt zu dir in einem Augenblick, da es dir möglichst ungeschickt ist. „Freut mich sehr, dich zu sehen," spricht dein Mund, aber dein Herz denkt: „Wie ärgerlich, daß der gerade jetzt daher kommen muß. Wärst du, wo der Pfeffer wächst!" Ja, aber verlangt denn nicht die Höflichkeit, daß ich meine Freude über jeden Besuch ausspreche, ob er mich nun freut oder ärgert? Durchaus nicht. Nicht als ob du wahrheitsgemäß dem Besuchenden ein Gesicht zeigen müßtest, daß er gern wieder zur Thüre hinausgeht; aber du brauchst dich doch auch nicht erfreut zu stellen, und wenn du eine sehr dringende Abhaltung hast, dich gerade jetzt ihm zu widmen, so wird er dir's als vernünftiger Mensch auch nicht übel nehmen, wenn du ihm das offen und ehrlich sagst. Ist aber deine Abhaltung

keine dringende, sondern es wäre dir eben behaglicher, jetzt ungestört zu sein: ei nun, so such dein bißchen Christenliebe zusammen, sei wenigstens freundlich und ordentlich, auch wenn du nicht sagen kannst: „Es freut mich;" suche dein unangenehmes Gefühl zu überwinden, und wenn du es dann dahin bringst, daß du beim Abschied von Herzen sagen kannst: „So, es hat mich herzlich gefreut, dich wieder zu sehen," dann hast du ein Meisterstück gemacht, ein Meisterstück der Wahrheit und obendrein noch der Liebe.

Mit anderen sogenannten Anstandslügen sieht's noch windiger aus. Wenn dir etwa ein von sich eingenommener junger Versemacher seine Gedichte vorliest, so hast du durchaus nicht die Höflichkeitsverpflichtung zu sagen, sie seien wundervoll, sondern es genügt, wenn du das eine oder andere herausfindest, das wirklich lobenswert ist, im übrigen aber, je nach deiner Stellung zu ihm und je nachdem er selber organisiert ist, in zarteren oder kräftigeren Tönen auch die „Kehrseite der Medaille" zum Ausdruck bringst. König Ludwig XIV., berauscht vom Gefühl seiner Größe und Gaben, hatte den unglücklichen Gedanken, sich auch aufs Dichten zu legen, trug seinem Hofpoeten Boileau etliche Verse vor und fragte ihn dann nach seinem Urteil. Der Poet verbeugte sich tief und sagte: „Ich staune darüber, wie so gar nichts Eurer Majestät unmöglich ist. Eure Majestät wollten diesmal schlechte Verse machen, und siehe, sogar dies ist Ihnen gelungen." Ob Seine allerchristlichste Majestät auf dieses Kompliment hin noch weiter den Poeten ins Handwerk gepfuscht haben, darüber schweigt die Geschichte.

Soll ich auch noch ein paar Worte sagen über jene bekannte Höflichkeitslüge, bei der man sich als „nicht zu Hause“ entschuldigen läßt, wenn man eben einen Besuch nicht annehmen mag? Schaden kann's nicht, wenn wir noch kurz darauf zu sprechen kommen, da die Versuchung zu derlei Kunstgriffen doch an jeden einmal herantritt. Man entschuldigt sich hiebei gewöhnlich damit, daß man sagt: Jedermann weiß ja, daß diese Formel nichts anderes ist, als eine feinere Art zu erklären, daß man augenblicklich nicht in der Lage sei, Besuche zu empfangen. Die Phrase „nicht zu Hause“ gleicht einer Münze, auf der wohl ein gewisser Nennwert steht, von der aber jedermann weiß, daß ihr eigentlicher Wert ein ganz anderer ist. Es wird also niemand damit belogen; jedermann weiß, was er von dieser Entschuldigung zu halten hat. — Wahrhaftig, eine sehr seltsame Höflichkeit, bei der es feiner ist, etwas in Form einer Unwahrheit zu sagen, als in Form der Wahrheit! Wenn jedermann weiß, was die Phrase eigentlich bedeutet — warum sagt man's denn nicht mit geraden, der Wahrheit gemäßen Worten? Aber dieses „Jedermann weiß“ hat eben seine bedeutenden Haken. Es weiß durchaus nicht jedermann, daß diese Münze einen so ganz andern Wert haben soll, als das Gepräge ausweist. Es giebt ehrliche Biedermänner genug, welche das „nicht zu Hause“ für bare Münze annehmen und in ihrem Vertrauen schwer geschädigt werden, wenn es sich hintennach als eine Unwahrheit herausstellt. Und auch solchen gegenüber, welche besser orientiert sind, liegt die vermeintliche Feinheit jener

unwahren Entschuldigung offenbar darin, daß sie doch vielleicht an ein wirkliches Nichtzuhausesein glauben. Wenn soeben ein Besuch in deinem Auftrag mit der Bemerkung abgefertigt ist, du seiest nicht zu Haus, und er sieht dich nachher am Fenster, so ist dir das doch nicht angenehm, und der andere wird wohl auch nicht zufrieden sein. Oder wenn der kleine Bruder im Auftrag der erwachsenen Schwester einem Besuch sagt: „Lina ist nicht zu Hause," und dann auf die Frage: „Wenn kommt sie wohl zurück?" die Antwort giebt: „Das weiß ich nicht, ich will sie eben mal selber fragen" — so wird sicher Verlegenheit auf der einen, Verstimmung auf der andern Seite die Folge sein. Daraus geht klar hervor, daß das „nicht zu Haus" doch nicht so selbstverständlich als ein anderer Ausdruck für „ich mag keine Besuche" angesehen wird.

Man begeht überdies mit dieser unwahren Redensart ein Unrecht gegen diejenigen, welche es mit der Wahrheit auch im konventionellen Leben genauer nehmen. Auch ihre Reden bekommen dadurch einen niedrigeren Kurs, und wenn sie wirklich nicht zu Hause sind, so glaubt man es ihnen auch nicht. Und doch sind ihre Reden vollständig so viel wert, als sie besagen — ein Mann, ein Wort. Ja ist ihnen Ja, und Nein ist Nein. So soll es sein. Wenn aus der Sprache der Höflichkeit die Lüge verbannt wird, wenn die erlogenen „gehorsamen Diener" und „ergebenen Freunde" aus dem Verkehr wegbleiben, so wird die Welt dadurch gewiß um nichts unhöflicher werden, es wird weder der Gehorsam noch das Dienen, weder die Ergebenheit noch die Freundschaft in

der Welt abnehmen, wohl aber wird es der gebildeten Gesellschaft zur Ehre gereichen, wenn infolge davon die Worte, die man einander sagt, etwas im Kurs steigen und allmählich wieder zu dem Wert gelangen, den sie haben sollen nach dem was sie sagen und wie sie lauten.

Die Römer hielten auch etwas auf Anstand und Höflichkeit, aber wie viel einfacher und darum auch der Wahrheit gemäßer waren z. B. ihre Formen im Briefstil! Wenn man bedenkt, wie viel bei uns mit dem „lieber, geehrter," u. s. w. in der Überschrift, mit der „Hochachtung," „Ergebenheit" u. s. w. in der Unterschrift gelogen wird, so muß man den römischen Briefstil bewundern und fast beneiden, der so einfach alles zusammenfaßt: Cicero Attico Salutem. Cicero grüßt den Atticus. Es konnte freilich das „Salutem" möglicherweise auch eine Lüge enthalten, aber da mußte es doch schon sehr weit gekommen sein, und jedenfalls waren bei diesem einfachen Glückwunsch die Fälle von Unwahrheit ungleich seltener als heutzutage.

Zur Wahrhaftigkeit ist aber noch ganz besonders auch zu rechnen das gewissenhafte **Halten des gegebenen Wortes**. Eigentlich sollte freilich darüber nicht erst geredet werden müssen und sollte das „ein Mann, ein Wort" auch in dieser Hinsicht selbstverständlich und allgemein giltig sein. Im allgemeinen hält sich ja auch jeder ehrenhafte Mensch durch ein gegebenes Versprechen gebunden. Aber im besonderen, zumal in Kleinigkeiten, erlaubt sich mancher, es damit nicht so ganz genau zu nehmen. Er hat versprochen, mit einem Bekannten um die und die Zeit da oder dort zusammen-

zutreffen. Da kommt ihm irgend etwas in den Weg, sei's ein äußeres Ereignis oder ein inneres Nichtmögen, und er kommt eine Viertelstunde, eine halbe Stunde später, oder auch gar nicht. Es giebt ja wohl Hindernisse, die einem das Halten eines Versprechens unmöglich machen, — davon reden wir hier nicht. Aber es giebt auch Hindernisse, welche sich bei ernstem Willen, wenn einem das Worthalten ein wirkliches Anliegen ist, unschwer beseitigen lassen. Als Blücher von Ligny aus auf Waterloo marschierte, die Wege ganz durchweicht waren und der Regen in Strömen herabgoß, Blücher aber dem Wellington versprochen hatte, am 18. Juni bei ihm einzutreffen, da meinte auch da und dort ein todmüder Soldat: „Es geht nicht," und Blücher selbst hätte nicht bloß das Regenwetter, sondern auch seinen gequetschten Fuß als genügende Ausrede fürs Zuspätkommen gehabt. Aber was sagte er? „Kinder, es muß gehen, ich hab's ja meinem Bruder Wellington versprochen! Wollet ihr, daß ich wortbrüchig werde?" Etwas von diesem pünktlichen Worthalten möchten wir für alt und jung wünschen, auch wenn sich's nicht um eine Entscheidungsschlacht handelt. Denn auch das Worthalten muß im Kleinen geübt und gelernt werden.

Je mehr wir lernen, es mit der Wahrheit in allen Stücken genau zu nehmen, in Scherz und Ernst, in Notlagen und im gewöhnlichen Leben, auch in dem, was zur Höflichkeit und zur Kunst des feineren Verkehrs mit andern gehört, desto mehr werden auch die Beteuerungen verschwinden, mit denen so manche meinen, ihre Aussagen stützen und kräftigen zu müssen, und

welche entweder schon als unnütze Worte oder gar als Entheiligung heiliger Namen vom Übel sind. Eigentlich sollte schon die Selbstachtung einen jungen Mann von derartigen Beteurungen dessen, was er sagt, zurückhalten. Denn wenn einer alles, was aus seinem Munde geht, mit einem „ganz gewiß!" „auf Ehre!" „so wahr ich hier stehe!" u. dgl. glaubt verbrämen zu müssen, so giebt er sich damit ja selbst ein übles Armutszeugnis. Er spricht damit gleichsam aus: „Daß man mir aufs Wort glaube, kann ich niemand zumuten und darf ich von den Leuten nicht erwarten. Ich muß meinen Worten erst noch ein paar künstliche Gewichte anhängen, wenn sie ziehen und als gewichtig in die Wagschale fallen sollen." Und ein solches Zeugnis sich auszustellen sollte doch billig jeder sich ernstlich besinnen. Das Sprichwort sagt: „Wahrheit giebt kurzen Bescheid, Lüge macht viel Redens," und: „hoch schwören zeigt tiefes Lügen." Aber es ist wahrhaftig wahr, unser geselliges Leben ist so sehr mit Unwahrheit durchwachsen und durchzogen, die Lüge erfreut sich in den Formen des gegenseitigen Verkehrs vielfach so sehr einer gewissen Berechtigung, daß es kein Wunder ist, wenn die Folgen davon allmählich heraustreten und man sich nachgerade gewöhnt, einem Wort bloß dann wirklich zu glauben, wenn ihm verschiedene Versicherungen angehängt sind, daß es kein Scherz, sondern voller Ernst, keine bloße Höflichkeit, sondern Ausdruck der innersten Gesinnung und Überzeugung sei.

Noch schlimmer wird's mit diesen Beteurungen, wenn heilige Gegenstände, heilige Namen dabei verwendet werden, sei's geradezu der Name Gottes und Christi,

seien's andere, welche damit in engem Zusammenhang stehen. Christus ermahnt in der Bergpredigt seine Jünger, daß sie allerdings nicht schwören sollen, nicht bloß nicht beim Namen Gottes, sondern auch nicht beim Himmel, bei der Erde, bei Jerusalem, weil alle diese Dinge zur Beteurung bloß verwendet werden vermöge ihrer Beziehung zu Gott, und deshalb ihre Mißachtung doch zuletzt wieder den Namen Gottes selber trifft. Mit diesem Verbot des Schwörens hat allerdings der Eid, den die Obrigkeit verlangt, nichts zu thun. Denn diese braucht unbedingt eine solche Berufung an das Höchste und Heiligste, was es für den Menschen giebt, eine solche majestätische, mit allerhöchster Auktorität auftretende Aufforderung zum Reden der Wahrheit. Sie beurkundet zugleich hiedurch aufs deutlichste, daß sie ihre Aufgabe nicht erfüllen kann, wenn sie den Glauben an Gott und die Furcht vor ihm bei ihren Unterthanen nicht voraussetzen kann. Aber nur um so entschiedener gilt, daß unnötige Beteuerungen im Privatverkehr einem Christen an sich schon nicht ziemen, und doppelt nicht, wenn dieselben in mittelbare oder unmittelbare Beziehung zum Namen Gottes treten. Das Hohe und Höchste in Bewegung setzen, um irgend welche unwichtige Behauptung zu stützen und zu kräftigen, das ist ein Zeichen von Mißachtung, eine Profanierung dessen, was groß und heilig ist. Ja noch mehr, man begeht damit einen förmlichen Eingriff in das Rechts- und Machtgebiet des höchsten Gottes selbst. Denn wenn ich etwas beteure b e i Gott, b e i m Himmel, b e i m Evangelium u. s. w., so liegt in diesem „bei" doch eingeschlossen, daß ich Gott, Himmel, Evangelium 2c.

als Pfand einsetze für die Wahrheit dessen, was ich sage. Wie kann ich aber mich vermessen, die Existenz Gottes oder die himmlische Wohnung Gottes oder das heilige Wort und Zeugnis Gottes als Pfand für meine Reden einzusetzen? Wie kann ich etwas als Pfand anbieten, was wir gar nicht gehört und über was ich gar kein Verfügungsrecht habe? Da liegt ja der übermütige, frevelhafte Eingriff in Gottes Recht und Eigentum klar vor Augen.

Aus demselben Grund steht dort in der Bergpredigt noch etwas dabei, was man nicht zur Beteuerung verwenden soll: das eigene Haupt, das eigene Leben, und als Grund ist beigesetzt: „du vermagst nicht ein einiges Haar weiß oder schwarz zu machen." Mit andern Worten: auch dein Haupt, dein Leben ist nicht dein, sondern Gottes. Du hast kein Verfügungsrecht darüber, was du am besten daran merken kannst, daß du ja nicht einmal die kleinste Kleinigkeit, nämlich die Farbe eines einzelnen Haares zu ändern im stande bist (NB. von innen heraus, nicht durch Haarfärbemittel, welche auch zu Christi Zeit schon von der Eitelkeit fleißig angewendet wurden). Wie kannst du also bei deinem Haupt schwören? Wie kannst du dein Leben zum Pfand einsetzen? Bedenkst du nicht, daß du damit Gott raubst, was sein ist? Wenn dir jemand ein kostbares Kleinod zur Aufbewahrung anvertraut hat und du setzest es in irgend welchem elenden Privathandel als Pfand ein, so begehst du ein schweres Unrecht gegen den, der es dir anvertraut hat. Also ist es auch, wenn einer aus seinem Leben, seiner Seele eine Beteurungsformel macht. Wie ehrenvoll lautet dagegen

die Grabschrift, die der Freiherr von Stein seinem Vater geschrieben hat:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollwichtig,
Seines Ja war er gedächtig;
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort, das war sein Siegel.

Von der häßlichen Angewöhnung, den Namen Gottes und heiliger Dinge, abgesehen von Beteurungen, auch als Ausdruck irgend welcher Affekte und Gemütsbewegungen im Munde zu führen, möchte ich lieber hier gar nicht reden. Aber es ist nun einmal eine leidige Thatsache der Erfahrung, daß schon junge Leute das Fluchen in einer Weise üben, als gäbe es keinen kräftigeren und schlagenderen Beweis ihrer männlichen Kraft. Ging ja doch vor einiger Zeit durch verschiedene Blätter die Anekdote von einem Herrn, der auf einer Berliner Straße ein Kind aus Leibeskräften fluchen hörte und zu ihm sagte: „Du kannst aber schon recht fluchen!" „Ja, ja," sagte wohlgefällig schmunzelnd die Mutter, welche daneben stand, „er versteht's, er flucht schon wie ein Alter." „So? Kann er denn auch schon beten?" fragte der Herr. „J, wo denken Sie hin? Dazu ist der Junge doch noch viel zu klein!" — Aber auch von solchen jungen Leuten, welche nicht den sogenannten niederen Volksklassen angehören, kann man häßliche Flüche zu hören bekommen. Ist es schon ein Leichtsinn, eine Entweihung des Heiligen, ein Eingriff in Gottes Majestätsrechte, wenn man heilige Namen in unbedachter Beteurung als Pfand einsetzt, so ist es womöglich noch mehr vom

Übel, wenn man heilige Namen und Gegenstände in einer Weise behandelt, als wären sie gerade recht, um seinen Zorn, seine Freude, seine Verwunderung, seine Überraschung daran auszulassen. Den Namen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat, den Namen des Kreuzes, an das sich die größte Thatsache der Weltgeschichte knüpft, den Namen des Gottessohnes, welcher der beste, edelste, reinste unter den Menschenkindern war — solche Namen gleichsam als Gefässe benützen, in die man die wüsten, schlammigen Wasser seiner Affekte ausgießt, das ist fürwahr ein Gedanke, bei welchem jedes Herz, in dem noch einige Gottesfurcht, einige Scheu vor dem Heiligen wohnt, mit sittlichem Abscheu erfüllt werden sollte!

Aber, sagst du vielleicht, es sind doch nicht immer heilige Namen, welche auf diese Weise verwendet werden, was allerdings ein Mißbrauch ist. Man kann sich ja bei seinen Ausrufungen auch an andere Dinge halten, die einen unverfänglichen Charakter haben, das ist doch kein Unrecht? — Nun ja, manche citieren gelegentlich den Herkules, andere bedienen sich dieses oder jenes anderen Kraftwortes, dessen Ton und Schall schon einen gewissen Eindruck zu machen geeignet ist; militärische Anklänge wie Bataillon, Regiment, Bomben, Granaten u. dgl. sind für diesen Zweck besonders beliebt. Das kann man wohl hingehen lassen. Es fällt mir dabei ein braver schwäbischer Dekan aus dem vorigen Jahrhundert ein, der einst auf einer Visitationsreise mit seinem Wägelein im Schmutz stecken blieb und nun hören mußte, wie der Bauer, der ihn führte, in allen Tonarten auf das

Pferd hineinfluchte. „Lasset doch das Fluchen,“ sagte er endlich, „damit wird's doch nicht besser!“ „Herr Dekan,“ war die Antwort, „das weiß ich besser, ungeflucht zieht der Gaul nicht. Probieren Sie's selber einmal, wenn Sie's nicht glauben.“ Jetzt stieg der Dekan aus, nahm die Peitsche, faßte das Pferd am Zaum und redete ihm liebreich zu. Das Tier rührte sich nicht. Der Dekan wurde dringender, ohne jeglichen Erfolg. Jetzt ging ihm die Geduld aus und er fing an, auf den Gaul hineinzuschreien: Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον u. s. w. — den ersten Vers der Odyssee, wobei jede erste Silbe eines Versfußes mit kräftigem Aufstampfen und bedeutungsvollem Schwingen der Peitsche begleitet war. Kaum hatte er angefangen, so zog das Pferd kräftig an, und der Wagen war flott. „Hab ich's nicht gesagt?“ triumphierte jetzt der Bauer, „der Herr Dekan versteht ja 's Fluchen noch viel besser als ich selber!“

Aber manche rechnen zu den „unverfänglichen Dingen“ auch großartige Naturerscheinungen, wie Donner, Blitz, Hagel u. dgl., und dieser Meinung gegenüber möchte ich doch auch wieder an die Worte der Bergpredigt über das unnötige Schwören erinnern. Diese Naturerscheinungen gehen, wie dort Himmel, Erde, Jerusalem, doch zuletzt auch wieder auf Gott zurück. Warum gebraucht man sie zu solchen Ausrufungen, wie sie im Affekt geschehen? Weil sie imposant, großartig sind. Was ist aber ihre Großartigkeit? Woher kommt sie? Sie ist eine Offenbarung der Majestät Gottes. Gott ist's, der mit seiner Hand den Blitz wirft und teilt ihm aus seinen Weg. Gottes Stimme ist's, die im Donner

vom Himmel niederhallt und die Erde erbeben macht. Und die Wetterwolken sind sein Wagen, auf dem er in Nacht gehüllt dahinfährt über den Kreis des Erdbodens. Daran denke, und dann frage dich: sind nicht auch diese Naturerscheinungen zu groß, zu herrlich, zu göttlich und majestätisch, als daß ich sie benützen dürfte, um meinen armseligen Zorn, meine kindische Freude, meine thörichte Verwunderung und Überraschung daran auszulassen? Wie klein ist der Mensch gegenüber von solchen Naturgewalten, wie schlecht steht es ihm darum an, sein Spiel mit ihnen zu treiben und sie gleichsam im Übermut oder Unverstand herauszufordern! Hüte dich, daß sie sich nicht eines Tages nach langem geduldigen Zuwarten doch endlich stellen und zermalmend niederfahren auf dich und das, was dir gehört!

---

13. Dankbarkeit.

„Undank ist der Welt Lohn!" heißt es im Sprichwort, und leider hat das Sprichwort recht. Wenn nun aber jeder meint, daraus die Folgerung ziehen zu dürfen, daß man auch von ihm nichts anderes zu erwarten berechtigt sei, als Undank, so ist er sehr im Unrecht. Ein Laster ist dadurch, daß es von sehr vielen, vielleicht sogar von den meisten geübt wird, noch nicht entschuldigt, geschweige denn in Tugend verwandelt. Und doch hat die Schlauheit des menschlichen Herzens Mittel und Namen gefunden, um auch diesem schwarzen Laster des

Undanks ein Tugendmäntelein umzuhängen. „Daraus, daß mir einer einmal etwas Gutes gethan, eine Wohlthat erwiesen hat, folgt doch nicht, daß ich ihm zu lieb meine Selbständigkeit opfern darf oder gar zu opfern verpflichtet bin. Es wäre unmännlich, sich durch derartige Verpflichtungen binden und in der freien Bewegung hemmen zu lassen, und mein Wohlthäter, wenn er edel ist, wird dies selbst am allerwenigsten wünschen." Nun, lieber Freund, deine Selbständigkeit in allen Ehren, aber der Pflicht der Dankbarkeit bist du durch die Berufung auf sie noch lange nicht überhoben, und was den Edelmut deines Wohlthäters betrifft, auf den du dich berufst, so dürfte es dir doch entschieden näher liegen, zunächst einmal deinen eigenen zu zeigen, indem du dich dankbar beweisest.

Warum ist Undankbarkeit so häufig? Warum wird die Dankbarkeit dem Menschenherzen so schwer? Weil sie die Anerkennung einer Verpflichtung enthält, die man dem andern gegenüber hat. Die Anerkennung eines solchen Verpflichtetseins aber hat für den menschlichen Stolz immer etwas Demütigendes und darum Unangenehmes. Es ist nun freilich dieser menschliche Stolz ein Ding voll Widersprüche. Die Hilfe eines andern anzunehmen oder in der Not anzurufen, dazu entschließt er sich sehr leicht. Aber hintennach die geschehene Aushilfe anzuerkennen und im Sinn solcher Anerkennung sich dem andern gegenüber auch äußerlich zu verhalten, das will der Stolz nicht zulassen. Aber gerade dieser Widerspruch, in welchen der menschliche Stolz mit sich selber gerät, enthüllt uns auch das tiefste Wesen der Undankbarkeit.

Sie ist im Grund nichts anderes, als nachträgliche Ableugnung einer vorher kontrahierten Schuld, also Unehrlichkeit, Lüge. Daß die Ableugnung vielleicht nicht mit Worten, sondern nur thatsächlich geschieht, ändert an der Sache nichts. Denn Handlungen sprechen auch, so gut als Worte, und ob du eine Verbindlichkeit mit Worten ableugnest oder dein Verhalten so einrichtest, als existierte sie nicht, kommt im wesentlichen auf dasselbe hinaus. Wenn ich einem Nachbar eine Summe Geldes geliehen habe und er hat mir auf einen bestimmten Termin Rückzahlung versprochen, und läßt nun den Termin vorbeigehen ohne ein Wort zu sagen, und noch verschiedene andere Termine ebenfalls, sieht mich dabei kaum an, geht ruhig seines Weges fort und nimmt's schwer übel, wenn ich ihm eine zarte Andeutung zukommen lasse, so weiß ich in der That nicht, ob ein solches Verhalten viel nobler und ehrlicher ist, als einfache Ableugnung der geliehenen Summe. Das ist aber genau das Verfahren der Undankbarkeit. Sie ist eine Zwillingsschwester der Lüge, gerade wie die Dankbarkeit eine Zwillingsschwester der Wahrhaftigkeit. Und daß die Undankbarkeit in ihrem tiefsten Wesen ein Lügen, eine Unehrlichkeit ist, das prägt ihr so sehr den Stempel des Lasters, der Gemeinheit, auf.

Schiller läßt uns im Wilhelm Tell in die Lügenart des Undanks einen Blick thun, der sehr naturwahr, aber für die Menschennatur nicht eben ehrenvoll ist. Tell will nach Altdorf gehen, seine Frau Hedwig rät ihm ab, weil der Landvogt dort sei. Tell beruhigt sie, der Landvogt werde ihn sicher in Frieden lassen. Auf einsamem

Felsensteig, rechts die schroffe Felswand und links der gähnende Abgrund, sei ihm der Landvogt begegnet, der ihn kurz zuvor wegen einer Kleinigkeit hart gestraft hatte. Angst ergriff den tyrannischen Junker, er erblaßte, seine Kniee zitterten. Da trat Tell friedlich und bescheidentlich zur Seite: „Ich bin's, Herr Landvogt!" und ließ ihn ungefährdet vorüberziehen. Tell hofft durch solchen Edelmut des Landvogts Herz zur Milde gegen ihn bewegt zu haben. Aber Frau Hedwig kennt dieses Herz besser:

„Er hat vor dir gezittert — wehe dir!
Daß du ihn schwach gesehn, verzeiht er nie."

Der weitere Verlauf giebt ihr Recht. Und darin eben enthüllt der Undank seine abscheulichste Art, daß auf ihn gerade die Wohlthat unter Umständen dieselbe Wirkung ausübt wie die tödlichste Beleidigung. Ist's nicht also? Das zufällige Zusammentreffen mit einem Menschen, dem du verpflichtet bist, oder auch die bloße Erinnerung an ihn erweckt in dir unangenehme Empfindungen, weil dir die Verpflichtung mittlerweile unangenehm, lästig geworden ist, oder du dir vielleicht auch sagen mußt, daß du bisher schon dich nicht so gegen den Wohlthäter verhalten habest, wie es deiner Verpflichtung gegen ihn entsprochen hätte. Anstatt nun das unangenehme, beschämende Gefühl, das beim Zusammentreffen mit ihm oder bei der Erinnerung an ihn in dir auftaucht, auf dich selber zu richten und zu erkennen, daß du dich verfehlt hast, leitest du es ab auf den, dem du verpflichtet bist, als wäre es das größte Unrecht von ihm, daß du solche Verpflichtungen gegen ihn hast, und als wäre es eine Rücksichtslosigkeit, daß er dich durch seine Existenz fortwährend daran erinnert.

So verwandelt sich in dem bösen, undankbaren Menschenherzen selbst das genossene Gute in lauter Gift und Galle; der Wohlthäter wird dem Undankbaren nicht bloß gleichgültig, sondern geradezu lästig und widerwärtig.

Undankbarkeit war der Anfang des Heidentums, der Kreaturvergötterung, wie solches von St. Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefs aufs Klarste ausgeführt wird. Schon daraus magst du ersehen, daß der Undank durchaus kein so geringer und harmloser Fehler ist, wie jugendlicher Leichtsinn etwa denken möchte. „Sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepreiset als einen Gott, noch gedanket, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert.“ Sie haben Gottes Werk betrachtet und sich zu nutze gemacht, Gottes Gaben angenommen und genossen, aber sie erhoben sich nicht von der Gabe zum Geber, vom Werk zum Schöpfer, undankbar blieben sie mit ihren Gedanken und Empfindungen am Werk, an der Gabe hängen. So gerieten sie durch Undank in Vergötterung der Kreatur und wurden Heiden. Da ist nun allerdings zunächst vom Undank gegen Gott die Rede und nicht vom Undank gegen Menschen, mit dem wir es zu thun haben. Aber ob er sich gegen Gott oder gegen Menschen richte — immer bleibt sich doch sein Wesen gleich, immer ist er eine Lüge, eine thatsächliche Ableugnung empfangener Gutthaten, und man darf wohl sagen: wenn der Undank gegen Gott so verhängnisvolle Folgen für die Entwicklung des menschlichen Geistes gehabt hat, so können auch die Folgen des Undanks gegen Menschen nur üble sein.

Und sie sind es. Sie sind es schon äußerlich; denn welches Recht hat der Undankbare, ins Künftige wieder auf Wohlthat und Aushilfe zu warten? Sie sind es aber namentlich auch innerlich. Undank wirkt so verheerend wie die Lüge auf den Charakter; er macht den Menschen allmählich stumpf gegen alles, was andere an ihm thun, ja noch mehr, er macht ihn niedrig und gemein, zerstört in ihm alles Zartgefühl und allen Edelsinn, und bringt die Selbstsucht, die innere Roheit, zu ihrer nacktesten und schamlosesten Entwicklung. Der Mann, der in den blutigen Tagen der französischen Revolution gegen die unglückliche Prinzessin Lamballe den ersten Stoß mit dem Säbel führte, war ein Mulatte, der die Unglückliche gerade deshalb ganz besonders haßte, weil sie ihn einst mit Wohlthaten überhäuft hatte. Wie häßlich beschmutzt steht der Name der Familie Frangipani in der Geschichte da! Das Haus der Hohenstaufen hatte sie mit Wohlthaten überhäuft, zu Ansehen und Bedeutung in Italien gebracht. Und was war der Dank? Daß Conradin, der letzte Hohenstaufe, als er nach der verlorenen Schlacht von Skurkola bei einem Frangipani Zuflucht suchte, von diesem verraten und aufs Blutgerüst gebracht wurde. Der Name Frangipani, ins Deutsche übersetzt, wie lebendig erinnert er an das Wort: „der mein Brot isset, der tritt mich mit Füßen," und eben damit an jenen Höhepunkt schwarzen menschlichen Undanks, den wir in der Person Judas des Verräters finden! Wie ganz anders die Dankbarkeit! Wo der Undank isoliert, da verbindet sie, und jede erfahrene Güte und Liebe wird zum Band, das den Dankbaren verknüpft mit dem Wohlthäter. Entwickelt

der Undank die Selbstsucht, so entwickelt Dankbarkeit herzliche Nächstenliebe. Undank macht arm, Dankbarkeit reich. Undank ruft allen bösen Geistern, und öffnet ihnen die Thüre des Herzens; Dankbarkeit bringt wie milder Sonnenschein die edelsten Keime und Blüten im Herzen zur Entfaltung. Kurz: auf der Dankbarkeit liegt der Segen der Wahrheit, auf dem Undank der Fluch der Lüge.

Merke aber wohl: nicht darum sollst du dich dankbar zeigen, damit du auf diese Art mit dem Nächsten möglichst rasch quitt werdest, das Empfangene zurückerstattest und dann sagen könnest: es steht im alten Recht, wir sind mit einander fertig, und hat keiner mehr dem andern etwas vorzuwerfen. Das ist nicht Dankbarkeit, denn der innerste Kern solcher Gesinnung ist nicht Liebe, sondern Gleichgültigkeit, ja sogar Abneigung. Man macht dadurch sowohl das Erweisen von Liebe als auch die dankbare Erwiderung derselben zu einem Rechtshandel, einem Geschäft, während doch wahre Liebe niemals bezahlt werden kann. Die Liebe ist ja das einzige, worin auch ein Christenmensch mit gutem Gewissen der Schuldner des andern sein und bleiben darf, daher Paulus ermahnt: seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet. Dies aus dem einfachen Grund, weil man in der Liebe sowohl, als in ihrer dankbaren Erwiderung niemals genug, geschweige zu viel thun kann. Betrachtet man dagegen eine erwiesene Liebe als eine bestimmt zu taxierende Wertsache, die man durch eine Erwiderung von ähnlichem Wert ausgleichen muß, so ist dies gerade so wenig Dankbarkeit, als wenn ich dem Kaufmann für die Ware, die er mir auf den Ladentisch

legt, eine dem Wert der Ware entsprechende Summe Geldes einhändige. Darauf bezieht sich der treffende Vers Schillers:

Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.

Jene geschäftliche Auffassung des Dankens wäre in der That der Tod aller Dankbarkeit. Ja sehr häufig ist solches Danken nichts anderes als eine heuchlerische Maske des schnödesten Undanks. Man denkt: dem will ich nichts schuldig bleiben, gegen den mag ich keine Verpflichtung haben, nur schnell eine Gegengabe, damit man wieder quitt ist. Ein derartiger Gedanke wäre bloß dann berechtigt, wenn du etwa eine Gabe nicht zurückweisen könntest und doch wüßtest, daß sie in unlauterer Absicht gegeben ist. Aber dieser Fall gehört ja dann ohnehin nicht mehr ins Kapitel der Dankbarkeit. Rechte Dankbarkeit ist von Dauer, sie ist mit einer einzelnen Gegengabe oder Gegenleistung durchaus noch nicht fertig. Es macht ihr Freude und ist ihr Bedürfnis, sich bei jeder Gelegenheit wieder aufs neue zu zeigen, durchaus nicht immer mit Gaben und Geschenken, wohl aber mit herzlichem Wesen und Freundlichkeit. Daher kommt's, daß die dankbaren Leute meistens auch fröhliche und freundliche Leute sind. Bei allen möglichen Menschen, mit denen sie zusammentreffen, kommen ihnen angenehme Erinnerungen an diese oder jene Freundlichkeit, die sie einmal von ihnen genossen, und wenn's auch nur etwas Kleines und Unbedeutendes war. Die Dankbarkeit vergißt solche Kleinigkeiten nicht; sie meißelt das Gute, das sie empfängt, in Marmortafeln ein. Undankbare Leute

dagegen sind auch häufig die mißvergnügtesten und widerwärtigsten, weil sie eine Hauptquelle der Freude, die freundliche Erinnerung an empfangene Liebe, thörlich und wissentlich verstopfen.

„Aber," sagt vielleicht ein mit Gott und Menschen unzufriedener Undankbarer, „ich habe wirklich keinen Grund, gegen einen Menschen dankbar zu sein, denn mir hat noch nie jemand eine besondere Liebe erwiesen." Ja, lieber Freund, wenn du freilich darauf wartest, daß dir jemand eine große Summe Geldes schenke oder ein anderes prächtiges und wertvolles Präsent mache, oder wenn du deine Dankbarkeit aufsparen willst, bis du einmal aus einer Lebensgefahr durch die Hilfe anderer gerettet wirst, oder dein Haus brennt, und gute Freunde und getreue Nachbarn sich beim Löschen erhebliche Verdienste um dich und das Deine erwerben, dann findest du vielleicht dein Leben lang keinen würdigen Gegenstand deiner Dankbarkeit. Aber das eben ist dein Undank, daß du keine Augen noch Ohren hast für die tausend kleinen und großen Freundlichkeiten, die du auf deinem Lebensweg schon erfahren hast, und sicherlich auch heute noch erfährst, vorausgesetzt, daß du nicht die Leute durch deine grämliche Undankbarkeit schon längst von dir weggetrieben hast. Mach einmal deine Augen und Ohren ordentlich auf, nimm ein freundliches Wort, eine kleine Aushilfe, ein herzliches Gutenmorgen oder Gutenacht nicht mehr bloß als selbstverständliche Förmlichkeiten entgegen, sondern auch als Freundlichkeiten, die eines Dankes wert sind — ei, es müßte doch seltsam zugehen, wenn die Eiskruste um dein selbstsüchtiges Herz nicht endlich auftauen,

und etwas wie Dankbarkeit deine Seele durchziehen würde. Ein Mensch, der einmal das Danken ordentlich gelernt hat, kommt gar nicht mehr daraus hinaus, nie fehlt es ihm an Stoff dazu gegen Gott und Menschen, und so oft er mit andern zusammen ist, wird er aufs neue zur Dankbarkeit bewegt. Wer dagegen nicht dankbar sein kann für Kleinigkeiten, bei dem ist es sehr zweifelhaft, ob er auch in wichtigen Fällen die Pflicht der Dankbarkeit recht erfüllen wird.

Freilich ein demütiger und bescheidener Sinn muß als Grundlage dasein, wo die Dankbarkeit aufblühen und ihre Früchte tragen soll. Wenn du unter deinen Geschwistern drin sitzst wie ein Pascha von drei Roßschweifen, kommandierst deine Schwestern, läßt dich von den Dienstboten bedienen und wartest auf Aufmerksamkeiten, — ja dann muß freilich das alles so sein, aller Dienst und alle Freundlichkeit ist bloß schuldige Leistung gegenüber von dem hohen jungen Herrn mit seinen außerordentlichen Gaben und Tugenden, und wo solch anspruchsvoller und von sich selbst eingenommener Sinn regiert, da erstickt die Dankbarkeit. Soll diese aufkommen, dann mußt du bei dem, was andere dir thun, auch ein Gefühl haben, das ungefähr so zu übersetzen wäre: „Es ist doch ordentlich und sehr verwunderlich, daß die Leute, mit denen ich zusammenkomme, mir soviel Liebe und Freundlichkeit entgegenbringen. Wenn ich mich selbst unbefangen betrachte, so muß ich gestehen, daß ich im ganzen oft ein recht unliebenswürdiger Junge bin, und muß mich wirklich wundern, daß man mir's dennoch so gut macht.“

Eine besondere Gestaltung der Dankbarkeit ist nun aber noch das, was wir Pietät zu nennen pflegen. Und je mehr gegenwärtig darüber geklagt wird, daß unserer heutigen Jugend die Pietät abhanden komme, desto nötiger ist's, daß wir uns diesen edlen Ableger der Dankbarkeit etwas genauer betrachten. Pietät ist mit der Dankbarkeit nahe verwandt, sofern sie sich wie diese gründet auf etwas, was man zuvor empfangen hat. Aber sie ist doch etwas anderes. Ein Verhältnis der Dankbarkeit wird schon begründet durch einzelne vorübergehende Berührungen, ja möglicherweise durch eine einzige, bloß augenblickliche Beziehung, in die ein anderer zu dir tritt. Ein Verhältnis der Pietät dagegen wird nur begründet durch ein länger andauerndes, in der ganzen beiderseitigen Stellung beruhendes Geben und Empfangen, wie es z. B. zwischen Vater und Kind, Lehrer und Schüler, Vaterland und Bürger stattfindet. Darum liegt es auch im Wesen der Sache, daß dasjenige, was ich mit Pietät betrachte und behandle, mir etwas Ehrwürdiges sei, was bei der bloßen Dankbarkeit durchaus nicht notwendig der Fall ist. Pietät greift also in dieser Hinsicht höher und tiefer als die Dankbarkeit, und sie ist darum auch durch einen Namen ausgezeichnet, der eigentlich Frömmigkeit, Religiosität bezeichnet. Und in der That, wer Pietät gegenüber von Menschen hat, der wird ganz gewiß auch der Gottesfurcht wenigstens nicht ferne stehen, wer aber innerhalb der irdischen Verhältnisse nichts Ehrwürdiges, Heiliges anerkennt, der wird auch schwerlich geneigt sein, Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt.

So fordert denn also die Pietät von dir, daß du solche Personen oder Gemeinschaften oder Einrichtungen, welche durch ihr Alter, ihre Stellung, ihre Bedeutung fürs Ganze oder für dich insbesondere ehrwürdig sind, als z. B. Eltern, Familie, Schule und Lehrer, Prinzipale, Vaterstadt, Vaterland, Kirche u. s. w. auch demgemäß ansehest und behandelst, und zwar auch dann, wenn du nicht mehr in direkter Abhängigkeit von ihnen bist, sondern ihnen mit einer gewissen Selbständigkeit des Urteils und der Stellung gegenübertreten kannst. Darum tritt der entscheidende Wendepunkt, an dem es sich zeigen muß, ob einer Pietät zu üben weiß oder nicht, immer dann ein, wenn er zum erstenmal anfängt, den Personen und Einrichtungen, die ihm bisher als selbstverständliche Auktoritäten gegenüberstanden, mit eigenem Denken, Prüfen und Urteilen entgegenzutreten. Das kleine Kind ist noch nicht in der Lage, Pietät gegen seine Eltern zu üben, wohl aber der allmählich zur Selbständigkeit heranreifende Jüngling und der selbständig gewordene Mann. Bei dem Knaben, der eben erst mit dem Schulsack auf dem Rücken erstmals die Schule betritt, wird von Pietät gegen den Lehrer unter normalen Verhältnissen kaum die Rede sein können, wohl aber bei dem Schüler, dem allmählich die Augen aufgethan werden, zu sehen und zu prüfen und auch etwaige Schwächen des Lehrers zu bemerken. So wird auch die Pietät gegen das Vaterland und seine Einrichtungen dann erst recht in Kraft und Wirksamkeit treten können, wenn einer anfängt, sich seine eigenen Gedanken über politische Dinge, seine eigenen Bilder von dem, wie er

das öffentliche Leben haben möchte, zu machen, wenn er durch geschichtliche Studien oder auch durch Aufenthalt in fremden Ländern in die Lage versetzt ist, andere Zustände und Einrichtungen mit denen des eigenen Vaterlandes zu vergleichen. Mit andern Worten: Gerade das Jünglingsalter ist dasjenige, in welchem die Pietät im Herzen aufkeimen, anwachsen und ihre erste Probe ablegen muß.

Es kann ja nicht fehlen, daß bei erwachendem selbständigem Urteil dem Auge auch die Schwächen und Schattenseiten der Personen und Einrichtungen, an denen man bisher mit kindlicher, unbefangener Ehrfurcht hinaufgesehen hat, auffallen müssen. Hier ist's nun gerade, wo die Pietät sich am meisten zu zeigen hat. Als Noah Wein getrunken hatte, da lag er in seiner Hütte aufgedeckt. Sein jüngster Sohn Ham kommt, sieht es und läuft schnell zu seinen Brüdern, um ihnen lachend zu zeigen, was er gesehen. Sem und Japhet aber nehmen ein Kleid, legen es auf ihre Schultern, gehen rücklings hinzu, um ihres Vaters Blöße nicht zu sehen und bedecken ihn. Da hast du im kleinen Bild den ganzen Gegensatz von Pietät und Impietät beisammen. Es kommt darauf an, ob du wie Ham die Blößen und Schwächen, die du an Eltern und Lehrern, an Vaterland und Kirche erspähst, vergnügt und schadenfroh betrachtest, ja gar spöttisch weiter erzählst und an die große Glocke hängst, oder ob du sie zartfühlend vor dir selbst und andern zudeckst, selber nicht drüber redest und auch nicht duldest, daß andere in unartiger Weise drüber reden. Es ist ein schlechter Vogel, der sein eigen Nest beschmutzt. Und

es ist ein schlechter Bube, der sich nicht schämt, das Haus, in dem er aufgewachsen ist, die Anstalt, der er seine Bildung verdankt, das Geschäft, in dem er sich für seinen Beruf vorbereitet, das Gemeinwesen, unter dessen Schutz er lebt, die Kirche, die seine geistliche Mutter ist, entweder selbst mit Schmutz zu bewerfen, oder doch ruhig zuzusehen, wenn andere es thun. Impietät ist eine Gemeinheit, denn wer den Mutterschoß verunehrt, dem er entwachsen ist, der schändet und verunehrt sich selbst. Auch Dienstboten, zumal ältere, dürften an den Rücksichten, welche die Pietät auferlegt, einigen Anteil bekommen. Beranger, der bekannte französische Dichter, hatte eine Haushälterin, welche die häßliche Gewohnheit hatte, ihm hinter seinem Rücken seine Weinflaschen auszutrinken, sonst aber treu war. Er ließ ihr deshalb aus alter Anhänglichkeit ihren Posten, bis sie starb, und war der einzige, der beim Begräbnis hinter ihrem Sarge ging.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit der heutigen Jugend? Ist der Vorwurf begründet, daß es ihr mehr als früheren Generationen an Pietät fehle? Gewiegte Erzieher, gründliche Kenner der Jugend, die durchaus nicht blinde Lobredner vergangener Zeiten sind, erheben einstimmig diese Klage, und wer selbst Erfahrungen davon machen will, hat leider überall Gelegenheit dazu. Unehrerbietige Bemerkungen über die Eltern, Schimpfen und Räsonnieren über die Lehrer, über die Schule und ihre Einrichtungen, hochfahrendes Kritisieren dessen, was Vorgesetzte thun, souveränes Aburteilen über das Gemeinwesen, dem man angehört, das kann man heutzutage fast überall hören, wo junge Leute beisammen sind. Und

vollends die Kirche, in der sie getauft, erzogen, konfirmiert sind, sie gilt vielen als vogelfrei, von der Anerkennung irgend welcher Verpflichtungen gegen sie ist keine Rede mehr. Notdürftig fügen sie sich den Autoritäten und Ordnungen, denen sie etwa augenblicklich unterstellt sind, den Personen, von deren Urteil über sie augenblicklich ihr Weiterkommen auf der Bahn ihres Lebensberufs abhängt; aber sie können den Augenblick fast nicht erwarten, der dieses Abhängigkeitsverhältnis löst, und sobald die Lösung geschehen ist, so kümmern sie sich nicht mehr um jene Personen, ja sehen sie kaum mehr, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen. Mag es früher gewesen sein, wie es will, Thatsache ist, daß es so wie es jetzt ist, übel aussieht.

Woher das? Etwas davon kommt auf Rechnung des jugendlichen Alters überhaupt. Das erste Aufwachen des Bewußtseins, daß man selber auch etwas sei und etwas verstehe, ist ein besonderer Hochgenuß, und es ist begreiflich, daß ein Jüngling sich solchem Genuß in recht ausgedehntem Maße hinzugeben geneigt ist. Die erste Ausübung eines angeborenen Menschenrechts — und ein solches ist die Kritik — führt gar leicht zu Ausschreitungen in der Anwendung. Personen, Zuständen, Einrichtungen, denen man sich bisher einfach gefügt, die man als selbstverständlich hingenommen, nun auch mit dem eigenen Urteil gegenübertreten, sich als selbstdenkende Person allem was lebt und webt, was kreucht und fleugt, entgegenzustellen, nun, das ist eine Höhe, deren erstmalige Besteigung, wie das Jünglingsalter sie mit sich bringt, wohl den Kopf etwas schwindelig machen

mag. Da geht's im Kleinen wie beim Beginn der neueren Philosophie im Großen, die, als sie zu sich selber kam, eine so große Freude an sich hatte, daß sie stracks das „Ich" als das einzig wahrhaft Existierende vorschob und zum Herrn der Welt machte. Was Paulus von den mit Gottes Geist Erfüllten sagt: „der Geistliche richtet alles und wird von niemand gerichtet," das nimmt der jugendliche Geist gern für sich in Anspruch, auch wenn er keineswegs von Gottes Geist erfüllt und durchdrungen ist.

Dadurch ist etwas von dem beklagten und beklagenswerten Mangel an Pietät erklärt, aber noch lange nicht alles. Ein weiterer Bruchteil kommt wohl speziell bei uns schwäbischen Landsleuten von der angeborenen Schwabenart her, für welche das Kritisieren eine Art Naturbedürfnis ist. Das ist von Alters her eine unsrer — berechtigten oder unberechtigten — Eigentümlichkeiten. Darum hat unser Schwabenland ebenso wilde Zerstörer, die pietätslos an allem Bestehenden rütteln, wie echt kritische Naturen hervorgebracht, die mit ihrer Arbeit wahrhaft luftreinigend wirkten. Aber auch diese kritische Schwabenart erklärt noch keineswegs alles. Es giebt doch neben der rücksichtslosen auch eine von Pietät geleitete Kritik, der ihr Recht keineswegs abgesprochen werden darf. Es läßt sich darum nicht verkennen, daß, so sehr man auch andere Dinge mit in Rechnung ziehen mag, dennoch die Thatsache bestehen bleibt, daß gerade die jetzige Zeitströmung für die Entwicklung der Impietät ganz besonders günstig sei. Unsere gegenwärtige Zeit hat ein ungemein kräftiges Bewußtsein ihrer Leistungen, die materiellen Kräfte entwickeln sich wunderbar, eine

Erfindung folgt der andern, politische Fragen, welche lange die Völker bewegt haben, spitzen sich zur Katastrophe zu und drängen zum Abschluß, und auf kirchlich-religiösem Gebiet werden die tiefgreifendsten Fragen des Menschengeistes an den Wirtstischen und auf den Gassen besprochen. Jeder fühlt sich als den, der's kann, und je weniger einer thatsächlich zu den Fortschritten der Zeit beigetragen hat, mit desto größerem Selbstgefühl redet er von „unserer Zeit," und nimmt sich seinen Anteil an der Glorie ihrer Leistungen. So kommt's denn, daß ein Geist die Überhand hat, der die Autoritäten mißachtet und sich über sie wegsetzt. Mit Kirche und Glauben hat's angefangen und hat von da aus weiter gefressen. Die christliche Kirche, die doch in der That, rein menschlich betrachtet, mindestens eine sehr ehrwürdige, für die geistige Entwicklung der Menschheit ungemein bedeutungsvolle und segensreiche Anstalt ist, wird als eine schwachsinnige Alte verhöhnt und in die Ecke gestellt, damit sie vollends absterbe. Der Glaube der Väter, ehrwürdig nicht bloß durch sein Alter, sondern auch durch die Kraft, welche Tausende und Millionen fürs Leben und Sterben schon in ihm gefunden haben, wird als Thorheit, Narrheit, ja Unsittlichkeit verunglimpft. Alterprobte Zustände werden mit einem Schlag über den Haufen geworfen, abgeschafft und zu Grab getragen ohne Sang und Klang. Das geschichtlich Gewordene hat kein Recht, sondern nur die Laune der Gegenwart. Der Lebende hat recht. Wir, die jetzige Generation, wir sind die Aufgeklärten, wir die Klugen, wir die Fortgeschrittenen, wir haben's

herrlich weit gebracht, unser sind die großen Maschinen, die Zündnadelgewehre, die großen Kriege und Siege; die Alten waren immerhin gute Leute, aber eben doch recht borniert, zopfig, engen geistigen Horizontes. Das ist der Ton, der durch unser Zeitbewußtsein, durch unsre Presse und vielfach auch durch die liebe Jugend geht. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Die jüngste Generation ist allemal die gescheiteste, das geht aus der Idee des modernen Fortschritts von selbst hervor. Die ältere Generation mit allen, die ihr angehören, kommt naturnotwendig allmählich samt ihren Anschauungen und Begriffen zum alten Eisen, und wird von der aufstrebenden jüngeren demgemäß behandelt. So ist die Impietät wesentlich das Produkt eines falschen Zeitgeistes, der ein Geist der Verneinung, des Gegenwartsstolzes, der Zersetzung, des Anstürmens gegen die geschichtlich gegebenen Auktoritäten ist. Der revolutionäre Sozialismus, diese grundsätzliche Verneinung aller Pietät, ist dieses Zeitgeistes letzte und bitterste Frucht.

Soll dadurch der einzelne, wenn er keine Pietät hat und übt, entschuldigt werden? Soll ihm damit die Ausrede nahe gelegt werden: „Also kann man von mir auch keine Pietät verlangen, ich bin eben ein Kind meiner Zeit?" Mit nichten! Traurig, wenn einer bloß ein Kind seiner Zeit ist und nichts anderes! Traurig, wenn er nicht auch ein Stück Ewigkeit in sich trägt, das ihn über seine Zeit stellt! Traurig, wenn er mit seinem inneren Wesen und Charakter bloß ein Produkt der Zeitströmungen ist und nicht die Kraft hat, von innen heraus sich selbst zu bestimmen und nötigenfalls auch

kraft seiner Selbstbestimmung dem Zeitstrom entgegenzutreten! Wer das nicht kann, der kann niemals die Aufgabe erfüllen, die Gott ihm in der Welt angewiesen hat. Denn Gott braucht zum Wirken in der Welt charaktervolle Persönlichkeiten, nicht Nullen, er baut sein Haus aus festen Steinen und nicht aus zusammengewehtem Sand; er schlägt die Säulen seines weltumfassenden Tempels aus Eichen und nicht aus dem Schilfrohr, das der Wind hin und wehet.

Und gerade die Jugend ist am allerwenigsten berufen, bloß wie eine leichte Feder von jedem Wind der Zeit sich hierhin und dorthin bewegen und treiben zu lassen. Je stolzer sie ist auf ihre freien Ideale, je weniger sie den Geistern, welche die Menge beherrschen, dienstbar sein, sondern dem eigenen, edlen Drang des Geistes folgen will, desto mehr hat sie auch die Verpflichtung, Zeitunarten nicht blindlings mitzumachen, in den tollen Wirbel, in dem die berauschte Menge um ihre Zeitgötzen tanzt, sich nicht mit hinein zu stürzen, sondern den ewigen, bleibenden Idealen gemäß ihr Leben zu gestalten und den Gesetzen des wahrhaft Schönen, Großen, Edlen und Ehrwürdigen nachzuleben. Und wenn darum die Zeitströmung eine pietätslose ist, — ferne sei es von einem edlen Jüngling, daß er einstimme in diesen frivolen Ton. Nur ein Antrieb sei ihm die falsche Zeitströmung, mit um so größerem Ernst sich ihr entgegenzustemmen, und in Gesinnung, Wort und Werk, wie im ganzen Verhalten die Pietät zu pflegen und zu üben, welche die vornehmste Grundsäule unsres ganzen häuslichen, staatlichen und kirchlichen Lebens ist. Er fange

aber mit dieser Pietät da an, wohin der Name ihn weist, nämlich bei der obersten Auktorität, bei dem Gott, der über allen der Höchste ist, und bei dem Glauben an ihn, der unsre Väter stark gemacht hat. Dann wird im Mund der Jugend jenes frivole Kritisieren von selbst verstummen, dem nichts heilig und ehrwürdig ist, und in einer pietätslosen Zeit mit ihrer umsturzschwangeren Atmosphäre, mit ihren höllischen Attentaten, wird eine Jugend heranwachsen, die durch ihre Pietät gegründete Hoffnung auf künftige Wiederkehr besserer Zeiten giebt. Gott sei Dank, es fehlt schon jetzt nicht an Anzeichen davon, daß ein bescheidener Anfang hiezu gemacht ist.

---

14. Friede und Unfriede.

Nicht immer sind deine Berührungen mit andern derart, daß du dich dadurch in deinem inneren oder äußeren Leben gefördert und zur Pietät, zur Dankbarkeit aufgefordert fühltest. Je zuweilen tritt das Gegenteil ein. Es drohen in deinem Verhältnis zu andern Störungen, denen es gilt auszuweichen; es treten Störungen ein, die wieder ausgeglichen werden müssen. Die Kunst, drohende Störungen des Friedens mit andern zu vermeiden, nennen wir *Friedfertigkeit*. Die Kunst, den gestörten Frieden wieder herzustellen, nennen wir *Versöhnlichkeit*. Beides sind Tugenden, welche, wie jedes Menschen- und Christenleben, so insbesondere das des Jünglings zu schmücken berufen sind.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt, — das ist ein Sprichwort, das nicht bloß fürs große, sondern auch fürs kleine Leben gilt, und nicht bloß für die Alten, bei denen es sich um Prozesse vor der Obrigkeit handelt, sondern auch für die Jungen, deren Streitigkeiten einen mehr privaten Charakter tragen, und sich vielleicht auch um weniger wichtige Dinge drehen. Friede ernährt, macht heiter und vergnügt, aufgelegt zum Anfassen der Arbeit und geschickt zu ihrer Ausführung; Unfriede verzehrt, macht verdrossen und widerwärtig, zerstreut bei der Arbeit, schlecht aufgelegt bei der Erholung. Immer klingt das letzte bittere Wort, das man vom andern gehört hat, im Herzen nach; immer beschäftigen sich die Gedanken mit dem, was man selbst drauf gesagt hat oder gesagt hätte, wenn man gleich dran gedacht hätte, und was man jedenfalls bei der nächsten Gelegenheit nicht versäumen will, an den Mann zu bringen. Je näher zwei junge Leute zuvor einander gestanden sind, desto unbefriedigter sind sie, wenn etwas Derartiges zwischen sie getreten ist. Nicht zu vergessen, daß auch der Verkehr mit Gott schlecht von statten geht, wenn das Herz voll Bitterkeit ist gegen den Bruder. Ja Unfriede verzehrt, äußerlich und innerlich, an Leib, Seele und Geist.

Darum fleißige dich der Friedfertigkeit! Und zwar geschieht dies auf zweierlei Weise. Fürs erste dadurch, daß du selbst dich hütest, irgend welche Störungen des Friedens zu veranlassen, fürs zweite dadurch, daß du, wo sie etwa vom andern ausgehen, sie nicht durch „Heimgeben" verstärkst und vermehrst, sondern lieber, wenn es

möglich ist, sie in der Stille überwindest und unschädlich machst. Ich denke, von der erstgenannten Weise der Friedfertigkeit brauche ich nicht des weiteren zu reden. Es gehört doch schon ein recht händelsüchtiges Wesen dazu, um ohne Grund den andern zu Streit und Unfrieden herauszufordern. Doch laß dir's immerhin gesagt sein. Man kann Ursache zum Unfrieden geben, auch ohne daß man es gleich so böse meint. Einer neckt gern und erlaubt sich gern in Wort oder That einen Scherz mit einem andern, da mag's leicht einmal geschehen, daß der Scherz übel genommen wird und in bitteren Ernst umschlägt. Nimm dich darum doppelt in Zucht, wenn du von Natur zu solchen Neckereien geneigt bist, die doch nicht jeder ertragen mag, so witzig und lustig sie auch für die Unbeteiligten sein mögen. Man muß um des Friedens willen auch einen guten Witz bei sich behalten können und beileibe nicht der Sklave seines Witzes werden. — Oder es mischt sich einer in guter Absicht, aber etwas ungeschickt, in eine Angelegenheit seines Nächsten, und auch das kann, selbst wenn gar keine streitsüchtige Absicht vorhanden ist, zu unangenehmen Verwicklungen und gründlichen Verstimmungen führen. Freilich, allem kann man nicht ausweichen, und manchmal muß man um des Rechts und der Wahrheit willen auch eine Verstimmung des andern riskieren. Aber „soviel an dir ist," soweit es dir möglich ist, halte mit allen Menschen Frieden und gieb deinerseits zu keinerlei Störungen desselben Veranlassung. Rede nicht unbedacht und unbesonnen, damit dein Wort nicht ein Funke werde, der im Herzen des andern

zündet und einen großen Brand anrichtet. Hüte dich besonders, von den Fehlern anderer in unfreundlicher, liebloser oder wenigstens vorschneller Weise da und dort zu reden. Es wird ihnen leicht hinterbracht und wird dann ein Keim des Unfriedens, der Entzweiung. Merke dir, was Rückert darüber sagt:

Viel lieber mag die Lieb', als an der Sonne Flecken,
Den Stern, der etwa glänzt in dunkler Nacht, entdecken.
Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach andrer Fehlern,
Und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern.

Geht aber vom andern etwas aus, was den Frieden zu stören geeignet ist, dann ist es deine Aufgabe, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern zurechtzulegen und auszugleichen. Vielleicht ist es ja gar nicht so böse gemeint, wie es aussieht. Vielleicht hat dein Gegenüber, als er das Wort aussprach, gar keine Beleidigung beabsichtigt. Vollends wenn er etwa eine Aufmerksamkeit unterlassen hat, die du von ihm erwarten konntest, so ist es unmännlich, nun den Beleidigten zu spielen. In einem solchen Fall muß man auch sehen können ohne zu sehen, man muß im stande sein, etwas nicht zu merken, auch wenn man's merkt. Kannst du es aber nicht hingehen lassen, so sprich offen mit ihm, frag ihn, wie es gekommen sei, wer weiß, ob sich nicht noch alles in Wohlgefallen auflöst und ein bloßes Mißverständnis zu Grunde lag.

Aber wenn es sich nun um eine wirkliche und absichtliche Beleidigung handelt, welche von dem andern ausgegangen ist? Dann hast du erst recht Gelegenheit, dein Friedensamt zu üben. Dann ist immer noch die

Möglichkeit vorhanden, daß die beleidigende Rede oder That nicht mit Überlegung, sondern in einer augenblicklichen Aufwallung geschehen ist, daß sie also nicht Ausdruck seiner eigentlichen Gesinnung, sondern bloß das Resultat eines Affektes ist, der wie eine fremde Macht ihn überwältigt hat. Kluge Friedfertigkeit behandelt solche Reden und Handlungen, welche bloß einer augenblicklichen Aufwallung entspringen, nicht viel anders als das Gebahren eines Fieberkranken. Ein solcher mag eine Faust gegen dich machen — du weißt, er selber thut's eigentlich nicht, sondern das Fieber. Er mag dich mit den ausgesuchtesten Schimpfwörtern bewerfen — du bleibst ruhig, denn nicht er ist's, der redet, sondern seine Zunge ist in Bewegung gesetzt von einer fremden Macht, die augenblicklich seinen Organismus beherrscht. Und so magst du auch bei dem, was einer in der Aufregung und augenblicklichen Gereiztheit dir Beleidigendes sagt, ruhig denken: das sagt nicht er selbst, nicht seine Seele, nicht sein innerstes Herz, sondern das sind Laute, dadurch entstanden, daß eine unheimliche fremde Macht über ihn gekommen ist und sich augenblicklich seiner Sprachwerkzeuge bemächtigt hat. Warte ruhig, bis der Anfall vorübergeht, die Sonne wird von selber wieder durch die Wolken brechen. Nubecula est, transibit. Ein Wölkchen ist's, es wird vergehen.

Wenn mir nun aber auch dieser Beruhigungsgrund genommen wird? wenn ich annehmen muß, daß der andere so recht mit Absicht und Überlegung, kalten Bluts seine Giftpfeile gegen mich losschießt? Nun, der Fall wird immerhin selten sein in euren jungen Jahren.

Da ist doch gewöhnlich das meiste am Streit eben eine Wallung des Augenblicks. Kommt aber wirklich einmal so ein „kalter“ Beleidiger über dich, so wär's eine ganz schlechte Verteidigung, wenn du nun dich selbst in Harnisch und Hitze werfen und blind drauf losfahren wolltest. Es ist ein übles Fechten, wenn man mit unruhigen, hastigen Bewegungen und unklarem Auge einem kühlen, jeden Schlag und Stoß berechnenden Gegner gegenübersteht. Halte ihm immerhin, wenn du kannst, mit Ruhe sein Unrecht vor, so wie Christus dem Knecht ruhig sagte: „Warum schlägest du mich?“ Aber wenn du es nicht mit Ruhe thun kannst, so schweige lieber still. Denn je hitziger du selber wirst, desto kühler wird jener andere zu sein sich bemühen, und je ruhiger er ist, desto mächtiger wird bei dir das Feuer der inneren Empörung auflodern, bis du nicht mehr Herr deiner selber bist, nicht mehr weißt, was du redest, und infolge davon Worte und Gebärden gebrauchst, die dich erniedrigen. So bist du dann richtig durch das Böse überwunden und deinem Gegner unterlegen, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich. Diese Niederlage meldet sich, sobald die Hitze verflogen ist, in einem noch nicht abgestumpften Gemüt durch ein sehr lebhaftes Gefühl der Beschämung an. Je bösartiger ein Angriff gegen dich ist, desto weniger darfst du dich in den Ton, den der Beleidiger anschlägt, hineinreißen lassen. Kannst du dies nicht anders vermeiden, als durch Schweigen und Weggehen, nun so schweige in Gottes Namen und mache dich fort. Auch in diesen Fällen ist Flucht nicht Feigheit, sondern eine rechte That des Mutes. Denn

wer seines Mutes Herr wird, ist besser als der Städte bezwinget.

Das „Heimgeben“ von beleidigenden Worten oder Handlungen ist eine gefährliche Sache. Ein unaufhaltsames crescendo der kämpfenden Leidenschaften ist die unausbleibliche Folge davon. Denn wenn sich B. gegenüber von A. aufs „Heimgeben“ legt, so wird er dieses Geschäft nicht etwa so einrichten, daß er mit größter Gewissenhaftigkeit möglichst genau so viel rückzahlt, als er empfangen hat. Vielmehr wird ganz naturgemäß die Erwiderung gegenüber von der Leistung des A. einen größeren oder kleineren Überschuß aufweisen, wie schon der alte Kainite Lamech in der Urzeit des Menschengeschlechts den Grundsatz der Wiedervergeltung gefaßt hat: „Einen Mann töte ich für eine Wunde, einen Jüngling für eine Beule.“ Dies wird von A. sofort empfunden und giebt ihm Anlaß, auf die Ausgleichung dieses Überschusses bedacht zu sein. Natürlich ist auch er im Abmessen nicht pedantisch genau, B. fühlt sich infolge davon verpflichtet, abermals zur Ausgleichung zu schreiten, und so steigert einer den andern hinein in die Verbitterung, und in kurzer Zeit fallen Worte, die stark und verletzend genug sind, um sich als trennende Schranke auf lange Zeit, vielleicht auf immer, zwischen zwei Herzen zu legen, welche vorher treulich zusammengehalten haben. Wer Böses mit Bösem, Scheltwort mit Scheltwort vergilt und dadurch Feindschaft und Haß herbeiführt, der hat sich vom Bösen überwinden lassen, sofern er sich durch das gegen ihn herankommende Böse verführen ließ, selbst auch Böses zu reden und zu thun.

Denn das Böse wird dadurch nicht gut, daß es eine Erwiderung auf vorher geschehenes Böse ist. Bös mit bös multipliziert, oder bös zu bös addiert — giebt das gut? Das wäre ein wunderliches Rechnen. Nein, es sind dann mehrere böse Reden oder Handlungen anstatt einer einzigen, die Masse des Bösen in der Welt ist vermehrt, seine Macht verstärkt. Wer aber durch das Böse, das ihm widerfährt, sich nicht aus der Fassung bringen läßt, wer ruhig bleiben, schweigen, weggehen kann, der hat den Angriff des Bösen gegen ihn abgeschlagen und das Böse mit Gutem überwunden, zunächst in sich selbst, weiterhin vielleicht auch in seinem Gegner, wenn dieser dadurch zur Erkenntnis seines Unrechts kommt, die sich, wenn ihm Gleiches mit Gleichem vergolten worden wäre, schwerlich jemals bei ihm eingestellt hätte. Dies ist der Sinn des bekannten, vom Unverstand oft verspotteten Wortes der Bergpredigt: „So dich jemand schlägt auf einen Backen, dem biete den andern auch dar.“ Dieses Wort muß cum grano salis, das heißt mit einem Körnchen Verstand aufgefaßt werden. Als Jesus von des Hohepriesters Knecht den Backenstreich empfing, hat er ihn nicht etwa eingeladen, die Beleidigung zu wiederholen, sondern er hat ihn ruhig, sachlich, ohne Leidenschaft zurechtgewiesen, wobei er allerdings riskierte, daß die Roheit wiederholt wurde. Und so bedeutet der angeführte Spruch auch für uns: Ehe du dich auf den Standpunkt der Widervergeltung begiebst, riskiere lieber eine Wiederholung der feindseligen und beleidigenden Handlung.

Hier ist der Ort, wo einige Worte über eine ganz

sonderbare Weise des Verhaltens bei erlittenen Beleidigungen zu sagen wären, nämlich über die Herausforderung zum Duell. Man lobt das Duell als eine geordnete Art, sich Recht zu verschaffen, im Gegensatz gegen das blinde Dreinschlagen auf eine erlittene Beleidigung hin. Es sei dadurch die Genugthuung dem Boden der wilden Leidenschaft entrückt und unter Maß, Form und Regel gebracht. Das sei viel nobler und ritterlicher; die Wut kläre sich auf diese Weise ab zum ruhigen Mut, man falle den Gegner nicht nur geschwind mit Messer oder Dolch an, wie die Bauernbursche thun, sondern thue es ihm vorher zu wissen und gebe ihm Gelegenheit zur regelrechten Verteidigung. Das mag sein. Aber beim Licht betrachtet ist das Duell doch nichts anderes, als ein Rest mittelalterlicher Barbarei, ein Überbleibsel aus der Zeit des Faustrechts und des abergläubischen Wahnes, als vollzöge sich in dem Resultat eines solchen Zweikampfes ein Gottesurteil. Es gab eine Zeit, da es mit dem Rechtsschutz bei der Obrigkeit schlecht bestellt war, da man entweder gar nicht zu seinem Recht gelangte, oder sehr lange darauf warten mußte. Es war diese Zeit zugleich eine wilde und blutige Zeit, in welcher der persönliche ritterliche Mut alles galt und jeden andern Fehler zudecken konnte. Da war es natürlich und begreiflich, wenn die Herren vom Schwert, die einen Handel mit einander hatten, nicht darauf warten mochten, bis ein ordentlich Gericht seinen Spruch that, sondern ihre Sache nach festgesetzten Regeln und Ordnungen unter sich selbst ausmachten, und ein in seiner Ehre Gekränkter durch eine That

persönlichen Muts seine gefährdete Ehre wieder herstellen konnte.

Aber beide Voraussetzungen, unter denen der Zweikampf damals einen Sinn hatte, treffen heutzutage nicht mehr zu. Wir leben in bürgerlichen Verhältnissen, die so geordnet sind, daß jeder zu seinem Recht kommen und, wenn er wirklich in seiner Ehre gekränkt ist, auf ordentlichem Weg sich reinigen kann. Und was die andere Voraussetzung betrifft, so steht gewiß der persönliche Mannesmut auch heutzutage noch mit Recht in allen Ehren, namentlich im Wehrstand, der in ihm eine seiner tragenden Grundsäulen hat. Aber so ist's drum doch heutzutage nicht mehr, daß einer durch Bestehen eines Kampfs, der persönlichen Mut fordert, alle möglichen andern Flecken von seinem Ehrenschild abwaschen könnte. Einer wird ein Lügner gescholten; wir lassen dabei ganz dahingestellt, ob mit Recht oder mit Unrecht. Das ist eine Beleidigung, die gesühnt werden muß. Er fordert den Beleidiger, sie kreuzen Kugeln oder Degenklingen, einer wird verwundet, vielleicht auch beide, vielleicht auch keiner — ja was ist denn nun erwiesen? Welcher Mensch mit vernünftiger Logik wird dann den Schluß ziehen: weil der Beleidigte den andern gefordert und mit ihm auf Tod und Leben gekämpft hat, so ist damit bewiesen, daß er kein Lügner sei? Gar nichts ist bewiesen, als daß er Mut genug habe, einen Zweikampf einzugehen, vielleicht auch, daß er nicht Mut genug habe, um leidigen Standesvorurteilen und falschen Ehrbegriffen entgegenzutreten. Aber daß er kein Lügner, sondern ein höchst wahrheitsliebender Mensch sei, beweist

er weder dadurch, daß er Wunden austeilt, noch dadurch, daß er Wunden empfängt.

Darum möchte ich zunächst rein vom Standpunkt vernünftigen Denkens, ohne Beiziehung sittlich religiöser Gesichtspunkte sagen: du brauchst vernünftigerweise weder eine Forderung ergehen zu lassen, noch sie von einem andern anzunehmen. Das erstere nicht, denn es ist nach vernünftigen Denkgesetzen schlechterdings nicht einzusehen, was deine Ehre dabei gewinnt, wenn du den, der dich beleidigt hat, einlädst, den Versuch zu machen, ob er dir nicht auch noch eine Kugel in den Leib jagen oder mit dem Degen das Gesicht zerhauen könne. Ebensowenig hast du nötig, eine Herausforderung anzunehmen. Denn entweder hast du dem andern Unrecht gethan und dir eine ungehörige Äußerung gegen ihn erlaubt, und dann dient dir's gewiß nicht zur Unehre, sondern zur Ehre, wenn du das beleidigende Wort zurücknimmst und Abbitte thust. Wer dich darum ansieht, der beweist dadurch bloß, daß seine Ehrbegriffe in vollständiger Konfusion sind, daher du auch über seine Gedanken von dir ruhig zur Tagesordnung übergehen kannst. Oder aber, du bist ihm gegenüber in deinem Recht und hast mit dem, was du sagtest, bloß der Wahrheit gedient, dann wird es dir auch nicht schwer werden, den Wahrheitsbeweis zu führen, und wenn der Gegner sich damit nicht zufrieden giebt, so verweise ihn ruhig auf den Weg der gerichtlichen Klage.

Aber nun noch etwas anderes. Das Leben ist zwar der Güter höchstes nicht, aber doch ein Gut, das man bloß dann aufs Spiel setzen darf, wenn wirklich höhere

Interessen als die des Leibeslebens auf dem Spiel sind. Das ist aber in den sogenannten „Ehrenhändeln“ gewöhnlich nicht der Fall; im Gegenteil, es ist oft wahrhaft erstaunlich, um welch elender Lappalien willen zwei Menschenleben aufs Spiel gesetzt werden. Und auch wo wirklich eine Gefährdung der Ehre vorhanden ist — wir haben ja eben gesehen, daß die Logik erst gefunden werden muß, nach welcher einer seine auf irgend einem Punkt gefährdete Ehre durch Pistole oder Säbel wiederherstellen kann. Darum hat kein Mensch ein Recht, um solcher Ursachen willen sein Leben und das Leben eines andern aufs Spiel zu setzen. Thut er es doch, so frevelt er an einem gottverliehenen Gut, treibt frivoles Spiel mit edler Kraft, verkürzt sich und dem andern die Vorbereitungszeit für die Ewigkeit, die doch wahrlich an sich schon kurz genug bemessen ist, begeht einen Raub an dem, was Gottes ist, kurzum, vereinigt Totschlag und Selbstmord in einer That. Es handelt sich also beim Duell nicht bloß um die Vernunft, sondern auch ums Gewissen, nicht bloß um Sünde gegen die Logik, sondern auch um Frevel gegen Gott.

Diese Wahrheit wird dadurch, daß Gott jezuweilen auch bei einem jungen Mann im Duell die Zeiten der Unwissenheit übersieht und die Sache gnädig abgehen läßt, nicht aufgehoben. Auf einer deutschen Universität geschah es, daß ein Student von seinen Freunden und Bekannten so lange bearbeitet wurde, bis er selber glaubte, ein Ehrenhandel, in den er verwickelt war, lasse sich nur durch einen Zweikampf beilegen. Er war ein sehr schlechter, sein Gegner aber ein sehr gewandter Fechter.

Mit banger Sorge betrat er die Mensur. Als aber sein Gegner ihm gegenübertrat, da kam's über ihn wie eine übermenschliche Gewalt. „Nun hilf mir, Herr Jesus Christus!" rief er mit lauter Stimme, schwang sein Rappier und drang ohne alle Regeln der Kunst, aber so stürmisch und unwiderstehlich auf seinen Widerpart ein, daß dieser gänzlich aus dem Konzept kam und die unblutige Beilegung des Streits doch noch gelang. Wenn nun einer unter Anrufung des Herrn Christus ins Duell geht, so ist das wohl in seiner Weise auch schön, aber gerechtfertigt ist er damit noch nicht. Gustav Adolf, der Schwedenkönig, dem gewiß niemand den Ruhm hoher Tapferkeit streitig machen wird, war ein grundsätzlicher Gegner des Duells und duldete es auch bei seinen Offizieren nicht. Wer Blut im Duell vergieße, sagte er, der solle dafür sein eigenes hergeben. Und einmal ließ er, nachdem er zum Schein in ein Duell zwischen zwei Offizieren gewilligt hatte, gleich einen Galgen für den Sieger erbauen. Da unterblieb der Kampf. Daß heutzutage Angehörige des Soldatenstandes vor die Wahl gestellt werden können, entweder sich zum Duell zu entschließen, oder aus dem Dienst zu scheiden, ist leider wahr. Aber dies ist bloß ein Beweis, daß die richtige Erkenntnis von der Verwerflichkeit des Duells noch nicht alle Schichten der Gesellschaft gehörig durchdrungen hat; ein Grund, günstiger über das Duell zu urteilen, liegt darin keineswegs.

Tritt nun trotz aller Bemühungen, den Frieden zu erhalten, dennoch eine andauernde, ernstliche Störung

desselben ein, dann muß die Friedfertigkeit abgelöst werden durch ihre Schwester, die Versöhnlichkeit.

Die Versöhnlichkeit fordert von dir ein Zweifaches. Fürs erste, daß du jedem Versuch des andern, den gestörten Frieden wieder herzustellen, mit aller Bereitwilligkeit und von ganzem Herzen entgegenkommest. Fürs andere aber, daß du gar nicht wartest, bis der andere kommt, sondern bereit seiest, selbst den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Wir wollen die erstere Forderung, als die leichtere, zuerst besprechen. Daß es eine Ungeheuerlichkeit ist, einen Menschen, der sich gegen einen andern verfehlt hat und nun kommt und sagt: „es thut mir leid, ich habe gefehlt, laßt uns wieder gut sein," hart und schroff abzuweisen, das giebt einem schon das natürliche Gefühl. Mit dem, daß der Beleidiger nicht bloß sein Unrecht innerlich einsieht, sondern auch dem Beleidigten gegenüber bekennt, also sich demütigt, ist ja alle Genugthuung gegeben, die einer billigerweise erwarten kann. Es müßte einer schon sehr von sich und der Wichtigkeit seiner Person eingenommen sein, und Verfehlungen gegen diese seine Persönlichkeit wie eine Art von Hochverrat, wie einen Frevel gegen das Höchste und Edelste ansehen, wenn er sich in einem solchen Fall kalt und schroff abwenden wollte. Er müßte namentlich annehmen, daß er noch niemals in dem Fall gewesen sei und auch niemals in den Fall kommen werde, bei Menschen oder bei Gott um Verzeihung und Nachsicht bitten zu müssen. Denn sonst müßte er ja doch auch auf den Gedanken kommen, daß „mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit

welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden.“ Wer nicht verzeihen will, stellt sich damit auf den harten, strengen, kalten, schroffen Rechtsboden. Er stellt damit den Grundsatz auf, daß der Rechtsboden überhaupt der Grund und Boden sei, den er für den Verkehr der Menschen unter einander als den richtigen ansehe. Er spricht damit weiter aus, daß auch des Menschen Stellung zu Gott ausschließlich durchs strenge Recht reguliert werden müsse. Er giebt damit seinerseits alle Anwartschaft auf Verzeihung und Gnade bei Gott und Menschen auf. Das ist der Sinn der fünften Bitte des Vaterunsers, sowie des bekannten Gleichnisses von dem barmherzigen Herrn und dem unbarmherzigen Knecht.

Als der alte Ziethen einmal von seinem königlichen Herrn schwer gekränkt und zurückgesetzt worden war, da verlangte er mit kurzen Worten seinen Abschied und dachte wohl in seinem Herzen wie Jonas: billig zürne ich bis in den Tod. Aber als er eines Abends allein in seinem Gemach saß und der König Friedrich hereintrat und ihm die Hand hinhielt: „Ziethen, Er trutzt mit mir! Er trägt mir allerlei nach!“ und als der große König mit bewegter Stimme sagte: „Wenn ich mit der Armee künftig ausziehe und die Soldaten fragen: wo ist unser Vater Ziethen? — was soll ich dann sagen? soll ich sagen: der Vater Ziethen mault und hat mir etwas übel genommen?“ — da stürzten dem alten harten Ziethen die Thränen aus den Augen, und der Zorn war verraucht, und die Feinde bekamen's zu fühlen, daß der Ziethen dabei war. Wer verdient in diesem Fall mehr unsere Bewunderung, der bittende König oder der ausgesöhnte Ziethen?

Aber eine Grenze muß doch dieses Verzeihen haben? Einmal, ja; auch zwei- oder dreimal. Aber dann muß es doch heißen: „jetzt darf's nicht mehr vorkommen.“ Und kommt's dann doch wieder vor, dann hat die Verzeihung ihre Rolle ausgespielt und das strenge Recht hat seinen Lauf. Genau so hat vor etwa achtzehnhundert und fünfzig Jahren ein gewisser Petrus auch gedacht und hat demgemäß seinen Meister gefragt: „Herr, wie oft muß ich denn dem Bruder, der an mir sündiget, vergeben?“ Und weil er dabei den Mund recht voll nehmen und nobel sein wollte, setzte er dazu: „ist's genug siebenmal?“ Er dachte, das sei ein edler Ansatz, und das achtemal könne dann ruhig die Verzeihung unterbleiben. Aber wie lautet die Antwort? „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.“ Das will nicht heißen: 490mal, und das 491temal bedarf es keiner Vergebung mehr. Es handelt sich hier nicht um eine mathematische Zahl, sondern um eine sinnbildliche. Ihre Bedeutung ist: du sollst dir beim Vergeben das Zählen überhaupt abgewöhnen. Wer seinem Nächsten nachrechnet, wie oft er heute und gestern und ehegestern schon Nachsicht gegen ihn geübt habe, der steht damit schon auf einem verfehlten Standpunkt. Er zeigt, daß seine Verzeihung nicht aus der Liebe fließt, denn die Liebe zählt und rechnet nicht. Bedenke, wie viel Nachsicht andere Leute den ganzen Tag über mit dir haben müssen, und danach bemiß dein Verhalten gegen andere. Bedenke, wie viel Vergehungen Gott täglich dir verzeihen muß, und danach behandle andere. Wenn dein schlimmster Feind es darauf anlegen würde, dich recht

zu ärgern und in der Geduld zu üben, so würde er doch nicht im stande sein, sich den Tag über gegen dich so oft und schwer zu verfehlen, wie du dich in ganz gewöhnlichen Zeiten, ohne besondere Vergehungen, an deinen besten und bravsten Tagen gegen Gott vergehst. Du hoffst dafür auf seine Verzeihung. Gut, so sei auch mit der deinigen nicht karg. Dem andern nachrechnen und ihm gelegentlich die Fälle des Verzeihens vorhalten, ist kleinlich, knauserig, ärmlich, bettelhaft; ihm immer wieder vergeben, so oft darum nachgesucht wird, ist großartig, freigebig, nobel, königlich, göttlich. Noch mehr: wer nachzählt, der hat noch gar nicht recht verziehen, sonst würde er es nicht als besondere Leistung fortwährend im Gedächtnis haben. Vollends wer dem andern gelegentlich vorhält: „das und das und das habe ich dir großmütig verziehen,“ — der beweist dadurch, daß doch noch ein Aber, eine Mißstimmung in ihm zurückgeblieben ist, seine Verzeihung also mehr in Worten, als in der That vorhanden war. Wo man wirklich und wahrhaftig verzeiht, da muß man auch vergessen können, wenn auch nicht sofort, was ja nicht möglich ist, so doch allmählich und so, daß das Vergessen*wollen* von Anfang an vorhanden ist. Wer aber gleich zu Anfang sagt: „Verzeihen will ich dir meinethalb, aber vergessen kann ich's nicht“ — der erklärt nichts anderes, als daß zwar sein Mund verzeihe, nicht aber sein Herz.

Aber wenn nun der andere nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thut? Dann tritt die andere, schwerere Forderung der Versöhnlichkeit an dich heran, daß du selbst dich entschließest, den ersten Schritt zu thun, und

zwar ohne allzulange zu warten, wo möglich noch ehe die Sonne untergeht. Denn bis der Tag und das Tagewerk abgeschlossen wird, sollte auch dieser Handel im reinen sein; was man einmal über Nacht hängen läßt, das setzt sich so leicht auf die Dauer im Herzen und Gemüt fest, und seine Beseitigung wird immer schwieriger. Also noch vor Sonnenuntergang den ersten Schritt zur Versöhnung! Aber wer soll ihn thun? „Der, welcher am Streit schuldig ist," sagst du. Ja, wer das so geschwind heraus hätte! Aber meistens wirft jeder dem andern vor, daß er „zuerst angefangen" habe. Und was das Sonderbarste ist, jeder hat recht. Denn selten entsteht ein Streit so, daß man klar und scharf die Linie ziehen, den Grenzpfahl einschlagen und sagen kann: bis dahin war alles gut, lauter Friede und Harmonie, aber von dem Wort an, das dieser geredet hat, begann der Streit. Meistens kommen bei einem Handel nur ganz allmählich die zwei verhängnisvollen Strichlein aufs a, wodurch Händel draus werden, und jeder der beiden Streitenden hat eins der Strichlein auf dem Gewissen. Unvermerkt treten allmählich in der vorher harmlosen Verhandlung gewisse Spitzen zu Tag, ein empfindlicher, gereizter Ton mischt sich ein, erst von ferne sich ankündigend, dann aber immer näher, immer deutlicher, immer stärker, und unversehens steckt man mitten in den Liebenswürdigkeiten drin. So wird denn meistens die Schuld am Streit auf beide Teile gleich verteilt sein. Ist der eine spitzig, grob gewesen, so hat der andere durch Reizbarkeit und Empfindlichkeit seinen Beitrag zur Entwicklung der Dinge geliefert.

Wohl mag dann und wann auch die Schuld minder gleichmäßig verteilt sein. Du kannst vielleicht weniger als dein Gegner zur Entstehung des Streits beigetragen haben. Aber wer soll und kann darüber entscheiden? Du selbst? Nein, da wärest du ja Richter in eigener Sache. Oder andere, welche dabei waren? Ich fürchte, unter ihnen werden die Ansichten auch geteilt sein, denn das Urteil der Jugend über Recht oder Unrecht bildet sich gerne nach persönlicher Zuneigung oder Abneigung. Doch selbst, wenn du urkundlich nachweisen könntest, daß deine Schuld die geringere sei, so wärest du durch diesen Nachweis noch nicht von der Pflicht entbunden, als der erste die Hand zur Versöhnung zu bieten. Denn es ist ja doch bloß ein *Weniger* von Schuld, keine *Schuldlosigkeit*, und deinen persönlichen Anteil an der Schuld, wäre er auch noch so geringfügig, sollst du dadurch anerkennen, daß du zuerst die Hand zur Ausgleichung bietest. Je ernster du es mit deiner Verschuldung zu nehmen gewöhnt bist, je mehr du lernst, dich bei deinen Verschuldungen nicht mit andern zu vergleichen, deren Fehler du noch für größer hältst als die deinigen, sondern dein Gewissen und deinen Gott zu hören, desto mehr wird es dir selbst zum Bedürfnis werden, eine Aussöhnung zu suchen und dadurch deinen Schuldteil zu sühnen. In der Kanzlei des Herrn von Stein geschah es, daß ein Kanzleidiener über eine soeben unterzeichnete wichtige Urkunde in der Zerstreuung anstatt des Sandfasses das Tintenfaß ausgoß. Im Zorn sprang Stein auf, riß dem Mann das Papier aus der Hand und rieb ihm die Tinte im Gesicht herum. Andern

Tags, als der Mann wiederkam, eilte ihm Stein entgegen, ergriff seine beiden Hände, war ungemein freundlich und drückte ihm zum Abschied ein Papier mit einem schweren Goldstück in die Hand. Stein hätte sich diese Aussöhnung wohl ersparen können. Er war der Herr Oberpräsident und jener der Diener, der nach wie vor mit ihm verkehren mußte, gern oder ungern. Warum war auch der Mann so zerstreut gewesen? Er hatte den Fehler gemacht. So konnte Stein denken. Aber er dachte anders, er dachte als Christ und handelte als rechter Edelmann.

Du mußt nur nicht vergessen, daß vor Gottes Augen auch der Schuldteil doch eine ganze und volle Schuld ist, eine That für sich, die er demgemäß beurteilt. Schuldanteil giebt es höchstens für menschliche Beurteilung, nicht aber für die göttliche. Und angenommen, du wärest einmal ganz schuldlos vor Gott und Menschen — eine Schuld bleibt dir doch immer gegenüber von andern, und das ist die Schuld der Liebe, die nicht fragt: was gebührt mir? sondern: was frommt dem Nächsten? was fördert ihn?

Denke an deine eigene Erlösung. Die Sünde ist ein Streit zwischen Gott und Menschen, und bei diesem Streit ist so vollkommen wie niemals bei einem Streit unter Menschen alle Schuld auf der einen, alle Unschuld auf der andern Seite. Alle Schuld ist des Menschen, alle Schuldlosigkeit Gottes. Und dieser Gott, auf dessen Seite kein Stäublein von Schuld ist, stiftet ohne Entgegenkommen, ja ohne Wissen des Menschen eine Versöhnung und Erlösung, bietet dem Menschen, der noch

nichts von ihm will, ja ihm den Rücken kehrt, freundlich die Hand. Hätte er das nicht gethan, die Welt wäre unversöhnt und unerlöst bis auf den heutigen Tag. Du aber gehörst auch mit zu der auf diese Weise erlösten und versöhnten Menschheit. Und was dir zu gute gekommen ist, eine Versöhnungshand von der Seite her, auf welcher keine Spur von Schuld ist — solltest du das nicht auch dem Bruder zu gute kommen lassen, der an dir gesündigt hat?

Du weißst nicht, ob nicht der Tod den einen oder andern von euch wegraffen wird, so lange ihr noch unversöhnt in Streit und Hader mit einander lebet. Und welcher Stachel dann, selber unversöhnt aus der Welt scheiden, oder dem andern in die Ewigkeit hinüber nachsehen, ohne noch einen Blick, ein Wort, einen Händedruck der Versöhnung mit ihm gewechselt zu haben! Wir können doch drüben auch nur kraft freier Gnade und Vergebung ein erträgliches Gericht hoffen. Und wie können wir ein solches hoffen, wenn wir selbst nicht zur Verzeihung und Aussöhnung die Hand bieten wollen?

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst.

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und klagt.

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras.

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst.

So schildert F. Freiligrath in beweglichen Worten die nagende Schuld, welche durch die Unversöhnlichkeit auf ein Menschenherz kommen kann. Aber noch mit ganz anderer Gewalt, wie mit Gerichtsposaunen, redet Christus selber zu dem unversöhnlichen Menschenherzen und stellt ihm die zeitlichen und ewigen Folgen seines Verhaltens vor die Augen. Lies darüber Matth. 5, 25 u. 26.

Und wenn nun alles nichts hilft, wenn deine dargebotene Versöhnungshand höhnisch, unwillig zurückgestoßen wird, so bist du doch noch immer nicht fertig. Dann wird die Versöhnlichkeit zur Feindesliebe, und wartet, bis sich Gelegenheit findet, mit einem guten Wort oder einer guten helfenden That anzukommen. Allerdings, die Gelegenheit muß abgewartet werden. Es ist in einem solchen Fall weder Klugheits- noch Liebespflicht, sich mit Aufmerksamkeiten und Dienstleistungen aufzudrängen. So deinen Feind hungert, dann speise ihn, dürstet ihn, dann tränke ihn. Aber die Gelegenheit wird sich finden, und die rechte Liebe hat offene Augen, um solche Gelegenheiten wahrzunehmen. Diese Feindesliebe, ist schon in der Schöpfungsordnung begründet, sofern Regen und Sonnenschein ohne Unterschied der Gesinnung und des Verhaltens ausgeteilt werden. Sie war darum schon ein Gebot des alttestamentlichen Gesetzes, das befahl, wenn man des Feindes Ochsen oder Esel sehe in der Irre gehen oder unter seiner Last

erliegen, ihm sofort beizuspringen, selbst mit Versäumnis der eigenen Geschäfte. Wie hoch steht hier die Moral des mosaischen Gesetzes über den besten Vertretern der heidnischen Sittenlehre, welche sich bei der Frage, was zum Wohlverhalten gegen andere gehöre, doch nicht über den Satz erheben konnten, daß dazu gehöre, seinen Freunden Gutes, seinen Feinden aber Übles zu thun! Ihr vollste und höchste Begründung aber findet die Feindesliebe wie die Versöhnlichkeit in der Thatsache der Erlösung und Versöhnung durch Christus. Gott hat uns versöhnet durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren. Er hat, da die Menschheit ihm noch feindselig den Rücken kehrte, die umfassendsten Anstalten für ihr Heil getroffen und das Liebste dafür geopfert. Hier siehst du zugleich, wie enge im Christentum Glaubenslehre und Moral zusammenhängen und wie verkehrt es ist, mit Preisgebung der Glaubenswahrheiten bloß die Sittenlehre des Christentums festhalten zu wollen. Das hieße mit andern Worten: Der Baum mag stehen bleiben, denn seine Früchte sind gut; aber die Wurzel muß weg.

Es ist bekannt, wie reich der letzte deutsch-französische Krieg an Exempeln christlicher Feindesliebe, von Angehörigen beider Nationen geübt, gewesen ist. Minder bekannt ist, was zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkriegs ein Offizier der Nordarmee in einem öffentlichen Blatt erzählte, und was ich hier anfügen möchte. Er hatte als Ordonnanz-Offizier in glühender Sommerhitze einen Ritt zu machen, so daß ihm die Zunge am Gaumen klebte. Schier verschmachtend vor Durst kam

er an eine Quelle und wollte absteigen, um seine Feldflasche zu füllen; aber sein Pferd, das sehr bösartig war, machte solche Sprünge, daß der sonst so gewandte Reiter nicht auf den Boden kommen konnte. Er reichte deshalb die Flasche einem dastehenden Soldaten mit der Bitte, sie zu füllen. Der brach in eine schauerliche Verwünschung aus und sagte: „Füll' deine Flasche selbst!" Diese Worte entflammten den Zorn des Offiziers. „Gebe Gott, Elender, daß ich dich eines Tages antreffe, vor Durst verschmachtend und um ein Glas Wasser jammernd, damit ich die Freude haben möge, es dir zu versagen!" Zwei Jahre später kam er leicht verwundet ins Spital zu Washington, und war bald so weit hergestellt, daß er bei seinen Leidensgenossen kleine Hilfeleistungen übernehmen konnte. „An einem entsetzlich heißen Tag, als die Säle zum Erdrücken voll waren, nahm ich ein Glas und einen Krug mit Eiswasser und reichte jedem Verwundeten einen Labetrunk. Plötzlich richtete sich ein Mann von seinem Bette auf und rief mir mit hohler Stimme zu: Wasser! um der Liebe Gottes willen, Wasser! Da stand ich wie versteinert, — es war der, welcher mir den Becher kalten Wassers versagt hatte. Er erkannte mich nicht sogleich. In meinem Innern hieß es: Jetzt geh' und laß ihn das Klappern des Eises hören, geh' bei ihm wieder und wieder vorbei, teil' allen aus, nur ihm nicht; das ist der Tag der Rache! Aber eine andere Stimme sagte: Freund, es ist heute der angenehme Tag, vergieb, wie dein Erlöser dir vergeben hat! — Eine unwiderstehliche Bewegung zog mich zu seinem Bett, ich legte meinen

Arm unter seinen Kopf und brachte den Becher an seine ausgetrockneten Lippen. O wie er trank! Nie werde ich den Blick vergessen, mit dem er mich nun ansah.“ Später erzählte der Mann dem Offizier, den er erst während des Trinkens erkannt hatte, daß er bei der Verweigerung jenes Trunkes Wasser wegen eines andern Anlasses ganz außer sich gewesen sei, sich sogleich nachher seines Verhaltens geschämt und nun seit zwei Jahren den Beleidigten gesucht habe mit der Absicht, ihn um Verzeihung zu bitten.

---

15. Freundschaft.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht nichts ihm an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

So singt Simon Dach, der denn auch wirklich in seinem Leben den Segen echter Freundschaft reichlich ausgeteilt und empfangen hat. Der Name „Freund“ leidet nun freilich heutzutage an einer gewissen Unbestimmtheit, indem allmählich so gar manches in demselben untergebracht worden ist. Wenn einer etwa mit einem andern jede Woche einmal in einem größeren geselligen Kreis zusammenkommt, so redet er schon gelegentlich von ihm als einem „Freund von mir,“ namentlich wenn der „Freund“ durch Rang und Leistungen eine Stellung einnimmt, welche auch auf diejenigen, die dann und

wann mit ihm zusammenkommen, eine gewisse Glorie fallen läßt. Es hat da mancher schon Gelegenheit gehabt, sich selbst darüber zu verwundern, wie viele Leute er zu „Freunden“ hat, die sich gelegentlich auf ihn berufen, — Leute, von denen er selbst kaum etwas Genaueres weiß. Von dieser Freundschaft im weiteren und weitesten Sinn, für welche eigentlich die Bezeichnung „Bekanntschaft“ viel richtiger wäre, reden wir nicht. Solche „gute Freunde“ zu haben ist ja gar keine Kunst, sobald man nur überhaupt aus seinen vier Wänden herausgeht und in irgend welchen geselligen Kreis hineintritt.

Aber gerade von der Geselligkeit müssen wir die Freundschaft ganz bestimmt unterscheiden. Jene tritt nur in bestimmten Zeiten und Stunden in Kraft, welche ihr gerade gewidmet sind, die Freundschaft umfaßt alle Zeiten und Stunden. Jene dient vornehmlich der Unterhaltung oder irgend einem andern besonderen Zweck; die Freundschaft hat keinen solchen speziellen Zweck, sie hat ihren Zweck in sich selbst. Schillers Vers:

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle was recht ist,
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus —

bezeichnet treffend und schön diesen Unterschied von Geselligkeit und Freundschaft. Darum kann auch das gesellige Leben einen beliebig großen Kreis von Menschen umfassen, während die Freundschaft sich auf eine Auswahl weniger beschränkt. Beide sind deshalb berufen, sich gegenseitig zu ergänzen. Freundschaft ohne Geselligkeit wird leicht einseitig und eintönig; Geselligkeit ohne Freundschaft führt leicht dahin, daß einer eine Menge Bekannter und Kameraden hat, aber keinen Freund,

der seinem Herzen wirklich nahe stünde, mit dem er ein vertrauliches Wort reden und die innerlichsten, wichtigsten Angelegenheiten austauschen könnte. Deshalb sagt Rückert:

„Der Mann ist thöricht,
Der die Menge der Freunde zählt;
Ein Bündel Röhricht
Hilft dir nicht, wo ein Stab dir fehlt."

Nicht unbedingt alle Leute haben freilich das Bedürfnis nach intimerer Freundschaft. Es giebt „Einspänner" von Natur, die durchaus ihren eigenen Weg gehen, allenfalls einem größeren geselligen Kreis, der keine weiteren Ansprüche an ihre Person stellt, sich anschließen, aber von engerem Anschluß an einzelne nichts wissen wollen. Sie mögen sich dabei so weit ganz ordentlich befriedigt fühlen, aber thatsächlich geht ihnen doch etwas ab, namentlich in den Jahren der Jugend. Geht vollends Not an den Mann, so stehen diejenigen doch noch besser, welche gern und ganz sich an einzelne wenige oder an einen einzigen anschließen, auch wenn ihnen die Gabe fehlt, im größeren geselligen Kreis sich behaglich zu fühlen.

Daß das jugendliche Alter es vornehmlich ist, in welchem die Freundschaften in Blüte stehen, ist begreiflich und ganz in der Ordnung. Die im Werden begriffene Persönlichkeit schließt sich leichter und enger mit einer andern zusammen als die fertige und abgeschlossene; sie hat auch viel mehr das Bedürfnis nach solchem Zusammenschluß. Das hat Gott weislich so geordnet. Und da überhaupt im jugendlichen Alter die Empfindungen

im allgemeinen lebhafter, wärmer sind als später, so gewinnt ganz von selbst auch die Freundschaft ein lebhafteres, wärmeres Kolorit. Sie kann sogar einen gewissen schwärmerischen Zug bekommen, der ihr gar nicht übel ansteht. Was den Mann in späteren Jahren mehr auf sich selber stellt und auch dem Verkehr mit den Freunden eine etwas ruhigere Farbe giebt, das eigene Amt oder Geschäft, die eigene Familie, deren Haupt er ist, das beschäftigt den Jüngling bedeutend weniger. Seine Familie hat er zwar auch, aber er ist nicht Herr und Haupt darin — wenigstens unter normalen Verhältnissen nicht — sondern ein vielleicht ziemlich untergeordnetes Glied derselben; sie ist etwas Gegebenes, in das er ohne sein Zuthun hineingeboren und hineingewachsen ist, während er den Freund frei wählen kann und mit ihm auf dem Boden der Gleichberechtigung verkehrt. Deswegen kommt mancher Jüngling ganz natürlich in eine Entwicklungsperiode hinein, in der ihm die Interessen der Freundschaft näher liegen und ihn mehr beschäftigen als die der Familie.

Was ist nun aber die Grundlage, auf welcher echte Freundschaft sich aufbauen muß? Es muß zunächst beides vorhanden sein, eine gewisse Verschiedenheit und eine gewisse Gemeinsamkeit in dem, was das persönliche Leben eines Menschen ausmacht. Eine gewisse Verschiedenheit, weil sonst jene gegenseitige Ergänzung der Persönlichkeiten nicht möglich ist, ohne welche eine dauernde und fruchtbare Freundschaft nicht wohl gedacht werden kann. Wie zwei Jünglinge, welche beide ganz dasselbe Temperament, dieselbe Begabung, dieselben

Lieblingsgegenstände, dieselben Meinungen und Ansichten über die einzelnen Dinge haben, sich als Freunde zusammenfinden, als solche zusammenbleiben und Geschmack an einander finden können, das ist nicht wohl einzusehen. Unter den geschichtlich bekannt und berühmt gewordenen Freundschaften wüßte ich auch wirklich keine, welche auf dem Boden solcher Gleichheit entstanden und gediehen wäre. Namentlich die Verschiedenheit der Temperamente fällt hier ins Gewicht. Zwei Phlegmatiker stehen in Gefahr, einander langweilig zu werden; zwei Sanguiniker werden viel Streit haben, viele Versöhnungsscenen durchmachen und endlich ganz auseinander geraten, sei's plötzlich oder allmählich. Zwei Choleriker werden in ähnlicher Lage sein, nur daß bei ihnen nicht viele einzelne Streit- und Versöhnungsscenen vorkommen, sondern gleich beim erstenmal beide das Gefühl haben, daß es gut sei, wenn sie sich in etwas größerer Entfernung von einander halten; zwei Melancholiker endlich kommen entweder gar nicht zusammen, weil keiner sich dem andern aufschließt, oder gelangen sie wenigstens zu keinem lebendigen Austausch der Persönlichkeit, weil keiner die Gabe hat, das, was tief im andern verborgen ist, hervorzulocken und so für sich selbst zugänglich zu machen. Dagegen wo etwa der Melancholiker mit dem Sanguiniker, der Choleriker mit dem Phlegmatiker sich zusammenfindet, da giebt es einen guten Klang.

Ist aber eine wirkliche Freundschaft ohne eine gewisse Verschiedenheit der Personen nicht wohl denkbar, so noch weniger ohne wesentliche gemeinsame Berührungspunkte. Eine gewisse Gleichheit des Alters, der Bildungs-

stufe ist nicht zu entbehren. Was den einen innerlich bewegt, für das muß auch der andere sich zu interessieren im stande sein, sonst fehlt es der Freundschaft bald an Nahrung und sie stirbt ab. Nur darf dies nicht dahin gedeutet werden, als müßte die Freundschaft gerade auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt sein und der Förderung eines bestimmten Zweckes dienen, wie man z. B. von ästhetischen, poetischen, litterarischen, politischen u. dgl. Freundschaften geredet hat. Streng genommen ist das nicht mehr Freundschaft, sondern Geselligkeit, denn es widerspricht dem Wesen der Freundschaft, sich einseitig diesem oder jenem Gebiet zuzuwenden, weil sie ihren Zweck nicht in Kunst und Wissenschaft, sondern in sich selber hat, und weil sie eine Verbindung der ganzen Personen und nicht bloß eine Vereinigung zur Pflege gewisser Interessen und Strebungen sein will. Die Erfahrung zeigt auch, daß derartige Freundschaften oft sehr kurzlebig sind, weil bei einer Beschränkung auf solche einzelne Gebiete jede Verschiedenheit der Ansichten sehr stark empfunden und leicht zu einer Kabinettsfrage gemacht wird, bei der es sich gleich um Sein oder Nichtsein des ganzen Freundschaftsbundes handelt. Wie oft geschieht es überdies in jungen Jahren, daß das ästhetische oder litterarische Interesse allmählich der Erkaltung anheimfällt, womit dann auch die darauf ruhende Freundschaft ihr Todesurteil erhält! Die Interessen und Liebhabereien wechseln ja so schnell, — sollte die Freundschaft auf diese vergängliche Welle gestellt werden? Sei zufrieden, wenn dein Freund wenigstens einen Sinn, ein Verständnis für dasjenige hat, was deine Seele bewegt,

und öffne du hinwiederum dein Herz auch für das, was seine Seele bewegt, so wird solches gegenseitige Eingehen auf einander, wie es aus der Liebe kommt, haltbarer sein, als jene oft künstlich gemachten und gesuchten ästhetischen und ähnlichen Gemeinsamkeiten.

Es ist weiterhin selbstverständlich, daß eine Freundschaft zwischen einem eigentlich bösen Menschen und zwischen einem solchen, der dem Guten und Edlen nachjagt, nicht denkbar ist. Wenn es auch durchaus nicht notwendig, ja nicht einmal wünschenswert ist, daß beide Freunde auf derselben Entwicklungsstufe ihres sittlichen und religiösen Lebens stehen, so ist's doch notwendig, daß beide wenigstens in einer solchen Entwicklung begriffen und mit einander einig darin sind, das Gute und Gott Gefällige zur Regel und Richtschnur ihres Lebens zu machen.

Wie ist's nun aber mit der übrigen Welt- und Lebensanschauung? Muß auch in Beziehung auf sie Einstimmigkeit zwischen den Freunden herrschen? Es kann kein Zweifel sein, daß selbst die besten Freunde über manche Dinge, wichtige oder unwichtige, sehr verschiedener Ansicht sein können, ohne daß die Freundschaft darunter leidet. Die Jugend hat in dieser Hinsicht sogar vieles vor dem Mannesalter voraus. Denn indem der Mann z. B. politische Ansichten auch öffentlich zu vertreten in die Lage kommt, indem er überhaupt seine Überzeugung in seinem ganzen Leben und Wirken, in Amt, Beruf und Geschäft zum Ausdruck zu bringen berufen ist, werden abweichende Ansichten viel leichter auch zu Schranken zwischen den Personen, als beim Jüngling, bei dem alle

diese Dinge lediglich eigenste Privatsache sind. Aber wie steht's mit dem, was den Mittelpunkt der Überzeugung, die Grundlage aller Weltanschauung und alles Handelns in der Welt bildet, nämlich mit den Dingen des Glaubens? Kann die Freundschaft eine wesentliche Verschiedenheit des Standpunkts in diesen heiligsten Angelegenheiten ertragen? Wohlgemerkt, nicht bloß verschiedene Ansichten über einzelne Glaubensgegenstände, sondern eine totale Gegensätzlichkeit in der Beantwortung der höchsten und letzten Fragen? Giebt es z. B. eine Freundschaft zwischen einem guten Christen und einem Unglaubigen?

Wäre es ein Mann, mit dem ich rede, so würde ich unbedingt sagen: Nein! Zwei Männer, welche auf so entgegengesetzten Standpunkten stehen, können einander gegenseitig dulden, sie können geselligen Verkehr mit einander haben, sie können einander achten, sofern jeder überzeugt ist, daß es dem andern mit seiner Überzeugung aufrichtiger und voller Ernst sei, aber Freunde in dem innigen Sinn, wie wir die Freundschaft im Unterschied von der Geselligkeit verstehen, können sie nicht sein. Dazu fehlt ihnen zu sehr der gemeinsame Grund und Boden. „Gemeinsame Begeisterung für die Wahrheit," „gemeinsame Arbeit an der Wohlfahrt des Menschengeschlechts" und dergleichen allgemeine Interessen können wohl auf einen größeren Kreis, dessen Glieder sich sonst ferner stehen, eine gewisse zusammenhaltende Kraft ausüben, sie können geselliges Zusammenwirken schaffen, aber sie sind zu blaß, zu farblos, um gemeinschaftbildend im Sinn einer wirklichen Herzensfreundschaft zu wirken.

Also bei Männern mit klarer, abgeschlossener Überzeugung ganz entschieden Nein! Aber weil nun diese Blätter nicht sowohl zu Männern, als vielmehr zu Jünglingen reden wollen, so ist es mit dem einfachen Nein doch nicht so geschwind gethan und zwar schon aus dem Grund nicht, weil ja doch, Gott sei Dank, ein solcher jugendlicher Unglaube für gewöhnlich nicht fix und fertig abgeschlossen, sondern, wenn ihm auch nur ein Gran von Wahrheitsernst zu Grunde liegt, irgendwie noch im Suchen begriffen ist. Darum möchte ich auch nicht in Abrede ziehen, daß möglicherweise bei zwei Jünglingen, von denen der eine auf dem Boden des Glaubens steht, der andere ihm entfremdet ist, eine innige Freundschaft entstehen kann. Das ist möglich, Dank einer gewissen jugendlichen Unbestimmtheit, die weniger auf klare und faßliche Grundsätze, als auf gewisse ideale Empfindungen und Strebungen achtet, und wo diese sind, sofort das Herz aufthut. Man schwärmt da gemeinsam für das Ideale im allgemeinen, für das Wahre und Gute und Schöne, und giebt sich mit Hochgefühl diesen erhabenen Gedanken hin.

Es ist nun freilich nicht anzunehmen, daß das eine Freundschaft von sehr langer Dauer sein wird. Denn mit den allgemeinen Idealen kommt man doch auch allmählich zu Ende, bestimmtere Fragen drängen sich in den Vordergrund, und im Laufe der Monate gestaltet sich auch der Unglaube des einen und der Glaube des andern fester und bestimmter. Das letztere wenigstens dann, wenn es dir mit deinem Glauben wirklich ernst ist, wenn er nicht bloß in einer Ecke deines Geisteslebens

ein zaghaftes Dasein fristet, sondern eine beherrschende und regierende Macht darin bildet. Da kann das Glaubensinteresse möglicherweise auf einige Zeit in den Hintergrund gedrängt werden gegenüber vom allgemein Idealen, aber wenn es überhaupt einige Kraft hat, so muß es über kurz oder lang sich doch wieder geltend machen, und dann muß dir auch das Unbefriedigende einer solchen Freundschaft zum Bewußtsein kommen. „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen," ist eine apostolische Mahnung, die ihren guten Grund hat und deren gutes Recht sich auch bei dir erweisen wird.

Ist das nicht der Fall, so ist es, fürchte ich, kein gutes Zeichen und wirft auf den Ernst deines Glaubens kein ganz günstiges Licht. Oder schämst du dich vor deinem Freund damit herauszurücken? Dann ist er schon nicht mehr Freund, sondern eine Art Herr und Gebieter für dich, und zwar gerade in dem Stück, in welchem du von Gottes- und Rechtswegen am allerfreiesten sein solltest. Dann ist aber auch seine Freundschaft eine wirkliche Gefahr für dein inneres Leben. Ohnehin ist dies der Fall, wenn er mit seinem Unglauben nicht mehr ein Suchender, sondern ein Fertiger ist und ihn schon auch im Leben bethätigt; wenn er sich überall ferne hält, wo christliches Leben bethätigt und gepflegt wird, wenn er anfängt dich zu bearbeiten und dir seine unchristliche Denkweise aufzudrängen, oder wenn er sich gar über christlichen Glauben und christliches Leben im Spott gefällt. Da heißt's: Wohl dem, der nicht sitzt da die Spötter sitzen — ein Wort, das durchaus nicht bloß für die Alten, sondern auch für die Jugend geschrieben ist. Da kann

auch der Freund das Auge sein, das man ausreißen, die rechte Hand, der Fuß, den man abhauen muß, damit man nicht durch Ärgernis Schaden nehme. Die Meinung, daß du ihn doch noch vielleicht gewinnen könntest, mag eine gute und löbliche sein, aber ob sie sich im Leben als richtig erweisen wird, ist eine andere Frage. Denn alle Erfahrung lehrt, daß in neunundneunzig Fällen von hundert das gerade Gegenteil eintritt, und das „Gewonnenwerden“ dir selbst viel näher steht als deinem Freund. Wenn man einen gesunden Menschen mit einem zusammenbringt, der eine ansteckende Krankheit hat — was ist wahrscheinlicher, daß der Gesunde den Kranken gesund, oder daß der Kranke den Gesunden krank mache?

Im Schoß der Göttinger Burschenschaft begegneten sich am Anfang der zwanziger Jahre zwei Jünglinge, die später sehr verschiedene Wege wandelten, der geistliche Liederdichter Spitta und der herrlich begabte, aber leichtfertige, ja frivole H. Heine. Der letztere wurde schon auf der Universität von der Burschenschaft ausgeschlossen, und als er seinen früheren Freund Spitta, der mittlerweile Hauslehrer geworden war, in Lüneburg besuchte und alles Heilige in den Schmutz zu ziehen anfing, da fragte Spitta: „Willst du mir einen Gefallen thun?“ „Recht gern, wenn ich kann.“ „Nun so bitt ich, komm nicht wieder.“ Drohend ging Heine hinaus: „Du hast das Völkerrecht der Gastfreundschaft verletzt, das sollst du büßen!“ Das „Büßen“ aber bestand darin, daß Spitta von Heine in seinen Reisebildern lächerlich gemacht wurde. Nun, es hat ihm gewiß nichts geschadet.

Magst du deshalb für deinen geselligen Umgang

immerhin deine Kreise etwas weiter ziehen, mag es dir von Interesse sein, auch solche Leute mit ihren Ansichten kennen zu lernen, von denen du dich gerade in den innersten Hauptsachen weit geschieden weißt, — als Freund solltest du dir doch nur einen solchen wählen, von dem du nicht bloß angenehme Unterhaltung oder Anregung nach dieser und jener Seite hin, sondern wirkliche innerliche Förderung erwarten, einen solchen, mit dem du in Wahrheit eins sein kannst, nicht zwar in allen möglichen einzelnen Sachen, wohl aber in dem, was deinen Glauben und deiner Seele Seligkeit betrifft. Sonst ruht deine Verbindung mit ihm nicht im Lebens-Mittelpunkt, wie es die Freundschaft verlangt, sondern nur im Umkreis nach Art der gewöhnlichen Geselligkeit, und die eigentliche Weihe der Freundschaft fehlt. Wo diese bestehen soll, da dürfen sich die Lebenskreise beider Freunde nicht bloß berühren, auch nicht bloß schneiden, sondern sie müssen einen gemeinsamen Mittelpunkt haben.

Schon im Altertum haben die Jünglinge ihre Freundschaftsbündnisse gern den Göttern geweiht und unter den Schutz der Götter gestellt. Und wie herzerfreulich und fruchtbar sind die Freundschaftsbündnisse, von denen die Bibel und die Kirchengeschichte uns erzählen! Wie edel stehen David und Jonathan neben einander, holdselig im Leben, durch des Vaters Zorn getrennt und doch innerlich ungeschieden, bis der überlebende David dem in der Schlacht gefallenen Jonathan jene Worte nachruft, die so ganz aus dem Herzleben zartester, innigster Freundschaft herausgeredet sind: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und

Wonne an dir gehabt! deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen denn Frauenliebe!" Aber ihre Freundschaft hatte auch einen festen Boden: „Was wir beide geschworen haben im Namen des Herrn und gesagt: der Herr sei zwischen mir und dir! das bleibe ewiglich." Wie ist der Bund jener Zwölfe, die sich um den Herrn scharten, ein Segen geworden für alle Welt! Wie innig und herzlich redet Paulus von seinem Timotheus, der mit ihm „so ganz eines Sinnes war," und wie hat sich diese Freundschaft bewährt bis zum Tod! Die letzten Zeilen, die wir von Paulus vor seinem Tode haben, sie gehörten dem Timotheus, und wie lauter, wie voll und warm fühlt man in diesem Brief noch den Herzschlag der aufrichtigsten, herzlichsten Freundschaft! Basilius, genannt der Große, und sein Landsmann Gregor von Nazianz lebten um die Mitte des vierten Jahrhunderts auf der Hochschule zu Athen als Freunde zusammen, und einer half dem andern mitten in dieser Großstadt voll Versuchungen und Sittenverderbnis Herz und Gewissen rein zu bewahren. „Wir schienen Eine Seele in zwei Körpern zu sein," schreibt Gregor darüber; „wir kannten nur zwei Straßen der Stadt, die eine zur Kirche und zu den Dienern des Altars, die andere zu den öffentlichen Schulen und zu den Lehrern der Wissenschaft. Unser einziger Zweck ging dahin, Christen zu heißen und zu sein." Wer weiß, ob diese beiden Männer für die Kirche und die Christenheit geworden wären, was sie waren, wenn nicht jeder den andern zum Herzensfreund gehabt hätte! Wie schön ist, was Augustinus seinem Freund schreibt, nachdem dieser ein lebendiger Christ

geworden und dadurch mit Augustin im innersten Lebensmittelpunkt eins geworden war: „Wie freue ich mich jetzt über dich, mit welchen Worten soll ich es ausdrücken, daß ich den, welchen ich lange gewissermaßen zum Freund hatte, jetzt zum wahren Freund habe! Denn es ist nun auch die Übereinstimmung in göttlichen Dingen dazu gekommen, du hast jetzt angefangen, auch in der Hoffnung des Ewigen mit mir eins zu sein. Fehlt unter Freunden die Übereinstimmung im Göttlichen, so kann sie auch im Weltlichen nicht voll und wahr sein. Du warst also selbst in weltlichen Dingen ehemals noch nicht mein wahrer Freund, denn du warst in den göttlichen Dingen, nach welchen die menschlichen zu schätzen sind, noch nicht mein Genosse. Jetzt ist unsre Freundschaft wahr und ewig, denn wir sind nicht nur unter uns, sondern auch mit dem Herrn vereint."

Wie sodann auch unsre deutsche Reformation wesentlich das Werk eines Freundschaftsbundes ist, das ist ja jedermann bekannt. Die stramme, straffe, kampflustige Art des Norddeutschen, wie sie Luther eigen war, mußte sich verbinden mit der weicheren, gemütlichen Art des Süddeutschen, wie sie Melanchthon hatte; und wenn Melanchthon allein sicher niemals zum Reformator geworden wäre, so hätte auch Luther für sich allein wohl schwer das große Werk so schön in Maß und Form gebracht, wie es durch Magister Philipps Beihilfe geschah.

Friedrich Christof Perthes, der bekannte deutsche Buchhändler, hatte als Lehrling in Leipzig großen inneren Gewinn davon, daß er in seinem Mitlehrling Rabenhorst einen treuen Freund fand. „Wenn der nicht wäre,"

schrieb er an seinen Oheim, „so hätte mir unfehlbar bei den Versuchungen hiesiger Stadt mein Aufenthalt hier ein Weg zur Hölle werden müssen.“ Es wurde ihm sehr schwer, in gute Gesellschaft zu kommen, da die anständigen jungen Leute fast lauter reiche Kaufmannssöhne waren, die sich mit ihm nicht abgaben, während die armen Buchhändlerlehrlinge ein wüstes Leben führten. Da hielt sich Perthes an den wackern Rabenhorst. Dieser bewahrte ihn nicht allein vor schlechter Gesellschaft, sondern half ihm auch zu Haus sich ordentlich benehmen und gab ihm Rat und Anleitung zur Erwerbung buchhändlerischer Kenntnisse. Und da Perthes durch seine isolierte Erziehung, wie er selbst sagt, unleidlich für die Gesellschaft geworden, Rabenhorst aber empfindlich, halsstarrig und aufbrausend war, so lernte jeder durch den Umgang mit dem andern Selbstverleugnung und gesellige Gefügigkeit.

Ergreifend, wenn auch den Stempel des damaligen etwas sentimentalen Geschmacks an sich tragend, ist, was der ehrwürdige Inspektor von Beuggen, Christian Heinrich Zeller, über die Stiftung eines Freundschaftsbundes, dem auch er angehörte, erzählt. Am 4. Juni 1801 verabschiedete er sich von seinen vier Freunden in Tübingen, denen er besonders nahe stand. „Nach 5 Uhr abends machten wir einen Spaziergang ins Wankheimer Thälchen. Ein tropfenweise fallender Regen veranlaßte uns, im Wald unter einer herrlichen Buche uns zu setzen. Der Regen im Wald, das Dunkel über unsern Häuptern, der Glanz der Abendsonne, der die vor uns niederrauschenden Tropfen vergoldete — alles stimmte uns feierlich. Wir sangen langsam einige Lieder, darunter:

In diesen heil'gen Hallen. Ich machte den Vorschlag, hier in dieser Stunde unsern Freundschaftsbund zu erneuern. Mit innigster Bewegung trat ich in den Kreis, bot einem nach dem andern die Hand und versprach laut meinen Freunden, nie vom Pfad der Tugend zu weichen. Ich wollte, sagte ich, euch dieses Versprechen hier an diesem Platze vor Gottes Gegenwart, die ich jetzt fühle, geben, damit Schrecken und Schauer mich überfalle, wenn ich je an den Rand des Lasters geraten sollte. Dunkle Bilder von Gefahren, Versuchungen und Verführungen schwebten mir schwarz und betäubend vor meiner Seele. Alle meine Freunde umarmten mich, ich weinte laut. Nachdem ich mich gefaßt hatte, sagte ich zu P.: Lieber P., du vermagst am meisten über mich, verlaß mich nie! Er versprach es, indem er mir fest die Hand drückte. Während wir so im Kreis standen und still nachdachten über die Führung Gottes, der uns als Freunde zusammengebracht hatte, erblickten wir über uns einen schönen Regenbogen. Wir dachten an Noah und wurden allmählich heiterer. Ich machte hierauf den Vorschlag, allemal am 4. Juni und 19. September, wo wir auch sein möchten, für einander namentlich zu beten. Dieser Vorschlag wurde mit Freuden angenommen. Wir beschlossen auch, wo wir auch sein möchten, des Jahres wenigstens einmal einander zu schreiben, so offen als möglich, und keiner sollte dem andern eine Warnung, wenn sie auch aus Irrtum geschähe, übel nehmen. Endlich verließen wir den Platz und gingen still heim."

Wer wollte zweifeln, daß ein Freundschaftsbund, in solchem Geist geschlossen, allen denen, die zu demselben

gehören, ein Segen fürs Leben ist, wenn auch an der Form, in die der Geist sich kleidet, manches ist, was einen Jüngling heutzutage fremdartig anmuten mag? Wie dieser Bund sich bewährte, zeigt sich in Zellers weiterem Jugendleben immer wieder. Namentlich als er im folgenden Jahr in glänzenden Umgebungen stand und diese auf den jungen Mann, der bisher ganz eingezogen gelebt hatte, einen höchst gefährlichen Eindruck machten, als ihm die Wahrheiten des Glaubens verdunkelt wurden und auch sinnliche Leidenschaften in ihm aufwachten, durch die er in einen wahren Aufruhr kam, — da waren es die warnenden Briefe seiner Freunde aus der Ferne, ihr treuer Zuspruch, die lebendige Erinnerung an den damals geschlossenen Bund, wodurch Gottes Hand ihn vom Rand des Abgrunds zurückführte. Fürwahr, eine solche Freundschaft ist doch etwas anderes, als eine „ästhetische“ oder „litterarische,“ bei der ein Jüngling kopfüber ins Verderben stürzen kann, während die „Freunde“ mit verschränkten Armen zusehen. Wie es überhaupt um diese ästhetischen Freundschaften während ihrer Blütezeit vor etwa hundert Jahren bestellt war, sagt uns der Wandsbecker Bote in seiner ehrlichen Art: „Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder und das heißen sie dann Freundschaft. Und oft ist weiter nichts zwischen ihnen, als daß einer dem andern kratzt, damit der ihm wieder kratze und sie sich so wechselsweise zum Narren haben, denn jeder ist im Grund nur sein eigener Freund und nicht der des andern.“ Daher ästhetische Freundschaften auch so oft aus dem Grund wieder auseinander

gingen, weil das vom Freund erwartete Lob ausblieb. Hat nicht zwischen Göthe und Herder eine dreißigjährige Freundschaft darum ein Ende erreicht, weil Herder eine Arbeit seines großen Freundes aufrichtig kritisierte?

Darum singt Simon Dach weiter in seinem Freundschaftslied:

> Gott stehet mir vor allen,
> Die meine Seele liebt,
> Dann soll mir auch gefallen,
> Der mir sich herzlich giebt.

Fürwahr, es ist nicht gleichgültig, wen du dir zum Freund wählst. Du kennst das alte Wort: „Sag mir, mit wem du gehst, so will ich dir sagen, wer du bist." Und einer unsrer Dichter erzählt sinnig: „Ein Tropfen Regenwasser fiel auf ein glühend Eisen, und war nicht mehr. Er fiel auf eine Blume, und glänzt' als eine Perle, und blieb ein Tropfen Tau. Er sank in eine Muschel zur segensreichen Stunde, und ward zur Perle selbst." So kannst du an einen Freund geraten, der dich verderbt, oder an einen, der dich läßt wie du bist, oder an einen, der dich edler, besser, frommer macht. Wähle mit Vorsicht, wähle mit Gott!

Hast du aber gewählt, und wie wir hoffen wollen, richtig gewählt, dann halte ihn auch als deinen Freund und übe die zwei Kardinaltugenden der Freundschaft, Treue und Aufrichtigkeit. Treue ist eine gerühmte Tugend der Deutschen von Alters her, darum hat auch die Freundestreue insonderheit sich im deutschen Volk manches schöne Denkmal gesetzt. Vom Herzog Ernst von Schwaben und seiner Treue gegen Werner, seinen Freund,

wird man reden und singen, so lange es deutsche Jünglinge giebt. Treue aber kommt her von trauen. Treu ist, wer dem Freunde traut, und wem der Freund trauen kann. Zur Treue gehört die Beständigkeit, welche mit den Freunden nicht wechselt wie mit Sommer- und Winterkleidern, sondern dem erwählten Freund Freundschaft bewahrt. Unbeständigkeit ist der Tod der Freundschaft und führt zuletzt dahin, daß man eine Menge sogenannter „guter Freunde," aber keinen eigentlichen Freund mehr hat. Treu sein heißt, des Freundes Wort und That, auch wenn sie befremdlich erscheint, sich zurechtlegen und ihm vertrauen, daß er es im Innersten nicht böse gemeint hat. Treu sein heißt, auch Schwächen und Unliebenswürdigkeiten des Freundes ertragen, ohne daß dadurch die Freundschaft geschädigt würde. Hier vor allen Dingen muß in Kraft treten, was oben über Friedfertigkeit, Verträglichkeit, Versöhnlichkeit gesagt worden ist. Treu sein heißt, für den Freund eintreten auch gegenüber von andern, falsche Urteile über ihn berichtigen, das was andere an ihm tadeln, in ein mildes Licht stellen, soweit es nach der Wahrheit möglich ist, lieblosem Gerede über ihn aber mutig entgegentreten. Freundestreue bewährt sich besonders in der Not. Wenn der Freund nicht mehr im stande ist, dir etwas zu sein und zu leisten, wenn er dir das nicht mehr gewähren kann, was man im gewöhnlichen Leben den „Genuß" der Freundschaft nennt, wenn er als ein Unglücklicher deiner bedürftig ist und bloß empfangen, nicht geben kann, dann muß sich zeigen, was er selber dir ist, abgesehen von den äußeren Dingen, welche dir etwa an

seiner Person angenehm und vorteilhaft schienen, dann muß sich zeigen, ob du ihm ein echter Freund bist, oder ob du ihm bloß, wie Sirach sagt, ein „Tischfreund“ warest, der in der Not nicht stand hält. Tischfreunde aber sind alle, welchen es nicht um das zu thun ist, was der Freund seiner ganzen Persönlichkeit nach ist, sondern um das, was er Angenehmes oder Nutzbares an sich hat.

Der Freundestreue edelste Blüte und Krone aber ist, den Freund auch vor Gott auf dem Herzen tragen und in Fürbitte seiner äußeren und inneren Anliegen gedenken. Wie das die edelste Blume der Treue ist, so ist es auch der festeste Kitt für die Herzen, und zugleich die lebendigste und kräftigste Aufforderung, dafür zu sorgen, daß zwischen dir und dem Freund stets alles glatt und eben sei. Denn wenn das nicht der Fall ist, so geht die Fürbitte schwer.

Es muß aber alles mit Salz gesalzen werden, und das Salz der Freundestreue ist die Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Offenheit. Ein Freundesauge kann sehen, was das schärfste eigene Auge nicht erkennt, und es ist ein Dienst der Liebe, mit Aufrichtigkeit den Freund auf solches aufmerksam zu machen. Thue das deinem Freund, er wird es dir danken, und laß es dir dankbar von deinem Freund gefallen, wenn er dir es thut. Thue es nicht im Geist hochmütigen Splitterrichtens, nicht mit grobem, unzartem, unverständigem Zutappen: „Halt, Bruder, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen“, als ob das die leichteste und einfachste Sache von der Welt wäre, die man geschwind im Vorübergehen abmacht. Thue es vielmehr im Geist der Sanftmut

und Demut; thue es mit der Schonung, wie sie sinnig in den Worten ausgedrückt ist: „Danach besiehe, wie du den Splitter aus des Bruders Auge ziehest." Thue es so, daß er dir anfühlt, du wollest dich nicht über, sondern unter ihn stellen, nicht ihn richten, sondern ihm eine Liebe erweisen, nicht über ihn herrschen, sondern ihm dienen. Wenn du etwas Übles an deinem Freund siehst, und du trägst's lange in dir herum, und machst dir im stillen diese und jene unlieben Gedanken darüber, oder du redest gar mit Fernerstehenden davon, ehe du ihm selber davon sagst, so handelst du nicht als Freund, und richtest zwischen dir und ihm eine Schranke auf, die das Freundesverhältnis zur Unwahrheit macht. Und wie viel kannst du durch solche Offenheit in der Liebe ihm auch andern gegenüber nützen! „Kann doch," sagt Tholuk einmal, „die ganze Stadt des bösen Geschreis über eine unserer Untugenden voll sein, ohne daß man sich irgend etwas einfallen läßt. Wie lieblich, wenn dann auch der Feinde Geschrei, so Wahrheit daran ist, durch Freundesmund zu uns gelangt, daß wir daraus lernen mögen! Aber wie manchmal wagt doch auch christlicher Freunde Mund nicht ein Wort der Wahrheit zu reden! Da muß man hören: ja wenn er es nur nicht übel nimmt, ja wenn er nur nicht verletzt wird. Wer von der Strafpredigt aus Freundes Mund verletzt wird, der hat sicher auch die Strafpredigt des heiligen Geistes noch nicht an sich kommen lassen, bei dem ist der Grund noch nicht umgegraben. Nein, das ist sicherlich in aller christlichen Freundschaft das Hauptstück, also zu einander zu stehen, daß man in der Liebe auch das Strafamt

ohne Furcht und Sorglichkeit an einander ausübt, und daß man allezeit nichts anderes als brüderlichen Dank dafür zu ernten die Gewißheit hat.“ Darum übe diese Aufrichtigkeit in der Freundschaft. Lasse sie dir aber auch gefallen, wenn sie an dir geübt wird. Das wird die Probe dafür sein, daß deine Aufrichtigkeit gegenüber von Schwächen und Fehlern des Freundes nicht aus Selbstgerechtigkeit und Selbstüberhebung, sondern aus echter Freundesliebe kommt. Denn

Dein wahrer Freund ist, wer dich sehn läßt deine Flecken,
Und sie dir tilgen hilft, eh' andre sie entdecken.

So ist ein Freund das Gewissen des andern, und so wird wahre Freundschaft zu einem wirklichen Mittel innerer Förderung, Reinigung und Erbauung, und reicht mit ihren Früchten und ihrem Segen bis hinüber in die Ewigkeit. So erzählt auch der schon oben erwähnte Antistes Spleiß, nachdem er einen treuen Herzensfreund gefunden hatte: „Durch dieses Freundes Bekanntschaft ward ich wirklich gut, und viel besser, als ich vorher war. Meine kurze aber kräftige Bekanntschaft mit ihm hat lauter gute Entschlüsse und Phantasien in mir geweckt. Überall steht er vor mir, und mit ihm ein Bild strenger, fester und liebenswürdiger Tugend.“ Oft machte er sich als Schaffhauser Student Samstag abends auf und wanderte die Nacht durch zu seinem Freund nach Zürich, brachte mit ihm den Sonntag zu und wanderte in der Nacht von Sonntag auf Montag wieder nach Hause, um morgens wieder in seinem Kollegium zu sein.

Gehen wir nun vom engeren Freundeskreis über zum größeren Kreis der Geselligkeit, so haben wir schon

oben berührt, daß einer möglicherweise für engere Freundschaft sehr aufgeschlossen, für Geselligkeit im weiteren Sinn dagegen so wenig empfänglich sein kann, daß er sich in jedem größeren Kreis unbehaglich fühlt. Nicht immer beruht das auf einer unveränderlichen Naturanlage; es mag auch viel Gewöhnung dabei sein oder eine gewisse Schüchternheit, die allmählich überwunden werden kann. Manchem, dem es am Anfang wind und weh war in einem größeren geselligen Kreis, ist allmählich behaglich und heimisch darin geworden, und hat sich zuletzt gefreut auf die Stunden, welche dem geselligen Zusammensein gewidmet waren. Andere aber sind nun einmal von Natur weniger auf geselligen Verkehr in weiterem Kreis, als auf freundschaftliches Zusammensein mit einigen wenigen angelegt. Auch wenn sie zufällig einmal in eine größere Gesellschaft kommen, beteiligen sie sich ungern an einer allgemeinen Unterhaltung, sondern pflegen lieber nebenher Privatverkehr mit denen, welche sich in ihrer nächsten Nähe befinden. Solche Leute muß man nicht mit Gewalt ins gesellige Leben hereinpressen, sondern ihrer Eigenart auch ihr Recht widerfahren lassen. Bloß wenn einer sich völlig von andern abschließt und weder für Geselligkeit noch für Freundschaft ein Herz hat, das ist ein Fehler, der auf irgend welches Mißliche in der Charakterbildung hinweist.

Bezieht sich nun aber die Geselligkeit auf einen weiteren Kreis als die Freundschaft, und ist naturgemäß hier das Verhältnis der einzelnen zu einander weniger innig, so ist es darum doch keineswegs gleichgültig, in welcherlei geselligen Kreisen du dich bewegst. Dir selbst

unbewußt, wirken sie oft gewaltig auf deine ganze Denk- und Anschauungsweise ein, und es kann gar nicht anders sein, als daß von dem Geiste, der dort herrscht, auch etwas auf dich selber übergeht. Erlebt man es ja doch sogar bei Männern, welche über ihrer Freiheit und Selbständigkeit sehr eifersüchtig wachen, daß die Ansichten und Urteile einer Gesellschaft, in die sie vielleicht zweimal in der Woche kommen, einen förmlichen Bann auf sie ausüben, oder daß sie sich durch die Erwägung: „was wird man in der Gesellschaft dazu sagen?“ abhalten lassen, in ihrem sonstigen Leben und Wirken ihre Überzeugung entschieden und standhaft zu bekennen. So groß ist die Macht des geselligen Lebens in gereiftem Alter — wie viel mehr in der Jugend! In erster Linie wäre eigentlich für das frühere Jugendalter zu wünschen, daß alle Geselligkeit, an der es sich beteiligt, sich innerhalb der Grenzen eines erweiterten Familienlebens hielte, von der Famililie ausginge und unter ihrem steten Einfluß stünde. Aber auch in späteren Jugendjahren, wenn der Jüngling gern seine eigenen Kreise sich auswählt, ohne sie gerade immer von der Familie sich darreichen und bestimmen zu lassen, muß das Oberaufsichtsrecht der Eltern gewahrt, und der Anschluß an irgend einen bestehenden geselligen Kreis, oder die Teilnahme an geselligen Unterhaltungen und Vergnügungen von ihrer Einwilligung abhängig bleiben. Vollziehst du einen solchen Anschluß ohne das Wissen deiner Eltern, oder gar gegen ihren Willen, so fehlt die Grundbedingung jeglichen gedeihlichen Einflusses dieser Geselligkeit auf deine innere Entwicklung. Die Unaufrichtigkeit und der Ungehorsam

zehren von vornherein allen Gewinn auf, selbst wenn die Sache an und für sich keineswegs gefährlich oder verderblich wäre.

Im weiteren hat es nun allerdings der einzelne nicht in der Hand, zu bestimmen, was in einem größeren geselligen Kreis vorkommen und besprochen werden soll. Es kann unter Umständen gerade zum eigentümlichen Reiz der Geselligkeit im Unterschied von der Freundschaft gehören, daß die Geister hie und da tüchtig auf einander platzen, und auch die allerentgegengesetztesten Standpunkte zum Wort kommen. Man beruhigt sich nachher wieder, fährt fort sich gegenseitig zu respektieren, und kann ein andermal unbefangen wieder zusammenkommen und sagen wie jener Schreinersgeselle zu seinem Meister: „darum keene Feindschaft nich.“ Aber doch hat auch dies seine Grenzen. Man kann dich nicht verantwortlich machen für jedes einzelne Wort, das bei einer solchen Gelegenheit in eurem Kreise fällt, wohl aber für den ganzen Ton, der darin herrscht. Du kannst beispielsweise, je nachdem es ein Kreis ist, nicht verhindern, daß der eine oder andere darin ist, der auf dem Standpunkt des fertigen Unglaubens steht; aber du kannst dir verbitten, daß er seine Ansichten in frivoler Weise zum Ausdruck bringe, oder daß er gar mit seinen Ideen den Ton in der Gesellschaft angebe. Ist dies dennoch der Fall, und du kannst es nicht verhindern, so kann deines Bleibens nicht sein, wenn du anders dein Gewissen heil und unverletzt behalten und dich nicht zum Mitschuldigen an diesem Ton machen willst. Ohnehin muß vorausgesetzt werden, daß in dem Kreis, dem ein, ich will nicht

sagen christlicher, sondern nur auch ein ehrbarer und anständiger Jüngling angehört, alles Gemeine, Schlüpfrige, Unsittliche, und würde es auch nur in Anspielungen auftreten, absolut verpönt ist. Hörst du das erstemal etwas derart und findest du, daß nicht sofort dagegen protestiert wird und zwar erfolgreich, so daß das unreine Maul verstummen muß, so ist dir dein Weg ganz klar gewiesen: hinaus aus dieser Gesellschaft, denn da ist jeder Atemzug Gift, und jeder Schritt ein Schritt zum Abgrund. Anspielungen und Andeutungen sind oft schlimmer als offene Schlüpfrigkeiten, weil sie der Phantasie größeren Spielraum lassen und darum auf sie einen stärkeren Reiz ausüben.

Der deutsche Mann, von dem schon mehrfach in diesen Blättern die Rede war, der Freiherr von Stein, war einmal in einer Gesellschaft mit dem damaligen Großherzog von Weimar zusammen, der eine Menge schlüpfriger Geschichten erzählte und endlich sich mit einer anstößigen Zweideutigkeit auch an den Freiherrn wandte. Der sprach finster: „Ich habe stets einen Abscheu gegen schmutzige Geschichten gehabt und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst vor jungen Offizieren so redet." Der Großherzog verstummte. Es wurde totenstill im Kreis. Nach zwei Minuten fuhr sich der Fürst mit der Hand übers Gesicht und setzte die Unterhaltung fort. Den Anwesenden war heiß und kalt geworden, und ein Oberst gestand nachher, er wolle lieber eine Batterie stürmen, als einer solchen Scene anwohnen. Aber Steins Auftreten hatte kräftig gewirkt.

Doch auch wenn das in Ordnung ist, so ist noch

immer ein großer Unterschied unter den verschiedenen Kreisen des geselligen Lebens. Eine Geselligkeit, welche sich in den allergewöhnlichsten Dingen ergeht, ausschließlich vom alltäglichen Klatsch lebt oder gar mit Karten- und Pfänderspiel sich mühsam auf den Beinen hält, kann den Geist nicht anregen, und ist deshalb unwürdig und unjugendlich. Oder wo fade Spaßmacher von Profession das große Wort führen, schale Witze zum hundertstenmal nacherzählen oder auch selber machen, wo leeres Stroh gedroschen und mit der ganzen Geselligkeit bloß die Zeit totgeschlagen wird, da kann dein Geist sich nicht erfrischen, du fühlst dich nachher leer und unbefriedigt, und darum ist's auch nicht für dich. Soll der Geist ausruhen, so kann er's nicht in der Geistlosigkeit, diese greift ihn an, wie der Mangel an Luft oder wenigstens an frischer Luft dem Leib ungesund ist. Soll der Geist etwas haben, — und er will etwas haben, auch wo es sich bloß um gemütliche Unterhaltung handelt, — so muß auch in der Unterhaltung Geist sein, die Rede „lieblich und mit Salz gewürzt.“ Auch beim gemütlichsten Sichgehenlassen im Gespräch, wo man behaglich auf den Wellen der Unterhaltung dahinschaukelt, ist ein Unterschied zwischen Geist und Ungeist, zwischen Salz und Fadheit. Und wenn ihr nicht im stande seid, aus eigenen Mitteln eure Geselligkeit in Scherz und Ernst auf einer gewissen geistigen Höhe zu halten, so leset etwas mit einander, sei's eine gute Erzählung, oder ein Stück aus unserer klassischen Litteratur, oder etwas Belehrendes aus irgend welchem sonstigen Gebiet von allgemeinerem Interesse. Das giebt Stoff zur Besprechung, durch den

ihr doch etwas über den Alltags-Philister hinauskommt. Das Gebiet, das euch offen steht, ist ja in der That weit genug; der Apostel Paulus selber nimmt bei der Beschreibung dieses Gebietes den weitesten Kreis: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.“ Wie geht einem doch das Herz weit auf, wenn man alle diese Gebiete des Wahrhaftigen, des Ehrbaren, des Lieblichen im Geist überdenkt! Welch ein prachtvoller, breit und voll dahinwallender Strom für das Schifflein des geselligen Lebens, auf dem es denn doch anmutiger dahinfährt, als in den Teichen und Pfützen fader Alltäglichkeit und ordinärer Spaßmacherei!

Unsere christlichen Jünglingsvereine in der Gestalt, die sie namentlich in den Städten gefunden haben, sind nach allen bisher besprochenen Seiten hin eine ganz vortreffliche Weise jugendlichen Zusammenseins im größeren Kreis. Sie bieten die Geselligkeit ebenso in Form der freien, leichteren Unterhaltung, wie in Form der wissenschaftlichen Belehrung über verschiedene Gebiete dessen, was für einen jugendlichen Geist wissenswert ist. Sie bieten namentlich auch das, worin wir die eigentliche Krone edler Geselligkeit erblicken müssen: gemeinsame Erbauung durch Schriftbetrachtung und Gebet. Nicht jeder Kreis eignet sich freilich für diese höchste und edelste Form der Geselligkeit, und thöricht wäre es, sie erzwingen zu wollen, wenn die Leute dazu nicht vorhanden sind. Aber glücklich eine Vereinigung junger Leute, in welcher sich diese höchste Weihe des Zusammenseins, dieses Sichfinden in den Heiligtümern Gottes ungekünstelt von selber ergiebt und von allen

als etwas Selbstverständliches betrachtet wird. Hier ist der Boden, auf welchem die Geselligkeit am leichtesten und ungesuchtesten zur Freundschaft sich vertieft. Hier ist wahrhafte Erquickung und Stärkung des innersten Geisteslebens, hier holst du dir die stärksten Kräfte und Antriebe zum aufrichtigen Abscheu vor allem Bösen und Gemeinen, und zu ernstlichem Streben nach allem Guten und Heiligen.

In was nun aber die Geselligkeit ihren nächsten Zweck suchen möge, in einfacher Unterhaltung, in Belehrung oder in Erbauung, immer ist es notwendig, daß du dir die geselligen Tugenden aneignest, ohne welche du für die Geselligkeit unbrauchbar bist, oder doch nicht das geben und empfangen kannst, was du eigentlich könntest und solltest. Auch der Vater Rückert deutet einmal so etwas an, wenn er sagt:

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

Dieses „Behauenwerden“ ist gerade eine der wichtigsten Segnungen guter Geselligkeit, und darum, wer das nicht ertragen kann, der bleibe nur weg und warte, bis er von solchen Leuten „behauen“ wird, mit denen er nicht in freier Geselligkeit, sondern von Geschäfts- und Amtswegen zu thun hat. Man kann ihm aber dafür garantieren, daß das dem Stein viel weher thut als das Behauenwerden im freien geselligen Kreis. Darum laß vor allen Dingen die Empfindlichkeit und das Übelnehmen zu Haus, wenn du für das Zusammensein mit andern brauchbar sein willst. Es ist ein peinliches Gefühl für

die andern, einen um sich zu wissen, der stets auf dem Sprung ist, sich beleidigt zu fühlen und sich für gekränkt zu erklären. Es ist auch für die empfindlichen Leute selbst durchaus keine angenehme Sache, bei jeder Kleinigkeit sich verletzt fühlen zu müssen. Man muß auch mitlachen können, wenn andere über einen lachen, — das gehört wesentlich zum Humor, und man kann durch diese Art des Humors ebensoviel zu einer schönen Geselligkeit beitragen, wie ein anderer durch humoristische Einfälle. Der unvergeßliche Professor Tholuck in Halle war bekanntlich ein Meister des geselligen Humors, und zwar nicht bloß sofern er damit andere zu treffen wußte, sondern auch sofern er herzlich mitlachte, wenn andere ihn trafen. „Kürzlich reiste ich nach Leipzig," erzählte er einst in einer Gesellschaft von Studenten, die er zu sich geladen hatte, „aber mein Koffer kam durch ein Versehen bei der Aufgabe nach Dresden. Ist das Zufall oder Schicksal?" „Das ist einfache Bummelei," antwortete der Student frischweg, und Tholuck freute sich herzlich darüber; ebenso ein andermal, als er auf die Frage: „Was würden Sie sagen, wenn dieses Haus einfiele?" die Antwort erhielt: „Ich würde mich wundern, und wundere mich jetzt schon, daß ein altes Haus einen solchen Einfall haben kann."

Soll aber bei der Geselligkeit etwas Ersprießliches herauskommen, so ist durchaus notwendig, daß nicht jeder sich auf das verlasse, was etwa die andern zum allgemeinen Besten beitragen werden, sondern daß jeder selber zu diesem Zweck thue was er kann. Es sind ja freilich auch in dieser Beziehung die Gaben verschieden ausgeteilt. Nicht jeder hat die Gabe der Unterhaltung,

die ja überdies um des vielen unnötigen Redens willen, zu dem sie so leicht verleitet, nicht einmal jedem zu wünschen ist. Was würde aus unsern Gesellschaften, wenn plötzlich die Gabe der Unterhaltung allgemein würde! Bewahre uns Gott davor! Nicht jeder hat auch die Gabe, in stärkerem Maß anregend auf einen geselligen Kreis einzuwirken. Mancher, der vielleicht die Gabe hätte, mag mit dem, was er hat, nicht herausrücken. Aber keiner sollte sich von der Verpflichtung entbunden erachten, auch seinerseits etwas zu dem beizutragen, was zur Verschönerung, zur Hebung und Bereicherung des geselligen Lebens dient. Ist's nicht viel, so ist's doch wenig, ist's nicht häufig, so ist's doch dann und wann. Es ist unnatürlich, nie zu geben, wo man immer empfängt. Es ist auch ein verdächtig Gerede, wenn einer z. B. aus einem Jünglingsverein oder einem andern geselligen Zusammensein nach Hause kommt mit den Worten: „Heut ist's aber einmal gar nichts gewesen; heut war's bodenlos langweilig, da geh ich nimmer hin," u. dgl. Lieber Freund, bist du selbst dort gewesen? Ja. Aber dann stellst du ja mit deinem Klagen über die Langweiligkeit der Gesellschaft dir selbst ein Armutszeugnis aus. Wenn du dort warest — warum hast du nicht für Besseres gesorgt? Nicht wahr, du bist dagesessen und hast gewartet, was andere aufs Tapet brachten, hast es dann im stillen kritisiert, ohne selbst auch nur den Versuch eines eigenen Beitrags zu machen, und bist nach längerem innerlichem Räsonnieren endlich zu dem Resultat gelangt, daß es heute sehr langweilig sei? Schäme dich! „Es ist langweilig gewesen," heißt gar oft

mit andern Worten: ich bin langweilig gewesen. Auch darüber hat sich der Hallenser Studentenvater Tholuck einst etwas sagen lassen. Er machte einen Spaziergang mit einem schweigsamen Studenten, und nachdem er sich einigemale vergeblich bemüht, eine Unterhaltung mit ihm in Gang zu bringen, gab er endlich den Versuch auf. Stumm und schweigend wandelten nun Professor und Student etwa eine Stunde lang neben einander, und beim Abschied sagte Tholuck: „Danke für die geistreiche Unterhaltung.“ Das hieß mit andern Worten: du bist ein rechter Langweiler. Aber — „Danke gleichfalls,“ war die schlagfertige Antwort, auf welche hin Tholuck dem Studenten lächelnd die Hand reichte und nun erst in recht vertrauten und innigen Verkehr mit dem Jüngling trat.

Ist der hartnäckige Schweiger eine Art, welche jedenfalls in einem geselligen Kreis nicht allzustark vertreten sein sollte, so ist dagegen sein Gegenfüßler, der gesellige Schreier, geradezu eine widerwärtige Last für alle, auch wenn er nur als einzelnes Exemplar in einer Gesellschaft vorkommt. Er ist nicht im stande einen Nachbar ordentlich ausreden zu lassen, — er muß ihm immer ins Wort fallen. Es ist von höchster Wichtigkeit, daß die Gesellschaft über seine Auffassung eines besprochenen Gegenstandes nicht einen Augenblick im Zweifel sei. Seine Stimme hört man immer; sie ist vom fortwährenden Rechthaben allmählich so laut geworden, daß sie alles übertönt. Es ist unmöglich, in seiner Nähe mit einem Nachbar ein anderes Gespräch zu führen; man hört immer nur ihn; er spricht überhaupt eigentlich nie zu einem einzelnen, sondern immer zu mehreren, wo möglich zu

allen. Denn was er weiß, ist immer wert, von allen vernommen zu werden; einer, zwei sind hiefür ein viel zu kleines Publikum. Deswegen kann man in Gesellschaften, in welchen keiner an Stimme und Selbstgefühl ihm gleichkommt, sicher darauf rechnen, daß in einem gegebenen Zeitpunkt jedes andere Gespräch verstummt, und man den geselligen Schreier allein noch hört. Höchstens, daß hie und da noch einer mit einer bescheidenen Frage oder einem schüchternen „aber“ kommt. Dann wird's dem Schreier erst recht wohl, dann ist er in seinem Element. Und wenn er abends nach Hause geht, so ist er entzückt von den köstlichen Stunden, die er in der Gesellschaft zugebracht hat, und hat keine Ahnung davon, daß mittlerweile die Opfer seines Schreiertums daheim gähnend ihre Stiefel ausziehen und sagen: „Der N. N. war aber heute wieder unausstehlich langweilig.“ Noch merkwürdiger wird die Sache, wenn in einer Gesellschaft zwei derartige Schreier zusammenkommen. Dann löst sich allmählich die ganze Unterhaltung der Gesellschaft in ein Zwiegespräch zwischen den beiden auf, das je nach Umständen einen friedlichen oder auch einen sehr kriegerischen Verlauf nimmt. Daß jedermann ihr Gespräch höchst interessant finden werde, ist ihnen ganz selbstverständlich. Hüte dich, mein Lieber, vor diesem Schreiertum. Es giebt verzogene junge Leute, welche daheim im Kreis jüngerer Brüder, bewundernder Schwestern und vielleicht auch einiger sehr nachsichtiger Tanten das große Wort zu führen gewohnt sind, und dann, wenn sie mit andern Leuten in größerer Gesellschaft zusammentreffen, meinen, man erwarte hier von ihnen dieselbe Leistung. Solche sind

auf dem besten Weg, gesellige Schreier zu werden. Glücklich, wenn sie Leute finden, welche ihnen den Liebesdienst thun, sie gelegentlich ein wenig in die Schranken zu weisen, und doppelt glücklich, wenn sie solchen Winken folgen.

Fassen wir alles zusammen, so wird wohl die gesellige Grundtugend, die sicherste Bewahrung vor geselligen Untugenden jene wahrhafte Durchbildung des Charakters sein, da man in Gottes Kraft die Grundwurzel aller Unliebenswürdigkeit, die Selbstsucht, überwindet und sich herzlicher Demut befleißt. Aus der Demut wächst dann ebenso der rechte Mut, da wo man einmal ist, mit den von Gott verliehenen Gaben das Seinige zur Belebung und Bereicherung des Ganzen beizutragen und nicht dem hartnäckigen Schweigertum anheimzufallen, wie jene Bescheidenheit, die sich nicht aufdrängt und so dem geselligen Schreiertum vorbeugt. Christus hat auf der Hochzeit zu Kana in aller Stille das Wasser in sechs steinernen großen Krügen in Wein verwandelt, und so unvermerkt, ohne die Aufmerksamkeit besonders auf seine Person zu richten, den Hochzeitsgästen den edelsten Trank geboten, den sie bei jenem Feste bekamen. Siehe hier das Ideal geselliger Tugend, dem auch du nachstreben sollst: edle Belebung, köstliche Labung des Gemüts den andern darreichen, daß es ihnen behaglich und fröhlich zu Mut wird, eben als wenn der Wein des Menschen Herz erfreuet; und doch es thun gleichsam unvermerkt, ohne das Ich in den Vordergrund zu schieben; gerne das Beste geben was man hat, aber es nicht geben um seiner selbst willen, in Selbstgefälligkeit, sondern um der andern willen, aus Liebe.

16. Familienleben und Hausgenossenschaft.

Die Familie ist die älteste und ehrwürdigste Stiftung Gottes in der Welt, älter als Gemeinde, Staat und Kirche. Ehe es Könige und Kaiser gab, gab es Eltern, ehe es Unterthanen gab, gab es Kinder, ehe ein Freundschaftsband bestand, bestand das geschwisterliche Verhältnis. Daher ist und bleibt auch die Familie die Grundlage aller öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt, und die Feinde aller Ordnung, die grundsätzlichen Zerstörer und Umstürzer wissen gar wohl, warum sie das Familienleben, so wie es heutzutage besteht, auf ihrer Zerstörungsliste oben an gesetzt haben. Fällt es, so fällt alles andere nach; bleibt es bestehen, so mag der Baum öffentlicher Ordnung abgehauen werden, aber die Wurzel bleibt im Boden, nnd aus ihr kann und wird die Ordnung immer wieder neu aufwachsen.

Es sind zwei Grundbeziehungen, welche im Familienleben zu ihrer Darstellung und ersten Ausgestaltung kommen: ein Naturverhältnis der Über- und Unterordnung, wie es sich darstellt in der gegenseitigen Beziehung zwischen Eltern und Kindern, und ein Naturverhältnis der Gleichordnung, wie es in der Beziehung der Eltern zu einander und im geschwisterlichen Verhältnis je auf eigentümliche Weise seinen Ausdruck findet. Daraus ergeben sich denn auch die beiden Grundtugenden, welche das Familienleben tragen: Gehorsam und Liebe, jener dem Verhältnis der Über- und Unterordnung, diese der Gleichordnung entsprechend. Und sind

es nicht gerade diese beiden Beziehungen, diese beiden Tugenden, auf denen weiterhin die ganze öffentliche Wohlfahrt ruht? Ruht nicht das ganze Gedeihen eines Volkslebens darin, daß diejenigen, welche zu befehlen und zu regieren haben, das Befehlen, daß die, welche zu dienen und zu gehorchen haben, das Gehorchen recht verstehen und ausüben? daß einer mit dem andern zusammenwohnt in Liebe und Friede, und alle, Regierende und Gehorchende, Alte und Junge, Hohe und Niedere, durch das Band der Treue mit einander verbunden sind? Wer als Kind gelernt hat seinen Eltern gehorchen, dem wird auch einmal, wenn er in reifere Jahre tritt, der Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit nicht schwer fallen; wer es zu Haus nicht gelernt hat, der wird sich auch mit Recht und Gesetz stets auf gespanntem Fuß befinden. Wer in der Familie gelernt hat, mit seinen Geschwistern in Liebe und Friede zusammenzuleben, der wird auch in späteren Jahren ein guter Kollege, Nachbar, Haus- oder Geschäftsgenosse sein; wer im Geschwisterkreis sich angewöhnt hat, stets recht zu haben, und niemals nachzugeben, der wird auch späterhin als ein widerwärtiger Rechthaber und Prozeßkrämer durchs Leben gehen. Darum liegen hier in der Familie die Wurzeln der Kraft und die Wurzeln der Schwäche eines Gemeinwesens. Wo sie als eine Ordnung Gottes festgehalten wird, und jedes im Haus seine von Gott ihm angewiesene Lektion lernt, da ist sie eine Quelle des Segens sowohl für die einzelnen als auch fürs Große und Ganze; wo man gegen die in ihr niedergelegten Gottesordnungen sündigt, da wandelt sich der Segen in Fluch.

Darum lehrt die Geschichte alter und neuer Zeit, daß die Wohlfahrt eines Volkes mit dem Familienleben steigt und sinkt, steht und fällt. Griechenland und Rom sind Zeugen davon, und die modernen Völker nicht minder. Was die germanischen Völker, die Deutschen, die Engländer, die Skandinavier heutzutage noch an sittlichem Gehalt, an tüchtiger Kraft vor den romanischen Völkern voraushaben, das schöpfen sie aus ihrem, Gott sei Dank, noch auf gesunder Grundlage ruhenden Familienleben. Die uralte chinesische Kultur wäre samt dem auf ihr ruhenden Gemeinwesen schon längst verfallen, wenn nicht das Familienleben, der Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, die Pietät eine der festen Grundsäulen desselben wäre. Zu welch merkwürdiger Bedeutung haben es die paar Millionen Israeliten in der heutigen Völkerfamilie gebracht! Welch eine unerschöpfliche Kraft liegt in diesem Stamm! Woher das? Ein wesentlicher Grund davon liegt jedenfalls darin, daß die Gesundheit des Familienlebens, die Pflege seiner zarten und innigen Beziehungen bei ihnen als ein treu behütetes Erbteil der Väter sich bis auf den heutigen Tag ungeschwächt erhalten hat. Das weiß man nicht bloß auf Grund allgemeiner und unbestimmter Beobachtungen, sondern es ist schon mehr als einmal mit statistischen Zahlen nachgewiesen worden. Völker mit gesundem Familienleben werden den Völkern mit zerrüttetem Familienleben immer und überall überlegen sein. Und es gehört wahrhaftig nicht zu den kleinsten Verdiensten der deutschen Reformation, daß sie das Familienleben wieder zu Ehren gebracht hat als eine

göttliche Ordnung und einen gottgefälligen Stand, nachdem das Mittelalter Möncherei und Klosterleben auf Kosten der Familie gepflegt und herausgestrichen hatte, als wäre es etwas besonders Heiliges und Verdienstliches. Das deutsche Haus, wie es Luther seinen Landsleuten angepriesen und selber in seinem kerndeutschen Familienleben mustergiltig vorgelebt hat, ist mit eines der edelsten Güter, welche durch die Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts unsrem Volke zurückgegeben wurden. Darum auch E. M. Arndt gesagt hat: „Es ist in der stillen Hauswirtschaft von Adam und Eva, in dem einzelnen Haus oder Häuschen der geschlossenen Familie alles gute, menschliche und göttliche Leben verschlossen, was auf Erden möglich ist.“

Glücklich der Jüngling, der in einem solchen deutschen Familienleben aufwächst und hier seine schönsten Jugendtage verbringt! Seine ganze Charakter- und Berufsbildung wie seine künftige Stellung in der Welt bekommt hier ihren soliden Grund und Boden. Hier knüpfen sich die Fäden, die ihm festen Halt geben sein Leben lang; hier ist der Ankergrund, an dem er so froh ist, wenn Sturm und Wellen sein Schifflein umherwerfen. Darum sagt Luther einmal: „Wenn wir keinen Vater und Mutter hätten, so müßten wir wünschen, daß uns Gott Holz oder Stein vorstellete, die wir Vater und Mutter heißen möchten. Wie viel mehr, weil er uns lebendige Eltern gegeben hat, sollen wir froh werden, daß wir ihnen mögen Ehre und Gehorsam erzeigen, weil wir wissen, daß der hohen Majestät und allen Engeln so wohl gefället, und alle Teufel verdreußt,

dazu das höchste Werk ist, das man thun kann, also daß Almosen geben und all ander Werk gegen den Nächsten diesem noch nicht gleich ist. Wo wollen alle Karthäuser, Mönche und Nonnen, die armen elenden Leute, bleiben, wenn sie vor Gott und aller Welt schamrot mit allen Schanden stehen müssen gegen einem jungen Kind, so in diesem Gebot gelebt hat, und müssen bekennen, daß sie mit all ihren Werken nicht wert sind, einem solchen Kind das Wasser zu reichen!"

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," — das ist eine der Grundordnungen, auf denen das Familienleben ruht. Bedeutsam ist die Stellung, welche Gott diesem Gebot in der Reihe der übrigen angewiesen hat. Es bildet den Übergang von der ersten Tafel zur zweiten, von den Pflichten gegen Gott zu den Pflichten gegen den Nächsten; es bezieht sich auf den Nächsten, sofern Vater und Mutter Menschen sind, es bezieht sich auf Gott, sofern sie an Gottes Statt über ihren Kindern stehen, und Träger einer Auktorität sind, welche, wie alle andere Auktorität in der Welt, ihren letzten Halt und Grund hat in der allerhöchsten göttlichen Auktorität. So ist das vierte Gebot die Klammer, durch welche die erste Tafel zusammengehalten wird mit der zweiten, der Knoten, in welchem Gottes- und Nächstenliebe sich in einander schlingen. Bedeutsam ist aber auch die Verheißung, durch welche Gott dieses Gebot, und dieses allein, ausgezeichnet hat. Warum ist das geschehen? Eben weil es im Herzpunkt der zehn Gebote steht, weil hier die Linien zusammenlaufen, weil, was gegen dieses Gebot gesündigt wird, gleichermaßen

Gott und Menschen ins Angesicht schlägt, weil dieses Gebot das Fundament ist, auf dem alle Zucht, alle Sitte und Ordnung in der Welt ruht, weil also soviel darauf ankommt, daß dieses Gebot gehalten werde treulich und gewissenhaft. Darum hat Gott hier noch eine Verheißung hinzugethan und will so den Menschenkindern dies Gebot ganz besonders süß eingeben.

Aber der hohe Ernst des Gebots wird dadurch keineswegs abgeschwächt. Du sollst — das bleibt stehen. Kurz angebunden, wuchtig, kraftvoll, majestätisch schreitet dieses „du sollst“ einher. Es duldet keine Ausreden, keine Nebenwege, keine Wenn und Aber. Wie ein Naturgesetz tritt es auf, wehe dem, der dagegen sündigt! Denn hinter dem „du sollst!“ steht die Majestät eines heiligen, allwissenden und allmächtigen Gottes, der seinen Grundordnungen immer wieder Geltung verschafft, auch wenn die Menschen sie abthun wollen, und der sie immer wieder empfinden läßt, daß Übertretung seiner Grundordnungen der sichere Ruin ist. Ehrerbietung gegen die Eltern, das ist also nicht etwas, was man beobachten kann oder auch nicht, so daß es etwa wohl gut wäre, wenn man es beobachtet, aber auch kein besonderer Schade, wenn man es unterläßt. Sondern das „du sollst“ heißt mit andern Worten: Thue es, so lieb dir dein Leben ist, es handelt sich dabei um Sein oder Nichtsein, Gedeihen oder Verderben.

Mit gewaltigem Posaunenton erläutert die ganze Weltgeschichte dieses „du sollst!“ — von Kain an, der als Brudermörder trotzig den Vater verließ und dann unstät und flüchtig in der Welt umherzog, und von

Absalom an, der an der Terebinthe dem Fluch erlag, den die Empörung gegen den Vater auf ihn gelegt hatte, bis in die deutsche Geschichte herein und bis auf die Gegenwart. Welches Elend, welche Schmach entsprang bald nach Karl dem Großen aus dem Krieg, den in unkindlicher Ländergier die drei Söhne Ludwigs des Frommen gegen ihren Vater führten! Wie ist insbesondere Lothars Name gebrandmarkt, der am frevelhaftesten alle kindliche Ehrerbietung mit Füßen trat und sich nicht schämte, seinen alten Vater zu öffentlicher Kirchenbuße zu nötigen, um ihn recht verächtlich und zur Führung des Kaisertums untauglich zu machen! Daß die ungehorsamen Söhne nach des Vaters Tod selbst in blutiger Fehde einander gegenübertraten, das war die erste schwere Strafe, die sie traf. Jener Lothar aber wurde in diesem Kampf von seinen beiden Brüdern blutig aufs Haupt geschlagen, und bei der darauf folgenden Teilung bekam er zwar ein wunderschönes Stück Land und den stolzen Kaisertitel dazu, aber es war kein Segen darin. Sein Reich hatte keinen Bestand, sein Besitz blieb nicht beisammen; er selbst wurde Mönch, um sich seiner Gewissensbisse ledig zu machen, und mit seinen Söhnen erlosch sein Stamm. Das ist eine Predigt aus der deutschen Geschichte über den heiligen Ernst des vierten Gebots. Und wie bitter haben Heinrichs IV. Söhne, Konrad und Heinrich, ihre Sünden gegen das vierte Gebot gebüßt! Konrad, der ältere, wurde hingerafft in der Blüte seiner Jugend, noch ehe er ans Ziel seines Strebens kam. Heinrich bestieg zwar den Thron, um den er den Vater betrogen hatte, aber zu

einem Genuß desselben kam er nicht. Voll Unruhe, reich an Enttäuschungen und Niederlagen war seine Regierung, und schon im 44. Lebensjahr starb er an einer ekelhaften Krankheit, die ihn als einen von Gott Gezeichneten erscheinen ließ, und kinderlos, so daß sein Stamm mit ihm erlosch. Im deutschen Volk aber sagte man, Gott habe ihm alle Freude an Kindern entzogen, weil er selbst gegen seinen Vater ein so böses Kind gewesen sei und ihm so viel Herzeleid angethan habe. Daß aber dem Kaiser, der in unsern Tagen das deutsche Reich lenkt, mit Gottes Hilfe alles so herrlich geraten ist — ist das nicht auch ein Segen davon, daß er von Jugend auf Vater und Mutter ehrte, das Bild der Eltern bis in sein hohes Alter hinein, bis auf den heutigen Tag in dankbarer Ehrerbietung im Herzen trägt, und beim größten, was Gott ihm gelingen ließ, mit kindlichem Sinn an das anknüpfte, was seine Mutter gehofft, sein Vater gelitten, gekämpft, begonnen und ausgeführt hat?

Ehren heißt es, nicht bloß lieben. Denn daß Kinder ihre Eltern lieben, anhänglich an sie sind, das ist zu selbstverständlich, als daß es erst durch ein Gebot eingeschärft zu werden brauchte; es ist Naturinstinkt. Man wird nicht leicht ein Kind finden, das nicht ein Gefühl der Liebe gegen seine Eltern im Herzen trüge und sie, wie man zu sagen pflegt, „gern hätte.“ Selbst die unartigsten und ungehorsamsten Kinder haben diese natürliche Anhänglichkeit. Aber nicht um diese handelt es sich bei dem, was die Kinder den Eltern schuldig sind, sondern um die Anerkennung einer höhern Auktorität

und Majestät, als deren Träger die Eltern dastehen. Die Liebe hat ihren Gegenstand gleichsam neben sich, die Ehrerbietung über sich, und so gehört es sich hier. Darum sagt auch Luther: „Dem Vater- und Mutterstand hat Gott sonderlich den Preis gegeben vor allen Ständen, die unter ihm sind, daß er nicht schlechtweg gebeut, die Eltern zu lieben, sondern zu ehren. Denn gegen Brüder, Schwestern und den Nächsten insgemein befiehlt er nichts Höheres denn sie zu lieben, Vater und Mutter aber scheidet er und zeucht er aus für allen andern Personen auf Erden und setzt sie neben sich. Denn es ist viel ein höher Ding, ehren denn lieben, als das nicht allein die Liebe begreift, sondern auch eine Zucht, Demut und Scheu, als gegen einer Majestät, allda verborgen, also, daß man viel von ihnen halte, und nach Gott als die Obersten ansehe."

Die Eltern sind die älteste Majestät auf Erden. Auch die Majestät, die des Königs Zier und Ehre bildet, ist keine wesentlich andere, als diejenige, welche auf den Eltern ruht. Der Unterschied ist bloß der, daß jene über einen größeren, diese über einen kleineren Umkreis geht; dem innern Wert und Gehalt nach aber sind beide gleich. Darum ist hier das Ehren am Platz und nicht bloß lieb haben. Solches Ehren ist zunächst eine innerliche That, eine Sache der Gedanken und der Gesinnung, daß du im Herzen hoch und groß denkest von deinen Eltern und an ihnen hinaufsehest, auch wenn du vielleicht in manchen Künsten und Wissenschaften mehr weißest als sie. Es muß sich dann aber auch offenbaren in Worten und äußeren Werken, in der Art und

Weise mit ihnen zu reden, in dem Ton, mit dem du ihnen antwortest, in dem Blick, mit dem du sie ansiehst, und in der Haltung, mit der du ihnen entgegentrittst, namentlich wenn sie dir etwas zu verweisen haben, was ihnen an dir mißfällt; in kleinen Dienstleistungen, die du ihnen an den Augen absiehst und willig und hurtig ausführst, vor allen Dingen aber in dem Gehorsam, der die eigentliche Probe der Ehrerbietung im jugendlichen Alter bildet.

Vater und Mutter — übersehen wir nicht, daß jedes besonders genannt ist. Es giebt Kinder, welche eine entschiedene Neigung haben, in der Erfüllung ihrer Kindespflicht zu halbieren: Vater oder Mutter, je nachdem persönliche Neigung mehr nach der einen oder nach der andern Seite hinzieht. Namentlich kommt es im Jünglingsalter je und je vor, daß man zwar dem Vater die schuldige Ehrerbietung nicht versagt, aber der Mutter gegenüber sich eine Art zu reden, zu antworten, sich zu gebärden herausnimmt, welche schnurstracks dem vierten Gebot zuwider ist. Dabei wird das Gewissen damit beruhigt, daß man ja dem Vater unweigerlich die schuldige Ehrerbietung bezeuge. Sinnlose, ja gottlose Unterscheidung! Weißt du nicht, daß dein Vater und deine Mutter für dich Eine Person sind, und daß du mit dem bösen Unterschied, den du machst, in deinem Teil scheidest und auseinanderreißt, was Gott zusammengefügt hat? Weißt du nicht, daß du dich auf diese Weise schwer versündigst gegen das Band, das deinen Vater und deine Mutter zu Einem Leben verbindet? Weißt du nicht, daß die Ehre, die du der Mutter erweisest, auch

dem Vater erwiesen ist, daß die mangelnde Ehrerbietung, mit der du der Mutter entgegenkommst, auch den Vater trifft? Hinweg darum mit dieser bösartigen Unterscheidung! Vater und Mutter, eins wie das andere, ohne Unterschied. Wir stehen, Gott sei Dank, nicht mehr auf dem Boden des altheidnischen Familienlebens. In Griechenland war die Stellung der Frau in der Familie im allgemeinen eine sklavenartige, dafür war aber auch das ganze Familienleben mangelhaft. In Rom war die Stellung der Frau eine würdigere, aber es war doch im Grund weniger die Frau an und für sich, als vielmehr die Mutter tüchtiger Söhne und Staatsbürger, welche geehrt wurde. Immerhin war auf diesem heidnischen Boden jener Unterschied in der Ehrerbietung gegen den Vater und gegen die Mutter gewissermaßen natürlich. Aber das Christentum hat die Frau zur ebenbürtigen Gehilfin des Mannes gemacht, da gelten solche Unterschiede nicht mehr, und wer sie dennoch macht, sinkt damit auf einen längst überwundenen heidnischen Standpunkt zurück.

Noch etwas. Ehre Vater und Mutter, so wie sie *sind*, nicht so wie du sie haben *möchtest*. Nicht an ihrer Person, nicht an ihren Geistes- und Charaktereigenschaften, nicht an ihrer Bildung u. dgl. hängt ihr Anspruch auf Ehrerbietung von deiner Seite, sondern er ruht lediglich auf Gottes Willen, Auftrag und Ordnung, lediglich auf dem Elternnamen, den sie tragen. Daß dein Vater ein ungelehrter Handwerksmann ist, du aber ein künftiges Licht in der Kirche, im Gerichtssaal oder am Krankenbett, ein künftiger Kommerzienrat oder Fabrikant, das ändert in der Pflicht der Ehrerbietung gegen

deinen Vater nicht das mindeste. Ich weiß Leute, die aus niedrigen Verhältnissen heraus nicht bloß etwas werden wollten, sondern schon etwas recht Ansehnliches geworden waren, und dabei ihren Vater, ihre Mutter fortwährend mit unveränderter Ehrfurcht und Ehrerbietung behandelten. So weiß ich von einem sehr hohen Offizier, der bei der Rückkehr aus dem französischen Krieg an der Spitze seines Regiments in seinem Geburtsort, einem kleinen Städtchen, einritt. Seine alten Eltern, sehr einfache und geringe Leute, standen unter der harrenden Menge auf dem Marktplatz. Sie sehen, vom Pferde steigen und in ihre Arme eilen, war eins. Seither wohnen sie bei ihm im Haus, und selbst wenn er die vornehmsten Besuche bei Tische hat, sitzen die Eltern an der Tafel, und er begegnet ihnen mit der ausgesuchtesten Ehrerbietung. Daran dürfte sich mancher unbärtige Junge ein beschämendes Beispiel nehmen, der wunder meint, was er sich gegenüber von seinen Eltern herausnehmen dürfe, weil er über Stellung und Bedeutung des Mephistopheles im Faust einen Aufsatz gemacht hat, oder bei der letzten Lokation einer der ersten seiner Klasse geworden ist und bei seinen Kameraden etwas gilt, oder in der Fremde den neuesten Stand des Geschäfts kennen gelernt hat, während der Vater es noch nach dem alten System treibt. Thörichter! Wem verdankst du es denn, daß du etwas lernen darfst und schon gelernt hast? Wie kannst du dich vermessen, auf deine Eltern herabzusehen wegen eines Vorzugs, den du ihnen ausschließlich verdankst? Vollends der Übermut sogenannter religiöser Aufklärung, den einer etwa einmal

in sein frommes väterliches Haus mitbringt, das süffisante Wesen, mit dem er auf seine Eltern und ihren überwundenen Köhlerglauben herabsieht und mit ihnen zu disputieren anfängt, als müßte er ihnen erst Decke und Nebel von den Augen wegnehmen, — solches Gebaren ist nicht bloß eine Sünde, sondern auch eine ganz großartige Dummheit.

Selbst wirkliche Fehler und Schwächen, welche du etwa an deinen Eltern entdeckst, entbinden dich nicht von der Pflicht der Ehrerbietung gegen sie, eben weil ihre Würde nicht in ihren persönlichen Eigenschaften und Vorzügen ruht, sondern im Elternnamen für sich allein. Jesus war ohne Sünde, Maria eine Sünderin, Joseph ein Sünder, von beiden sah und wußte das Jesus alle Tage, und doch war er seinen Eltern unterthan. Was für Fehler etwa deine Eltern haben und machen, das geht dich gar nichts an; deine Pflicht steht klar da: Ehre Vater und Mutter. Und wenn du einmal vor Gott wirst Rechenschaft abzulegen haben über dein Leben und Treiben, so wirst du nicht etwa gefragt werden: Wie haben sich denn auch deine Eltern aufgeführt? Hast du fleißig auf sie acht gehabt? sondern: Hast du deine Eltern geehrt, wie ich dir befohlen habe? Wo kämen wir hin in der Welt, wenn wir Ehrerbietung und Gehorsam von dem sittlichen Wert oder Unwert derer wollten abhängig machen, welche uns vorgesetzt sind! Denn leicht ist es ja für jeden, der Augen im Kopf hat, an jedem, der ihm mit Autorität gegenüber steht, irgend etwas herauszufinden, was nicht in der Ordnung ist. Hier tritt besonders

das in Geltung, was wir oben über die Pietät gesagt haben. Man findet heutzutage bei vielen Leuten eine Neigung, Amt und Person zusammenzuwerfen, und wenn die letztere nach ihren speziellen Eigenschaften nicht achtungswürdig ist, auch dem Amt, dessen Trägerin diese Person ist, die gebührende Ehre zu entziehen. Das ist ein großer Fehler, ein verhängnisvoller Irrtum. Denn alle Ordnung in der Welt ruht auf der scharfen Unterscheidung zwischen Person und Amt. Hört diese Unterscheidung auf, so haben wir die unaufhörliche Revolution und Unordnung.

Darum, wenn du Eltern hast, die auch persönlich so vortrefflich sind, daß dir die Achtung vor ihrer Person und die Achtung vor ihrer Elternwürde ganz von selbst in eins zusammenfließt, so danke Gott dafür und freue dich tausendmal darüber, daß er dir die Erfüllung des vierten Gebots so leicht macht. Ist aber das Gegenteil der Fall, wovor Gott dich in Gnaden bewahren möge, dann gilt's um so mehr: Ehre deinen Vater und deine Mutter! suche mit dem Auge kindlicher Pietät dasjenige an ihnen heraus, was ihnen Anspruch auf Achtung und Ehrerbietung giebt, und wäre es auch — was ja kaum denkbar ist — nichts anderes mehr als der Vater- und Muttername. „Wenn dein Vater selbst ein Verbrecher in Ketten wäre," predigte der selige Ahlfeld einmal „und du schämtest dich seiner, du verachtetest ihn, du erwiesest ihm nicht die Ehrerbietung, die das Kind dem Vater schuldig ist, so wärest du ein schändliches und verfluchtes Kind. Und wenn deine Mutter tief vor Gott und vor den Menschen gefallen

wäre, und du verachtetest sie deswegen und wendetest dein Herz von ihr und schämtest dich, sie Mutter zu nennen und als Mutter zu ehren, so bist du nicht minder ein schändliches und verfluchtes Kind." Im Kanton Basel geschahen einst in kurzer Zeit nacheinander mehrere Diebstähle, und es wurde endlich demjenigen, der zur Entdeckung des Diebs helfen würde, eine namhafte Belohnung in Aussicht gestellt. Da erschien vor Gericht ein junger Mann, zeigte seinen Vater als Dieb an, und verlangte dann die Belohnung. Man konnte sie ihm nicht vorenthalten, legte ihm aber wegen seines abscheulichen Benehmens gegen seinen Vater eine Geldstrafe auf, durch welche die Belohnung wieder verschlungen wurde, und stellte ihn überdies noch unter polizeiliche Aufsicht. Mag dieses Urteil juridisch nicht ganz unanfechtbar gewesen sein, so entsprach es doch dem allgemeinen Rechtsgefühl.

Durch solche Ehrerbietung ist das herzliche, offene Vertrauen gegen die Eltern nicht aus-, sondern es ist darin eingeschlossen. Gewöhne dich, vor deinen Eltern keine Geheimnisse zu haben, nichts hinter ihrem Rücken zu thun, überhaupt nichts vorzunehmen, das du nicht mit gutem Gewissen auch in ihrer Gegenwart thun könntest. Mußt du voraussetzen, daß sie, wenn sie da wären, dir ein Vergnügen nicht gestatten würden, so verzichte lieber darauf, selbst wenn du es für erlaubt und unschädlich hältst und große Sehnsucht darnach hast. Selbst das unschuldigste Vergnügen ist viel zu teuer bezahlt, wenn dadurch etwas zwischen dich und deine Eltern kommt, und ist von dem Augenblick an kein

unschuldiges Vergnügen mehr, da du es vor deinen Eltern verbergen mußt. Sorge, daß zwischen dir und ihnen immer alles klar und offen sei. Hast du etwas zwischen dich und sie kommen lassen, so kommt leicht noch etwas weiteres dazu, und wieder etwas, und so fort, und die unausbleibliche Folge ist, daß du deinen Eltern innerlich entfremdet wirst. Darum, wenn je einmal etwas Derartiges auf deiner Seele brennt, so eile, davon frei zu werden, indem du mit deinen Eltern darüber redest.

In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ erzählt der Maler Kügelgen eine Scene aus seiner Jünglingszeit, die den Segen offenen Vertrauens gegen den Vater in ein besonders helles Licht stellt. Er war als siebzehnjähriger Jüngling in eine gewaltige Leidenschaft für ein junges Mädchen geraten, das sich damals in seinem elterlichen Hause aufhielt, und je unverdorbener er war, desto heißer kochte jetzt sein Blut auf. Er kämpfte dagegen mit besten Kräften, schloß sich enger als zuvor an seinen Bruder an, besuchte seine Freunde fleißig und führte sogar über sein Verhalten ein Tagebuch — alles wollte nicht helfen; die Folge aller Anstrengungen war nur Verdrossenheit und üble Laune. „Eines Abends kam ich abgejagt und müde nach Hause, nachdem ich mit scheußlichem Gewissen wie ein alberner Werther durch die Heide gerannt war. Ich wollte stracks zu Bett gehen, da trat mein Vater auf mich zu, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: ‚Du hast etwas auf dem Herzen.‘ Ja freilich hatte ich das. Ich flog ihm um den Hals und bat um eine Unterredung. Der Vater nahm mich mit sich auf sein Zimmer,

stellte sein halb niedergebranntes Licht auf eine Konsole und entfernte einen Haufen Mappen vom Sofa. Da saßen wir, umgeben von den tausend Geräten der Malerwerkstatt, unter denen es mir von Kindheit an stets am heimischsten zu Mute war. Die Beichte ward erleichtert durch entgegenkommende Fragen, und es entspann sich ein Gespräch, das mich gegen meinen Vater mit unaussprechlicher Dankbarkeit erfüllte, da er mir nicht als Richter, sondern als teilnehmender Freund entgegen trat. Übrigens mochte er sich Schlimmeres gedacht haben, als ich zu gestehen hatte, denn allmählich schwand die Sorge aus seinen Zügen. In solchen Fällen, sagte er, dürfe man sich nicht schämen, das Hasenpanier zu ergreifen, da der einzig mögliche Sieg hier in der Flucht sei. Ich müsse morgen mit dem Frühsten fort, das Übrige wollten wir Gott befehlen. — Ich ging zu Bett. Die Unterredung mit dem Vater hatte mich mit neuen Banden der innigsten und ehrerbietigsten Liebe an diesen meinen besten Freund gekettet und mich gekräftigt. Ich stand dem Feind in meinem Herzen nicht mehr allein gegenüber wie vordem, sondern hatte meinen Vater zum Bundesgenossen gewonnen, und in diesem Bewußtsein schlief ich ruhig ein."

Auch der verstorbene Hofprediger W. Hoffmann in Berlin pflegte aus der Zeit, da er als Geistlicher in der Heilanstalt für Geisteskranke in Winnenthal angestellt war, ein Erlebnis anzuführen, das in merkwürdiger Weise zeigt, welche Macht der Gedanke an den Vater, selbst wenn dieser schon gestorben ist, auf ein verirrtes und verdunkeltes Gemüt ausüben kann. Ein

Geisteskranker, der für alles Edle, für alle Liebe das Gefühl verloren zu haben schien, wurde von Hoffmann am Todestag seines Vaters an diesen erinnert. Er verstummte, eine große Thräne trat aus jedem Auge, und von dieser Stunde an war es, als wenn der Bann gebrochen wäre. Er ging langsam, aber sicher der Genesung entgegen.

Hat denn aber der aus der Ehrerbietung gegen die Eltern fließende Gehorsam nicht auch seine Grenze? Kann's denn nicht vorkommen, daß einem die Eltern geradezu etwas Unrechtes befehlen, was wider das Gewissen und wider Gottes Gebot ist? Nun, lieber Freund, ich denke sicher, diese Frage wird in deinem Fall eine ziemlich müßige sein. Wenn man etwa Beispiele davon erzählt, wie schon Kinder von ihren Eltern zum Stehlen, Lügen und Betrügen aufgefordert worden sind oder wie in Heidenländern ein Kind, das Christ werden wollte, von seinen Eltern mit dem Fluch bedroht und belegt wurde, so werden doch diese Dinge für dich kaum praktisch werden. Ich glaube, du darfst dich einstweilen ruhig daran halten, daß deine Eltern nichts Unrechtes von dir verlangen und dir nichts wehren werden, was du Gewissens halber zu thun verpflichtet bist. Solltest du je in den Fall kommen, daß dein Gewissen und der Wille deiner Eltern mit einander in Widerspruch geraten, so wird es dir ja nicht verwehrt sein, in aller Bescheidenheit und Ehrerbietung ohne Verletzung des vierten Gebots, deine abweichenden Wünsche und Meinungen zu sagen und zu bitten, daß man dir dieses nicht zumuten oder jenes nicht verwehren möge.

Was dir dann als Bescheid zu teil wird, damit gieb dich einstweilen zufrieden.

Du kennst wohl aus der Geschichte die Erzählung von Herzog Ernst von Schwaben und seinem Herzensfreund Werner, der von Ernsts Vater, dem Kaiser Konrad II. geächtet wurde und mit welchem nun nach des kaiserlichen Vaters Willen auch Herzog Ernst nicht mehr verkehren sollte. Da entstand für Ernst die Frage: Freundestreue oder Kindesgehorsam? Er entschied sich für den Freund gegen den Vater, wurde ebenfalls geächtet und fiel im Kampf gegen seines Vaters Kriegsleute. Alle Bewunderung und Anerkennung für solche aufopfernde Freundestreue! Aber wenn wir fragen: Hat der junge Herzog recht gehandelt, wenn man sein Thun prüft nach dem Maßstab göttlicher Ordnung? so müssen wir doch diese Frage verneinen. Des Vaters Ansprüche an den Sohn sind ältere, höhere als die des Freundes an den Freund; die letzteren beruhen auf persönlicher, menschlicher Zuneigung, jene auf göttlicher Ordnung. Die Geschichte des Freundschaftsbundes zwischen David und Jonathan bietet eine ganz ähnliche Verwicklung. Aber wie anders ist die Lösung! Jonathan gehorcht dem Gebot des Vaters, die Freunde trennen sich, nicht innerlich, aber doch äußerlich. Während Ernst im Kampf gegen den Vater fällt, fällt Jonathan an des Vaters Seite im Kampf gegen den Landesfeind, — wie viel befriedigender und wohlthuender ist dieser Abschluß!

Die Frage nach einer etwaigen Grenze des Gehorsams hat aber noch einen andern, praktischeren Sinn, nämlich so: Erstreckt sich der Kindesgehorsam durch das

ganze Leben hindurch, oder giebt es einen Zeitpunkt, von dem an die Pflicht desselben aufhört, wenigstens keine unbedingte mehr ist? Allerdings. Zwar die Pflicht der Ehrerbietung erleidet nie und nimmer eine Einschränkung, im Gegenteil, sie tritt mit dem vorrückenden Alter nur um so entschiedener in Kraft. Ja, die Ehrerbietung gegen die Eltern verklärt und veredelt sich in dem Maß, als sie auch dann beobachtet wird, wenn die äußere Abhängigkeit von den Eltern aufhört und das Kind auf eigenen Füßen zu stehen im stande ist. Sie ist dann nicht mehr mit irgend welchen Nebenrücksichten zersetzt, sondern steht da in ihrer vollen, edlen Reinheit und zarten Schönheit. Wie schön steht es dem gereiften Mann an, wenn er im Umgang mit seinen betagten Eltern, im Gespräch mit ihnen, in den Kleinigkeiten des täglichen Verkehrs alle jene zarten Rücksichten kindlicher Ehrerbietung beobachtet, die aus der rechten pietätvollen Dankbarkeit herauswachsen! Ehrerbietig bis zum Grab und über das Grab hinaus, in immer edlerer, reinerer Gestalt, immer zarter und rücksichtsvoller, in je höheres Alter die Eltern eintreten, — so ist es Gottes Wille und Gebot.

Aber allerdings, ein anderes ist es mit dem unbedingten Gehorsam. Dieser wird von selbst an einem gegebenen Punkt gewisse Einschränkungen erfahren, die Eltern selber werden ihn von diesem Punkt an nicht mehr in derselben Weise verlangen wie früher. Aber welches ist dieser Punkt? Ist's die Konfirmation? Leider, daß manche Jünglinge diese heilige Feier vorherrschend unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß sie dadurch „ihre eigenen Herren

werden," der elterlichen Zucht entwachsen und der Verpflichtung zum pünktlichen Gehorsam enthoben seien. Wer seine Konfirmation in diesem Licht betrachtet, dem fehlt's noch an den Fundamenten der Lebensweisheit und der jugendlichen Zucht. Oder ist's der Austritt aus dem Elternhaus? Ja, leider, daß manche sich dem Augenblick entgegensehnen, da die Thore des Elternhauses sich hinter ihnen schließen und sie hinauskommen in die weite Welt, in andere Verhältnisse, in freiere Bewegung, in möglichste Unabhängigkeit von elterlicher Vermahnung. Wer in diesem Sinn und Geist aus der Heimat hinauszieht, der ist gar nie recht im Vaterhaus daheim gewesen. Oder ist's ein bestimmtes Lebensalter? Ist's das achtzehnte, das zwanzigste Lebensjahr? Es ist in der That nicht einzusehen, warum einer mit neunzehn Jahren weniger die Verpflichtung zum kindlichen Gehorsam haben soll als mit siebenzehn, einfach aus dem Grund, weil er nun eben neunzehn ist. Nein, die Grenzlinie ist eine andere. Die Gehorsamspflicht gegen deine Eltern erstreckt sich so weit und so lange, als du unter ihrer Verantwortung stehst; sie hat ihre Grenze da, wo gegenüber von Gott und Menschen deine eigene Verantwortlichkeit für dein Thun und Lassen beginnt.

So lange der Vater für seines Sohnes Thun und Lassen die Verantwortung auf sich nimmt, so lange der Sohn andern gegenüber sich decken kann mit dem: „mein Vater hat es mich geheißen," solange und insoweit hat auch der Sohn die einfache Pflicht unbedingten Gehorsams. Erst wenn diese unmittelbare Verantwortlichkeit des Vaters für des Sohnes Thun und Lassen aufhört,

wenn der Sohn an Aufgaben heran und in Stellungen hineintritt, in denen lediglich er selbst Rechenschaft über sein Thun und Lassen abzulegen hat, und in denen diejenigen, welchen er Rechenschaft schuldig ist, keine anderweitige Berufung annehmen können, sondern sich einfach an ihn selbst halten, — erst dann ist der Zeitpunkt gekommen, da er sagen kann: jetzt muß ich mit meinem Thun und Lassen auf eigenen Füßen stehen und kann darum von andern wohl noch Ratschläge, aber keine Befehle darüber entgegennehmen. So weit eines Menschen Verantwortlichkeit reicht, so weit muß er auch vollständig frei handeln können. Übrigens wird ein rechter Sohn auch dann noch jeden Rat seines Vaters dankbar annehmen und gerne sich desselben bedienen; er wird, auch wenn er mit des Vaters Meinung nicht einverstanden sein und seinem Rat nicht folgen kann, doch in diesem etwas erkennen, was für ihn von großem Gewicht ist und was er sehr ernstlich in Erwägung zieht; er wird auch seinen abweichenden Weg nur in der größten Ehrerbietung gegen den Vater gehen. Aber das Verhältnis des Befehlens und Gehorchens hört allerdings mit dem Eintritt in die eigene Verantwortlichkeit auf, und zwar eben auf den Gebieten und in den Dingen, welche unter des Sohnes eigener Verantwortung stehen. Wenn dagegen ein Junge, der noch gar nichts ist und gar nichts kann, und mit jedem Pfennig, den er braucht, von seines Vaters Geldbeutel abhängt, zu Haus auf seine Selbständigkeit pocht, und daß er kein Kind mehr sei, und sich nicht alles gefallen zu lassen brauche in dem Alter, in dem er stehe, so wirkt bei einem solchen Verhalten der Kontrast, zwischen dem

was einer zu sein vorgiebt, und zwischen dem, was er wirklich und thatsächlich ist, in hohem Grade lächerlich.

„Auf daß du lange lebest und dir's wohl gehe in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird." Das ist die spezielle Verheißung, welche Gott als Schmuck und Zierde diesem wichtigen Gebot angehängt hat. Woher kommt es denn, daß so mancher, der etwas Ordentliches gelernt hat, überdies anstellig und geschickt, ehrlich und redlich ist, doch nicht vorwärts kommt, und seine schönsten Pläne ihm nacheinander fehlschlagen? Die Leute sagen in diesem Fall etwa: Er hat kein Glück. Aber „Glück" ist kein Begriff, den man fassen, bei dem man sich irgend etwas Vernünftiges denken kann. Sagen wir lieber Segen statt Glück, dann sind wir auf besserer Fährte und können uns auch etwas dabei denken. Und warum fehlt jenem der Segen Gottes? Sieh hinein in seine frühere und spätere Jugendzeit, laß dir von seinen Eltern sagen, wie er sich gegen sie verhalten, wie er die Kindespflicht nicht erfüllt, Vater und Mutter nicht geehrt und ihnen nicht gehorcht, den Vater erzürnt, die Mutter betrübt, zu Thränen gebracht hat. Wehe, wenn Vater und Mutter wider ihr Kind seufzen, denn solche Seufzer hängen sich wie Bleigewicht an des Kindes Lauf durchs Leben, durchkreuzen seine Plane, zehren an seinem Wohlergehen!

Wiederum, warum kommt ein anderer ohne besondere Begabung und Geschicklichkeit, mit manchen Fehlern, die er macht, so leicht vorwärts, als würde er von unsichtbaren Händen getragen und gehoben? Was er anfängt, gelingt ihm, seine Plane geraten, „er ist ein Glückskind," sagt die Oberflächlichkeit. Wer aber tiefer blicken will, der

schaut in des Mannes Jugendzeit hinein, geht hin in sein heimisches Dorf, in seine Vaterstadt, klopft an die Thüre des Vaterhauses, darin jener als Kind gelebt hat, und findet da einen Vater, der ihm mit zufriedenem Lächeln sagt: „Ja, mein Sohn ist stets brav und folgsam gewesen und hat sich Mühe gegeben, seinen Eltern Freude zu machen;“ er findet eine Mutter, die mit freudestrahlendem Auge ausführlich davon erzählt, wie er schon als kleines Kind anhänglich gewesen sei an seine Eltern, und wie auch noch, da er ein Knabe und ein Jüngling geworden war, ein Wort seiner Mutter, ein Blick seines Vaters alles über ihn vermocht habe. Das ist Gottes Segen über denen, welche nach dem vierten Gebot leben.

Daß auch ungehorsame Kinder alt werden und zu Wohlstand in der Welt gelangen können, daß auch folgsame Kinder zuweilen frühe sterben, im Leben Unglück haben und sich mit harter Mühe durchschlagen, ja wer wollte das leugnen? Aber auch, wer wollte sich dadurch irre machen lassen? Ein christlicher Jüngling und Mann weiß noch ein anderes „langes Leben,“ als ein solches, das aus einer möglichst langen Reihe von Jahren besteht, nämlich das ewige Leben vor dem Angesicht Gottes im Himmel. Er kennt noch ein anderes „Wohlergehen,“ als das im äußeren Wohlstand und Gedeihen bestehende, nämlich das innere Wohl, den Seelen- und Gewissensfrieden, den Gott seinen Kindern schon jetzt auf Erden schenkt und drüben vollendet. Er kennt noch ein anderes „Land, das der Herr geben will,“ als das schöne irdische Heimatland, nämlich das Vaterland, das droben, das Erbe, das im Himmel behalten ist.

Es handelt sich aber nun, wie oben gesagt, im Familienleben nicht bloß um das Verhältnis der Über- und Unterordnung, wie es zwischen Eltern und Kindern besteht, sondern auch um ein Verhältnis der Gleichordnung und Nebenordnung, wie es namentlich im Geschwisterkreis seinen Ausdruck findet. Und diese Linien, welche in der Familie nach rechts und links gezogen werden, sind in ihrer Art nicht minder wichtig, als die nach oben und unten gehenden. Denn so wichtig es ist, daß dem Befehlen auch ein Gehorchen entspreche, so wichtig ist es, daß jedes lerne, mit andern auch auf dem Fuß der Gleichberechtigung zusammenzuleben. Beides hängt sogar aufs engste mit einander zusammen, wie sich dies schon im Familienleben zeigt. Gehorsame Söhne sind regelmäßig auch liebenswürdige und friedfertige Brüder; widerwärtige, streitsüchtige Brüder sind gewöhnlich auch ungehorsame und unehrerbietige Kinder. Das stellt sich denn auch im späteren bürgerlichen und geselligen Leben heraus. Prozeßkrämer sind meistens auch unzufriedene Untergebene und Unterthanen; wie sie ihrem Nachbar gegenüber immer recht haben, so wissen sie auch immer alles besser als die Obrigkeit, sie sind die unaufhörlichen Krakehler, die grundsätzlichen Oppositionsmacher und Räsonnierer. Wer dagegen mit seinen Nachbarn im Frieden lebt und Prozesse klüglich zu vermeiden versteht, von dem kann man im voraus annehmen, daß er auch ein guter Unterthan und dem Gesetz, wie es sich gebührt, gehorsam sein werde. Du darfst also die Frage: Wie stelle ich mich zu meinen Geschwistern? durchaus nicht leicht nehmen. Denn es

hängt hier eins am andern, und wer in einer Beziehung seinen Platz in der Familie schlecht ausfüllt und seinen Pflichten schlecht genügt, bei dem ist sein ganzes Leben in der Familie, das ganze Wurzelwerk, mit dem er im Familienboden steht, nicht in Ordnung.

Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen! Damit ist Friede und Eintracht als der Grundton bezeichnet, nach dem es im geschwisterlichen Leben gehen soll, als die Grundlage, auf der dessen Feinheit und Lieblichkeit sich aufbauen muß. Wie viel kann ein Bruder dem Bruder, der Schwester sein! Erst Gespiele, dann allmählich Freund, Beschützer, Berater in den wichtigsten, entscheidendsten Angelegenheiten des Lebens! Wie schön ist's, wo ein Geschwisterkreis zusammenhält, auch nachdem jedes sein eigenes Heim gegründet hat, Vater und Mutter aus dem Kreis der Ihrigen geschieden sind! Wie schön und lieblich, wenn da jedes weiß, daß ihm in jedem Augenblick bei jedem seiner Geschwister alles zu teil wird, was diese ihm an Rat und Hilfe, Trost, Erleichterung zu gewähren im stande sind! Nicht umsonst hat Christus in seinen Jüngerkreis zwei Brüderpaare aufgenommen, Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes, als leuchtendes Vorbild davon, wie sich die natürliche Zusammengehörigkeit der Geschwister dadurch vergeistigen und verklären soll, daß sie in der Jüngerschaft Christi sich verbinden und dadurch dem Band, das sie verknüpft, erst seine rechte Weihe und Festigkeit geben. Wie traurig dagegen ein Geschwisterkreis, darin allmählich eins dem andern entfremdet wird, und man kalt und gleichgültig

neben einander hergeht, ohne viel von einander zu wissen, ohne sich gegenseitig um Wohl und Wehe zu kümmern, als hätte man einander sein Leben lang nie näher angegangen! Und welch ein Fluch ist endlich ein Geschwisterverhältnis, das durch Haß und Neid, durch Eifersucht und Habsucht, durch Mißtrauen und Argwohn vergiftet ist, und in welchem Brüder und Schwestern in fortwährendem bitterem Streit unter einander leben!

Nun, jene liebliche und segensreiche Verbindung der Geschwister unter einander, wenn sie sich im späteren Leben erproben und ihre Früchte tragen soll, muß ihre Grundlegung finden in der Jugend. Gewöhnt man sich schon in der Jugend daran, stets nur unter einander zu streiten, „welcher von ihnen für den Größesten sollte gehalten werden," betrachtet jedes Glied des Geschwisterkreises die andern gleichsam als seine Nebenbuhler und Konkurrenten, so ist in der That nicht abzusehen, wie hier im weiteren Leben ein feiner, lieblicher und segensreicher geschwisterlicher Verkehr sich entwickeln soll. Gewöhnt man sich dagegen von Anfang an daran, sich zusammen als ein Ganzes anzusehen und alle Einzelnen als Glieder, die berufen sind, einander Handreichung zu thun und zu leben nach dem Wort: „so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit;" — dann ist ein guter Grund für ferneren geschwisterlichen Zusammenhalt gelegt und die Segnungen desselben werden nicht ausbleiben. Und hier möchte ich nicht versäumen darauf hinzuweisen, wie viel im Geschwisterkreis auf den Ton ankommt, den gerade die Brüder anschlagen,

sowohl unter sich, als auch gegenüber von den Schwestern. Im Kindesalter, nun ja, da können sowohl die Brüder unter einander, als auch die Brüder mit den Schwestern ihre jeweiligen Fehden haben, ohne daß die Liebe darunter leidet. Sie dienen zur gegenseitigen Abschleifung und Politur. Aber anders ist's im Jünglingsalter; da sollten sich die Geschwister bemühen, allmählich aus den gegenseitigen Fehden herauszukommen, sonst könnten dieselben unvermerkt mit ihnen groß werden und so ganz unter der Hand mit in ihr selbständiges Leben hinüber gehen.

Darum, — einträchtig bei einander wohnen! Es ist wohl um das geschwisterliche Verhältnis etwas ungemein Solides, und es kann manchen Puff aushalten, ehe es in die Brüche geht. Aber so handfest der Kern ist, so empfindlich ist der feine zarte Duft, der darauf liegt, und so viel jener aushalten kann, so leicht ist dieser abgestreift. Und doch ist gerade dieser Duft ein Hauptstück der eigentlichen Schönheit und Lieblichkeit des Geschwisterlebens, und sollte ernstlich bewahrt und gehütet werden, wenn die Geschwisterliebe frisch bleiben soll bis in die späte Zukunft hinaus. Die Schwestern sagen den Brüdern nach, daß sie alle ohne Ausnahme eine Zeit haben, in der sie absolut unausstehlich seien, nämlich um das vierzehnte oder sechzehnte Jahr; überall im Weg, immer darauf aus, andere Leute zu ärgern, und namentlich den Schwestern ihr bißchen Leben sauer zu machen, ungeschliffen und ungehobelt, dabei sehr vom Bewußtsein ihrer hohen Bedeutung und hervorragenden sozialen Stellung durchdrungen. Etwas muß wohl daran richtig sein, denn auch unser bewährter württembergischer

Pädagog Flattich bezeichnet das sechzehnte Lebensjahr als ein gefährliches, weil da „der Herr und der Bube mit einander streiten," und es nach dem Sprichwort gehe: „Ich lauf' und spring' als wie ein Kalb, ich bin gelehrt und doch nur halb." Das mag immerhin ein Wink und Fingerzeig für den Jüngling sein, daß er sich gerade in diesem Lebensalter um so größerer Friedfertigkeit und Liebenswürdigkeit befleißige, sintemal in dieser Zeit schon der gemeine Lauf der Natur eine so starke Dosis häuslicher Unliebenswürdigkeit und geschwisterlicher Unverträglichkeit mit sich bringt, daß er nicht befürchten darf, auch beim kräftigsten Streben nach Liebenswürdigkeit irgend zu viel in dieser Tugend zu thun. Insbesondere wird es ihm sehr wohl anstehen, wenn er seine Aufgabe im Geschwisterkreis nicht bloß darin erkennt, seine Schwestern zu kommandieren und sich von ihnen bedienen zu lassen, sondern auch darin, ihnen zu dienen und gefällig zu sein, wo er kann. Nicht minder wird es einen guten Eindruck machen, wenn er im Verkehr mit den Geschwistern seine deutsche Jugendkraft nicht gerade in jener derben und massiven Redeweise offenbart, die mit Kraftausdrücken aus der Schule oder aus dem Geschäftslokal um sich wirft, sondern auch hier in Rede und Gebärde sich der Wohlanständigkeit befleißigt, welche dem Jüngling geziemt und seiner deutschen Urkraft gewiß keinen Eintrag thut, sondern ihr bloß Form und edles Maß verleiht.

Dies ist um so notwendiger, wenn du als älterer Bruder jüngeren Geschwistern zur Seite stehst. In diesem Fall ist es geradezu eine große und ernste Verantwortung

welche auf deine jungen Schultern gelegt ist. Du weißt, was für eine Auktorität sehr häufig der ältere Bruder gegenüber vom jüngeren hat, eine Auktorität, welche manchmal selbst mit der elterlichen sich messen kann. Was ein Bruder sagt, der schon „im Geschäft“ ist, wenn auch nur als ganz bescheidener Lehrling, oder der die höheren Klassen der Lehranstalt besucht, während der jüngere Bruder sich noch in den niederen Regionen derselben umtreibt, oder der vollends von einer auswärtigen Lehranstalt, vielleicht gar von der Universität nach Haus in die Ferien kommt, das gilt so einem kleinen auktoritätsbedürftigen Burschen als Evangelium; was jener thut und treibt, das wird bewundert, seine Witze, selbst wenn sie gar nicht verstanden werden, erregen unbändiges Lachen, sein verschämter Anflug von Bart gilt dem Kleinen als Ideal männlicher Würde. Darin liegt keine kleine Verantwortung. Denn nun handelt es sich um die Frage: W a s sieht dein jüngerer Bruder an dir? W a s giebst du ihm zu bewundern? W o h i n wird er geleitet, wenn er dir folgt? W a s f ü r Worte und Ausdrücke lernt er? W a s f ü r Güter gewöhnt er sich hochzuschätzen und als begehrungswürdig anzusehen?

Es ist gar nicht zu berechnen, welch einen tiefen, nachhaltigen Einfluß das Vorbild eines älteren Bruders auf den jüngeren ausüben, wie es dem ganzen Zug seiner Gedanken, der ganzen Strömung seines Geistes- und Gemütslebens eine bestimmte Richtung aufprägen kann, welche fürs künftige Leben maßgebend wird. Hast du dir das auch schon recht überlegt? Wenn nicht, so fange jetzt damit an. Etwas von eines Menschen zeitlichem

und ewigem Wohl ist dir auf die Seele gelegt, vielleicht ein sehr ansehnlicher Bruchteil. Und überdies, es ist dein Bruder. Welche Schuld auf deiner Seele, welches Brandmal in deinem Gewissen, wenn er infolge deiner Achtlosigkeit auf schlimme Wege abirren würde! „Fahrlässige Tötung" ist etwas, was in unsern Gerichtssälen mit schwerer Strafe belegt wird. Und wie meinst du, wird im obersten Gerichtssaal, wo Gott selbst auf dem Richtstuhl sitzt, fahrlässige Tötung einer Menschenseele, zumal wenn sie geistiger Brudermord ist, bestraft werden? Wir kennen nicht das genaue Strafmaß, aber derjenige, der gekommen ist, der Menschen Seelen zu erretten, der den Wert einer Menschenseele zu schätzen und deswegen auch die Schuld dessen, der sie verderbt, zu taxieren weiß, hat gesagt: „Wer ärgert dieser Geringsten einen, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist. Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!"

Noch eins, was zum Kapitel vom Familienleben gehört: die Dienstboten sind auch mit in der Familie. Der große Kampf, der unsere Zeit erfüllt, der Kampf zwischen Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden, ist wohl bis jetzt noch nicht direkt in deinen Gesichtskreis hereingetreten. Aber du sollst wissen, daß dieser Kampf da ist, und daß er den ganzen Bestand unserer sozialen, bürgerlichen und kirchlichen Ordnung, auch deine eigene Zukunft bedroht. Und du sollst und kannst in deinem Teil etwas dazu beitragen, daß dieser bösartige, gefahrdrohende, soziale Gegensatz gemildert werde. Aber wie? Nun, glaubst du nicht, daß bei der Verbitterung, die

sich vielfach in dem Herzen der Dienenden angehäuft hat, das Betragen der jüngeren Mitglieder der Familie, in der sie etwa dienten, auch eine nicht unbedeutende Rolle spielt? Ist's nicht häufig eine Unart der „jungen Herren" im Haus, daß sie glauben sich gegenüber von den Dienstboten alles herausnehmen und ihrem Übermut alle Zügel schießen lassen zu dürfen? Es ist wahr, Sklaverei im strengen Sinn giebt's bei uns schon längst nicht mehr und hat's eigentlich im deutschen Land niemals gegeben. Das Verhältnis der Dienstboten zu den Herrschaften ist ja ein Verhältnis freien Vertrags, und damit sind die Dienenden ausdrücklich als solche anerkannt, welche freie Verfügung über ihre Personen und Kräfte haben. Aber gerade wenn man gegenüber von den Dienstboten über das Rechtsverhältnis des Vertrags nicht hinausgeht, wenn es bloß so angesehen wird, als hätte man kraft des Vertrags die in den Knochen und Sehnen der Dienstboten vorhandene Kraft auf so und so viel Zeit gemietet, so sind sie damit nicht mehr als Personen, sondern als Sachen angesehen, als Ware gleichsam, und damit stehen wir ja mitten in der Sklaverei.

Und eben hier ist der Punkt, wo auch dir als dem Sohn des Hauses eine dankbare Aufgabe zufällt. Behandle die Dienstboten im Haus nicht als solche, welche ihre Arbeit zu thun schuldig sind, dafür bezahlt werden und weiter nichts zu beanspruchen haben, sondern betrachte und behandle sie als Personen, als Menschen, die wie du nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, eine unsterbliche, durch Christum erlöste Seele haben und Miterben des Himmelreichs mit dir und den Deinen

werden sollen; als Menschen, welche dieselben Gefühle und Gemütsbewegungen haben wie du; denen ebenso wie dir Freundlichkeit wohl und Unfreundlichkeit wehe thut. Wenn ältere, gereifte Leute sie ihre Abhängigkeit fühlen lassen, so thut ihnen das weit nicht so weh, wie wenn es Leute thun, welche viel jünger sind als sie und davon, daß sie ihresteils im stande seien, eine Stellung in der Welt auszufüllen, noch keinerlei Probe abgelegt haben. Es ist nicht edel, eine äußerliche Überlegenheit über andere, die man gar nicht selbst erworben hat, sondern nur der Geburt und andern Umständen verdankt, in unzarter, herrischer Weise auszubeuten. Denke auch daran, daß, so gewiß alles tüchtige Arbeiten im Grund ein Dienen ist, so gewiß auch du dereinst, wenn du in deinen künftigen Beruf eintrittst, in ein Dienstverhältnis kommen wirst. Daß du es nicht in der Küche oder im Stall, sondern etwa im Bureau oder sonstwo wirst auszuüben haben, macht für das Wesen der Sache keinen Unterschied. Wohl aber wird es dir dann auch nicht gleichgültig sein, ob du als Maschine arbeiten mußt oder als Mensch arbeiten darfst, ob man dir freundlich entgegenkommt oder unfreundlich, ob man Fehler, welche du machst, mit Nachsicht oder mit aller Härte des Rechtsstandpunkts betrachtet; ob man dich, wenn du etwa eine Stelle annimmst, bloß mietet und dann ausnützt und ausbeutet, oder ob man dich auch noch etwas anderes sein läßt, als Arbeiter. Nun, wenn du in Betreff deiner künftigen Stellung solche Wünsche hast und ihre Erfüllung für billig findest, so betrachte und behandle jetzt schon die Dienstboten in deinem Haus dem entsprechend.

Denn mit welcherlei Maß du missest, wird dir gemessen werden, ein vollgerüttelt und geschüttelt Maß wird man dir in deinen Schoß werfen. Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.

Ja selbst angenommen, daß du als ein völlig freier Mann durch dein ganzes Leben gehen könntest, nach niemand zu fragen und niemand zu dienen genötigt, so hast du doch einen Herrn im Himmel, der viel höher über dir steht, als der höchste Mensch über dem niedrigsten Menschen auf Erden steht; vollends höher über dir, als du über dem Knecht oder der Magd, die in deinem Hause dient. Darum heißt es: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet.“ Und so hoch dieser Herr im Himmel über dir und allen Menschen steht, wie ist er gegen alle, auch gegen dich, so voll Freundlichkeit, Leutseligkeit, Güte, Nachsicht, Geduld! Er ist ein milder Herr, von aller Härte fern. Jede Last, die er einem Menschen auflegt, bemißt er nach seiner Kraft, und wenn ein Werk nicht gethan ist in der Zeit, in der es gethan sein könnte und sollte, so wartet er langmütig ein Jahr, zwei Jahre, und immer länger. Daran nimm dir ein Beispiel, und so gewiß du von dieses höchsten Herrn Güte und Nachsicht lebst Tag für Tag, und schon lange vom Erdboden vertilgt wärest, wenn diese Güte dich nicht trüge und hielte, so gewiß achte darauf, daß du das, wovon du selbst lebst, auch denen, die dir dienen, zu gut kommen lassest. Es wird ein unfreundlich und unbarmherzig Gericht ergehen über den, der nicht Freundlichkeit und Barmherzigkeit geübt

hat, und harte Herren, auch harte junge Herren, finden drüben auch einmal einen harten Herrn, ja vielleicht bekommen sie schon innerhalb der Grenzen ihres Erdenlebens seine harte und gewaltige Hand zu fühlen.

Ich weiß nun nicht recht, ob ich's wagen darf, nunmehr im Kreis der Hausgenossen ganz weit herunterzusteigen und dir in diesem Kapitel vom häuslichen Leben auch noch diejenigen Hausgenossen ans Herz zu legen, welche der liebe Gott nicht mit Vernunft und Sprache begabt hat, welche aber doch auch zur dienenden Kreatur gehören, dem Menschen zu Nutz und Frommen. Ein alter Spruch sagt freilich, man solle Mensch und Tier nicht zusammenrechnen; doch aber, weil Gott selbst in seinem heiligen Gebot Weib, Knecht, Magd, Ochs, Esel zusammengenommen, auch überdies die Sabbathruhe dem Sohn, der Tochter, dem Knecht, der Magd, dem Vieh und dem Fremdling in Einem Atem zugewiesen hat, so können wir es auch riskieren, eine ähnliche Zusammenstellung vorzunehmen. Nicht als sollte hier ein Kapitel über Tierquälerei geschrieben werden — dafür giebt's andere Leute und andere Gelegenheiten. Aber es wird doch auch in der jungen Welt, und zwar bei geringen wie bei vornehmen Leuten, manchmal vergessen, daß die Tiere Nerven, Seele, Empfindung haben, und zwar nicht bloß die Pferde, Hunde und Katzen, sondern auch die Mücken, Käfer, Raupen und Schmetterlinge, nicht bloß die großen Tiere, sondern auch die kleinen und kleinsten. Es wird freilich manchmal behauptet, je kleiner ein Tier sei und je leichter man ihm z. B. einen Fuß ausreiße, desto weniger thue es ihm weh. Aber wenn

man die kleinen Geschöpfe selber fragen könnte, so würde wohl die Antwort anders ausfallen. Macht es denn dem Menschen keinen Schmerz, wenn ihm etwa eine Maschine mit größter Leichtigkeit den Arm ausreißt? Darum möchte ich nur mit kurzen Worten auf eines der schönsten und sinnigsten Bibelworte hinweisen, das geeignet ist, uns auch die unvernünftigen Geschöpfe ins rechte Licht zu rücken. „Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar."

Es ist schon die Behauptung aufgestellt worden, das Christentum sei nicht geeignet, Sinn und Verständnis für die Tierwelt zu wecken. Aber gerade die eben angeführte Stelle zeugt von einem wunderbar tiefen Verständnis für die unvernünftige Kreatur. Nicht als ob die Tierwelt ein bewußtes Sehnen hätte nach einer künftigen Zeit und einem künftigen Zustand, in welchem der harte Sklaven- und Knechtsdienst nicht mehr auf ihr liegt. Aber dem Schmerz, den das gequälte Tier empfindet, dem Todesweh, von dem es durchzuckt wird, wenn es eines gewaltsamen Todes sterben muß, dem liegt doch ein unbewußtes Gefühl davon zu Grunde, daß diese Quälerei, dieses Abschlachten eigentlich nicht sein sollte, und daß die Freude mancher Menschen am Quälen und Morden unschuldiger Tiere die Folge einer fremden, bösen Macht ist, welche eigentlich nicht in die Schöpfung hereingehört. Jener Schrei von Bileams Eselin: „Was habe ich dir gethan, daß du mich schlägest?" ist bloß eine artikulierte Übersetzung dessen, was auch in dem

Blick liegt, mit dem ein von roher Hand halb tot geprügeltes Pferd seinen Peiniger ansieht: „Was habe ich dir gethan? du bist der Sünder, du der Übelthäter, nicht ich.“ Oder wenn leidenschaftliche Jäger schon versichert haben, den Blick, mit dem ein todwundes, verendendes Reh den Jäger ansehe, müsse man erst ertragen lernen, er gehe durch Mark und Bein — was ist dieser Blick anders, als die stumme Frage: „Was habe ich dir gethan, daß es dir eine so wilde Freude macht, mich umzubringen?“ Ja jede machtlose Bewegung, die ein aus Bosheit oder Gedankenlosigkeit gequälter Vogel mit seinem Fuß oder Flügel macht, jedes Zucken eines Insekts, einer Mücke, eines Käfers in der Hand des Peinigers ist im Grund nichts anderes als eine stumme Frage: „Was habe ich dir gethan?“ — ein Protest gegen die menschliche Sünde, unter deren rohen Wirkungen auch die Tierwelt leiden muß, und gegen die Unnatur des jetzigen Zustandes; ein unbewußtes Harren und Sehnen nach einer Zeit des Friedens und der Harmonie auch in der Natur.

Weit entfernt, daß die Freude an den Haustieren, an deiner Käfer- und Schmetterlingssammlung dir dadurch verkümmert werden sollte. Die Tiere sollen ja dem Menschen dienen, nicht bloß zum Essen, sondern auch zur Befriedigung seines Strebens, die Natur in ihrem Schaffen und Ordnen zu erkennen. Aber je größer deine Freude an der Tierwelt ist, je mehr du dich mit Recht einen T i e r f r e u n d nennst, desto mehr wirst du dich der Sünde fürchten vor jeder unnützen Quälerei. Denn wahrhaftig, nicht darin zeigt sich der echte Tierfreund, daß er an der Tierwelt bloß seine Neugierde befriedigen

oder sein Spiel mit ihr treiben will, einerlei ob er ihr dabei wehe thut oder nicht — da möchte die Tierwelt allen Grund haben zu rufen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!“ Sondern darin zeigt er sich, daß er auch der Tierwelt ihr selbständiges Recht an das Leben und an die Lebensfreude läßt, seinen Hauptgenuß nicht in der Beobachtung ihrer Schmerzen, sondern ihrer Fröhlichkeit findet, und daß er diese bloß soweit stört, als es für den Menschen notwendig ist, sei's zu seiner leiblichen Erhaltung, Bekleidung, Ernährung, sei's zur Entwicklung und Bereicherung seines Wissens. Die Tierwelt muß genug von uns leiden, was ihr nun einmal nicht erspart werden kann; um so mehr sollten wir es uns zur Aufgabe machen, diese Leiden nicht noch unnötig zu vermehren.

So verschließe denn auch du dein Herz nicht der Stimme des Sehnens und Harrens in der seufzenden Kreatur, und laß auch ihr, zumal soweit sie als Hund, Katze, Pferd, Vogel oder sonst in einer Gestalt zu deinen Hausgenossen gehört, die ihr gebührende Ehre und Rücksicht zu teil werden.

---

17. Vaterland.

Was die Familie im kleinen ist, das ist im großen das Vaterland: der Boden, in welchem wir wurzeln, die Heimat, der wir angehören. Vaterlandslosigkeit ist als äußerer Zustand ein großes Unglück, als innere

Gesinnung eine große Niederträchtigkeit. Darum singt Max von Schenkendorf:

Im Vaterland, im Vaterland
Hat jeder seinen rechten Stand
Und rechten Grund gefunden.
Da stehe fest und halte drauf,
Und flöhest du in schnellem Lauf —
Es hält dich doch gebunden.

Du kennst vielleicht aus der Litteraturgeschichte A. von Chamissos Märchen: „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte.“ Der Held dieser Erzählung verkauft unbesonnener Weise seinen Schatten und verbittert sich durch den Verlust dieses anscheinend so entbehrlichen Dings sein ganzes Leben bis zur Verzweiflung, trotzdem daß er stets Geld in Hülle und Fülle hat. Was ist unter dem Schatten zu verstehen? Die Frage ist schon in sehr verschiedener Weise beantwortet worden; aber eine vielfach vertretene Ansicht ist die, daß der Schatten nichts anderes bedeute als Heimat und Vaterland, und in dem Märchen das Elend, der Jammer der Vaterlandslosigkeit, der durch Geld und Gut nie gehoben werden kann, dargestellt sein solle. Sei dem wie ihm wolle — welch ein tiefes Heimatsgefühl zeigt unsere deutsche Sprache schon darin, daß das Wort „Elend“ ursprünglich nichts anderes bedeutet als „Fremde!“

Man hat uns Deutsche im Ausland jezuweilen gerne aufgezogen mit unserer Begeisterung fürs „Vaterland“ und mit unserem vielen Singen und Dichten darüber. Wir können uns das ruhig gefallen lassen, zumal seitdem wir der Welt gezeigt haben, daß wir fürs Vaterland

nicht bloß singen, trinken, turnen und Reden halten, sondern auch Schlachten gewinnen und Festungen bezwingen und streitsüchtigen Nachbarn den Ernst zeigen können. Unser Patriotismus ist ja nicht so gemeint, als könnte ein Volk sich selbst bloß dadurch ehren, daß es andere Völker herabsetzt. Solcher Patriotismus ist im Grunde nichts anderes, als erweiterte Selbstsucht. Diese Selbstsucht aber wird dadurch weder aufgehoben noch unschuldig gemacht, daß man sie möglichst weit ausdehnt, daß man z. B. an die Stelle des Privat-Ich ein Volks-Ich setzt und dieses zum Mittelpunkt aller Dinge macht, sondern dadurch, daß man bei aller Freude an dem Guten und Vorzüglichen in den eigenen Kreisen, seien diese nun enger oder weiter gezogen, doch auch ein Herz hat für das, was jenseits dieser Kreise liegt, und ein Auge für das Gute, Schöne und Edle, was dort zu finden ist. Darum besteht der echte Patriotismus durchaus nicht darin, daß man andere Nationen möglichst gering schätzt. Patriotismus ist ja Vaterlands**liebe**, und wahre Liebe macht das Herz nicht eng, sondern weit, raubt nicht den Sinn für das Gute und Edle, was andere haben, sondern erschließt ihn erst recht. Darum liebt ein Patriot sein Vaterland, weil es eben sein Vaterland ist, freut sich des Guten, was darin ist, trauert über die Schäden, an denen es krankt, tritt für dasselbe ein, wo es not thut und so gut er kann; aber er hat dabei noch Raum genug in seinem Herzen, auch die Gaben und die Stellung anzuerkennen und zu würdigen, welche Gott andern Nationen im Haushalt der Geschichte angewiesen hat. Daß es unserm deutschen

Volk von jeher ganz besonders leicht geworden ist, das Gute anderer Nationen anzuerkennen, ist ein Vorzug, den uns niemand bestreitet.

Und wie viel Ursache haben wir Deutsche, unser Vaterland von ganzem Herzen zu lieben! Wohl wird ja das Band, das uns ans Vaterland kettet, nicht geknüpft durch irgend welche Erwägungen und Betrachtungen über das Gute, was es uns bietet. Unser Herz hängt am Vaterland, weil eben unser Leben drin wurzelt: sein Weh ist unser Weh, seine Ehre und Schande unsere Ehre und Schande; wir lieben es so wie es ist, mit seinem Licht und seinem Schatten. Aber doch freuen wir uns auch, sagen zu können, was schön und groß ist im deutschen Land und Volk. Schon unser deutsches Land selbst mit seinen Bergen und Thälern, Wäldern und Auen, mit seinen herrlichen Strömen, welche so freudigen Mutes dahinwallen vom Fels zum Meer — ist's nicht liebenswert? Unser deutsches Land ist ja wohl keine stolze Schönheit, bezaubernd durch üppige Fülle, aber doch eine Schönheit, eine schlichte deutsche Schönheit. Es ist kein reiches Land, soll's auch nicht werden, wenn wir die Geschichte jener Jahre nach dem großen Krieg recht verstanden haben, da Deutschland plötzlich und mühelos reich werden wollte und darüber in tausendfaches Elend kam. Aber es ist ein Land, das zur Arbeit auffordert und durch Arbeit die Kräfte weckt; ein Land, darin einer, der arbeitet, auch sein Brot findet, mancher sogar noch etwas drüber; ein Land, das durch tüchtige Arbeit, in hartem Kampf mit mancherlei Ungunst der Verhältnisse, tüchtige Jünglinge und Männer schafft;

ein Land, nicht so üppig und gesegnet, daß harte Arbeit unnötig wäre, und doch auch nicht so armselig, daß die Arbeit fruchtlos wäre, — ein liebenswertes Land!

Und das Volk, das drin wohnt — hat ihm Gott nicht eine wichtige Stellung gegeben in der Geschichte? Ja, man darf wohl sagen, das deutsche Volk ist in der Geschichte ein großes Volk. Denn was ist's, was ein Volk groß macht? Ist's die Ausdehnung des Landes? ist's die kolossale Masse der Bevölkerung? ist's die äußere Machtentwicklung? Denk an jene uralten Völker, an die Chaldäer, die Assyrer, die Perser mit ihren Herrschern — weit gestreckt waren die Gebiete, über die sie ihr Scepter reckten, Völkermassen waren ihren Reichen einverleibt, großartig war ihre Machtentfaltung, und doch — große Völker sind sie nicht gewesen. Sie haben große Kriegshelden hervorgebracht, aber groß waren sie nicht. Sie sind gekommen und gegangen, haben gebaut und zerstört, aber einen geistigen Gewinn hat die Menschheit aus ihrem Schaffen und Bauen nicht, oder nur sehr spärlich gezogen. Und das ist's eben, was zu einem großen Volk vor allem gehört, daß es nämlich in Gottes Hand das Werkzeug sei, um der Menschengeschichte neue Bahnen zu erschließen, daß es in seinem Geistesleben, in seiner ganzen Entwicklungsgeschichte gewisse große, der Menschheit förderliche Ideen zur Darstellung bringe, welche fortan als Leitsterne stehen bleiben und fortleuchten am Himmel der Menschenwelt. So hat das Griechenvolk in seiner Geschichte die Ideen der Schönheit und der politischen Freiheit zur Darstellung gebracht, so das Römervolk die Idee des Rechts und des Staats,

so das israelitische Volk die Idee göttlicher Heiligkeit und menschlicher Erlösungsbedürftigkeit — das sind die großen Völker der alten Welt.

Und was hat Gott durch unser deutsches Volk von alten Zeiten her in der Geschichte ausgeführt! Welche Bahnen hat er durch unser Volk der Menschenwelt erschlossen! Da es zuerst auf den Schauplatz der Geschichte trat, da war es der Hammer, mit dem Gott das verkommene Römerreich in Stücke schlug, aber nicht bloß das, sondern es wurde auch das Material und die Grundlage für eine neue, christliche Geschichtsperiode. Es beugte sich unter das Kreuz und war Jahrhunderte lang der unbestrittene Träger europäischer Kultur an der Spitze aller Nationen des Abendlandes. Wiederum, als Roms Weltherrschaft in kirchlicher, geistlicher Form sich erneuert hatte und es galt, auch dieses geistliche Römerreich zu überwinden, da war es abermals die deutsche Nation, welche Gott hiezu ausersah, und die er zur Trägerin einer neuen, auf dem echten apostolischen Urchristentum ruhenden Entwicklung machte. Es war eine harte, ja blutige Arbeit, welche Gott damit auf die Schultern des deutschen Volkes legte. Es hat der Reformation zu lieb seine geschlossene Einheit opfern müssen und ist in eine römische und in eine protestantische Hälfte auseinander gebrochen. In den blutigen Kämpfen, welche darüber sich erhoben, namentlich in dem schrecklichen dreißigjährigen Krieg, erlag es schier unter der ihm aufgelegten Last, und hätte sich selbst aufgerieben, wenn nicht der Gott, der ihm den Kampf verordnet und die Last aufgelegt, ihm auch die Kraft

zum Tragen und Durchführen gegeben und ihm wunderbar durchgeholfen hätte. Daß unser deutsches Volk über diesem Verlust seiner Einheit, über jenen blutigen Kämpfen, zwischen all den Nachbarn, welche ihm nach dem Leben standen und gelegentlich Stücke des deutschen Landes an sich rissen, dennoch nicht zu Grunde gegangen ist, daß es in den Kämpfen der neuesten Zeit, welche zu den herrlichsten der deutschen Geschichte gehören, eine neue Gestaltung gefunden, ein neues Reich gebaut hat, und nun aus tiefster Schwachheit und Schmach wieder zu höchster Kraft und Ehre gelangt ist, das ist ein Beweis davon, welch eine tüchtige, kernhafte Kraft in diesem Volke wohnt, und wie Gottes Auge ganz besonders über demselben offen steht.

Es ließen sich wohl noch viele andere Gebiete nennen, auf denen unser Volk befördernd und befruchtend gewirkt und mit dem Aufwand seiner besten Kraft in heißem Kampf Früchte errungen hat, deren sich nun die andern Völker im Frieden freuen dürfen. Aber es ist ja hier nicht unsere Aufgabe, das Lob der deutschen Nation in möglichster Ausführlichkeit zu singen, sondern nur etliche Höhepunkte unseres Volkslebens, auf denen das Auge des Vaterlandsfreunds immer zuerst ruht, herauszuheben. Die aber sagen, Patriotismus und Christentum taugen nicht zusammen, ein guter Christ könne nicht anders als ein schlechter Patriot, ein guter Patriot könne nicht anders als ein schlechter Christ sein, die kennen weder die Geschichte noch das Christentum recht und wissen nicht, was sie reden. Wohl kennen wir als Christen noch ein besseres Vaterland als dieses irdische, nämlich

ein ewiges und himmlisches, wohl wissen wir, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen. Darum singen wir von ganzem Herzen mit:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,

aber wir unterstreichen das „in der Welt“, und wollen damit sagen, daß uns Deutschland zwar über alles Irdische geht, aber nicht über alles was auf Erden und im Himmel ist. Wir wissen über dieser Welt noch ein anderes Land, das selbst über Deutschland geht. Darum ist uns das Vaterland allerdings nicht unser höchstes Gut, wohl aber ist es uns ein hohes Gut. Es ist ein Gut, von Gott geschenkt, es ist das Gebiet, innerhalb dessen wir mit unsern Gaben und Kräften Gott und dem Nächsten dienen sollen, es ist ein Ehrenposten, auf den Gott der Herr uns gestellt hat. Gott hat mich dem Vaterland und das Vaterland mir zugewiesen, und es gilt auch hier: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden,“ geschweige daß Gott selbst diese Scheidung vollziehen, und unsern Christenglauben als Scheidewand zwischen uns und unser Vaterland schieben wollte.

Sieh doch nur in unsere deutsche Geschichte hinein und überzeuge dich auf jedem Blatt derselben, wie unsre besten Patrioten stets auch gute Christen gewesen sind und gerade aus ihrem Christentum die beste Kraft ihres Patriotismus geschöpft haben. Namentlich in solchen Zeiten, welche der Vaterlandsliebe die schwersten Proben auflegen, in Tagen des Verfalls, der geringen Dinge — woher soll denn da der Patriot seinen Glauben an

eine Zukunft seines Volkes nehmen, wenn nicht aus dem Vertrauen auf Gott, aus dem Blick auf eine unsichtbare Welt, in der die Geschicke der Völker nach Recht und Gerechtigkeit entschieden, ihre Verschuldungen gnädig vergeben werden, und aus welcher in Zeiten der Schmach, der Not und Bedrängnis neue Kräfte wie rettende Engel herniedersteigen? Waren Jesu Thränen, die er auf dem Ölberg weinte über Jerusalem, nicht auch Thränen eines Vaterlandsfreundes? Hat nicht Paulus mit brennender Liebe „seine Brüder, seine Gefreunde nach dem Fleisch“ umfaßt? Ist es notwendig, daß wir aus der Deutschen Geschichte selbst einzelne Patriotengestalten aufrufen als Zeugen gegen die so ganz unverständige, wenn nicht bösartige Rede, daß ein rechter Patriot kein rechter Christ sein könne und umgekehrt? Nun, so soll der „deutscheste deutsche Mann,“ den's je gegeben hat, Luther auftreten — war er ein guter Christ oder nicht? War er ein guter Deutscher, ein echter Patriot oder nicht? War nicht sein höchstes Lebensziel hoch über allen Sternen, im ewigen Vaterland? Und hing nicht sein ganzes Herz an seinem lieben deutschen Land? Seine Schrift: „An den Adel deutscher Nation,“ atmet sie nicht echten Christensinn und echtes Germanentum zumal? Und vollends seine deutsche Bibel — bezeichnet sie nicht die innigste Durchdringung des deutschen Geistes vom Geist des Christentums? Ist diese Übersetzung der Bibel nicht zugleich eine großartige christliche, kirchliche, und eine großartige patriotische That? Ja, wenn wir von Luther gar nichts anderes hätten als seine deutsche Bibel, so müßten wir

sagen: Ein Mann, der ein solches Werk schaffen, der so aus dem tiefsten Gemüt des deutschen Volks heraus deutsch schreiben konnte, der muß ein Deutscher durch und durch, ein wahrhafter Patriot gewesen sein.

Und wenn wir in spätere Zeiten herabsteigen, fürwahr, wir sind um christliche Patrioten nirgends verlegen. Daß Ernst Moriz Arndt ein wohlbewährter Patriot war, das bedarf keines Zeugnisses, und wenn sein Patriotismus je und je einmal die Schranken christlicher Nächstenliebe durchbrach, wenn er z. B. einmal sagte: „Ich hasse die Franzosen, so weit es christlich erlaubt ist zu hassen, das heißt ich wollte, daß sie alle der Teufel holte," so muß man das aus den Verhältnissen des Jahres 1810 zurechtlegen. Aber merkwürdig ist doch, wie derselbe Mann, dessen Stimme so löwengleich grollte gegen den Erbfeind, um dieselbe Zeit den einfältigsten Kindeston anschlagen und „Des kleinen Knaben Gebet an den heiligen Christ" dichten konnte:

Du lieber, heilger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß und rein,
Und rechte Kinder Gottes sein:
O segne mich; ich bin noch klein,
O mache mir den Busen rein,
O bade mir die Seele hell,
In deinem reichen Himmelsquell!

Und welchen Ton hat Arndt angeschlagen in jenem Büchlein voll deutscher Urkraft, das er in den Tagen der Schmach schrieb, nämlich im „Katechismus des deutschen Wehrmanns"! „Weil du siehest, deutscher Jüngling, woher dein Unglück gekommen ist, so mußt du zuvörderst

wieder schauen auf Gott und vertrauen auf den, von welchem alle Dinge sind. Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder, und die Zuversicht auf den Himmel überwindet die Hölle. Und den Menschen hilft keine Kraft ohne Gott, und eitel bleibt, was auf sterbliche Kräfte gebaut wird. Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen stillen, freundlichen, festen Geist, einen Geist des Friedens und der Liebe! Wer Gott fürchtet, über dem ist niemand, denn die Furcht Gottes ist über alles. Ein frommer und gläubiger Deutscher hat das rechte Panzerkleid um die Brust gelegt und die rechten Waffen angethan." „Rufet Hurrah, aber rufet am lautesten Gott!" ermahnt er die Deutschen, und in dem bekannten Kraftlied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte," heißt es: „hebt hoch die Herzen himmelan, und himmelan die Hände!" Als aber der Sturm losbrach und das Volk aufstand, da rief Arndt im „Geist der Zeit" dem deutschen Volk zu: „Auch du, mein Volk, bist schlecht geworden, auch du hast zu viel mit fremden Götzen gebuhlt. Soll ich dir sagen, was dich erlösen kann? Nichts als der Glaube an Gott, der Glaube an deine Väter, der Glaube an deutsche Redlichkeit. Fühle Gott wieder; in ihm fühlest du die Ehre und Würde der Väter." „Wer ist ein Mann? Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut; wer glauben kann, inbrünstig, wahr und frei." Und der Mann, der so ganz und treu am irdischen Vaterland hing, er hat als 86jähriger Greis noch das Wort gesprochen: „Halt aus, du altes Herz, halt aus, schau über diese Welt hinaus, schau himmelauf und himmelein,

und gleich wirst du getröstet sein.“ War er deshalb ein schlechterer Patriot, weil er himmelan schaute? Wenige Wochen vor seinem Tod ging er noch einmal in Bonn zum heiligen Abendmahl, und wie er als der Älteste am Altar den Reihen der Männer eröffnete, da erbaute der silberhaarige, fast neunzigjährige Greis schon durch seine bloße Erscheinung die ganze Gemeinde. So lebte und starb Ernst Moriz Arndt, ein lebendiger Zeuge davon, daß der Patriotismus keinen besseren und festeren Boden haben kann als den lebendigen Christenglauben.

Ihm steht als Patriot wie als Christ ebenbürtig zur Seite der Freiherr vom Stein. In den schwersten Zeiten, als sein Vaterland blutend darniederlag und er eine Zeit lang unverdienterweise selbst seines Königs Vertrauen verloren hatte, war es der Glaube an Gott, der den Hoffärtigen widerstehet und den Demütigen Gnade giebt, was ihn aufrecht erhielt. An diese Trostquelle wies er auch seine Freunde. „Suchen Sie,“ schrieb er einem von ihnen, „Trost bei dem, der allen Mühseligen und Beladenen Erquickung verspricht; suchen Sie ihn durch das Gebet, dessen Kraft uns das seinige am Ölberg lehrte, und zugleich das, was wir bitten sollen: nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Sehr befremdlich war es ihm dagegen, als einer seiner Bekannten in schwerer Zeit sich an Ciceros Buch: De natura deorum (von der Natur der Götter) zu trösten suchte. „In Ihrer ernsten Stimmung nehmen Sie Cicero de natura deorum zur Hand!! Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann, denn mehr sagen von dem Land, das Ihnen drüben entgegenwinkt als der

Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade wir allein gerecht werden? Was würden Sie von einem Reisenden sagen, der um die Welt zu umsegeln und die Nordwestpassage aufzusuchen, irgend einen veralteten Schulatlas anschaffte und alle neueren geographischen Hilfsmittel zu Hause ließe?" Für solche aber, welche sich zum Glauben nicht entschließen konnten, hatte Stein ein sehr gutes Rezept: „Den Glauben vernünftelt man so wenig herbei, als man ihn einschnupft, sondern man erbittet ihn von Gott in tiefer Demut und gänzlicher Selbstverleugnung."

So konnte er denn auch, als er ins höhere Lebensalter eingetreten war, auf Grund dieses Glaubens getrost dem Tod entgegengehen. Als 72jähriger Mann sagte er beim Anblick eines prächtigen Sonnenuntergangs zu seinem Begleiter: „Wie prächtig schon hier! wie viel schöner muß es drüben sein! Freuen Sie sich mit mir, daß ich dem Tod so nahe bin." Das ist doch ganz die Stimmung eines Mannes, der da weiß, daß sein Vaterland droben ist. Hatte darüber vielleicht seine Liebe zum irdischen Vaterland abgenommen? Keineswegs. „Wir sehen bedrängten Zeiten entgegen, Gott wird ein schreckliches Gericht über die Welt gehen lassen. Wäre ich jung, so schlüge ich drein; alt und gebrechlich, wie ich jetzt bin, werde ich zusehen müssen." Ja, noch von seinem Sterbebette aus rief er einem jungen Freunde zu: „Bricht der Krieg aus, so schlagen Sie sich wie ein braver Preuße für König und Vaterland." Kurz vor seinem Ende empfing er noch das heil. Abendmahl und sagte zu dem hereintretenden Prediger, indem er ihm

die Hand gab: „Herr Pastor, ich erscheine vor Ihnen als ein armer Sünder; ich wünsche meinem Erlöser meine Sünden zu bekennen und mich mit ihm auszusöhnen, ich bitte um das heilige Abendmahl.“

Wie Joh. Jakob Moser, der württembergische Landschaftskonsulent, sein himmlisches und sein irdisches Vaterland von Herzen geliebt hat, ohne daß die eine Liebe der andern Eintrag gethan hätte, das weiß jeder gute Württemberger von Haus aus. Es ist aber gut, solches auch mit seinen eigenen Worten zu wissen: „Ich wurde von Gott so geführt, daß ich meinen Willen darauf ergab, der Lehre Jesu in meinem Leben und Wandel zu folgen. Als ich dieses that, fielen mir nach und nach immer mehr Zweifel hinweg, ich fand bei Jesu Ruhe für meine Seele, und so ging es von Grad zu Grad weiter. Nun habe ich das ununterbrochene Zeugnis, daß ich bei Gott um Christi willen in Gnaden stehe.“ Oder sollte in jener Zeit Patriotismus und Christentum anders zu einander gestanden sein als heutzutage? Sollte erst durch die Entdeckungen moderner Wissenschaft ein unheilbarer Riß zwischen der Liebe zum Reich Gottes und der Liebe zum irdischen Vaterland entstanden sein? Nun, was die auf ihre philosophische Aufklärung pochenden Herren von heutzutage wissen, das, und noch verschiedenes andere dazu, hat die Feindschaft gegen das Christentum schon damals ausgedacht, und namentlich der Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe wurde ja gegen die Christen schon in den ersten Jahrhunderten erhoben. Moser selbst hat sich mit diesen Zweifeln und Bedenklichkeiten gegen den Christenglauben

redlich herumschlagen müssen. „Ich kann ebenso gut denken wie Voltaire, und was ich von Gründen oder Spöttereien gegen die Bibel lese und höre, ist mir nichts Neues, denn ich habe an alles das längst selber gedacht. Ich kann auch auf alle Einwürfe eben so wenig hinreichend antworten, als einer, der einen Gott glaubt, alle Einwürfe der Atheisten auflösen wird, oder als man sonst einem Zweifler oder Chikaneur in tausend Sachen, die man ganz gewiß weiß, auf alle Widersprüche so begegnen kann, daß nicht etwas übrig bliebe, was man dahingestellt lassen muß. Die neue aufgeklärte Theologie halte ich für eine Untergrabung der christlichen Religion, und daß sie einem die Religion, Sitten und Staat verderbenden Naturalismus den Weg bahne."

Genug der Zeugnisse, aus denen hervorgeht, daß das Gerede, als könne man nicht gleichzeitig nach der oberen Gottesstadt wandern und auf Erden ordentlich zu Hause sein, pure Gedankenlosigkeit ist. Irdisches und himmlisches Vaterland stehen nicht im Gegensatz gegen einander, sondern jenes ist Vorstufe und Vorbereitungsort für dieses, und wer seine Pflichten gegen sein Vaterland versäumen wollte, angeblich aus Interesse für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, den würde Christi Wort treffen: „So du im Kleinen nicht treu bist, wer will dir das Große vertrauen?" So du nicht treu bist in deinen irdischen Beziehungen, in welche Gott dich gestellt hat, wie willst du treu sein in den himmlischen und ewigen?

Aber worin zeigt und bewährt sich nun der Patriotismus eines deutschen Jünglings? Mit allgemeinen

Empfindungen, einem unklaren deutschen Hochgefühl und unbestimmten Schwärmen, gelegentlichen feurigen Reden, Toasten, Gedichten, Hochrufen, nationalen Fest- und Feiertagen kann das Vaterland denn doch unmöglich zufrieden sein, denn davon lebt es nicht. Überdies, zu welch seltsamen Sachen kann ein solch unklarer Patriotismus führen! Kügelgen erzählt in seinen „Jugend-Erinnerungen“ über seine und seiner Altersgenossen einstige ungeklärte deutsche Schwärmerei: „Darin war man einig, daß den Tugenden der Tapferkeit, der Wahrhaftigkeit und der Keuschheit nachzujagen sei. Ob aber z. B. die vaterländische Tugend es gebot, zum Zweck der Herstellung eines einigen und freien Vaterlandes sämtliche deutsche Fürsten um einen Kopf zu verkürzen, oder ob es hinreichen würde, sie mit bescheidenen Pensionen — für den König von Preußen wurden 300 Thaler vorgeschlagen — zu bourgeoisieren, darüber stritt man. Man schwärmte für eine Vorzeit, deren Ordnungen und Formen man nach Herzenslust mit Füßen trat. Was mich betrifft, so verstand ich von dem ganzen Wirbel wenig mehr, als daß es eine Herrlichkeit sonder gleichen war, und daß man recht von Herzensgrund deutsch sein müsse. Recht deutsch sein aber hieß trotzigen Mut und feste Fäuste haben. Wir nahmen einen ungeschliffenen Kärnergang an und sahen allen Leuten keck ins Angesicht. Leider muß unser Verhalten sich sehr wenig empfohlen haben.“

Wollen wir solchen thörichten Auswüchsen gegenüber zunächst mit etwas recht Prosaischem anfangen, so muß sich die Vaterlandsliebe vor allen Dingen darin bewähren,

daß man den Gesetzen und Ordnungen, welche im Land gelten, gehorcht. Unser Vaterland tritt uns ja keineswegs immer in der idealen Gestalt, als diese herzerhebende Zusammenfassung aller möglichen schönen und großen Dinge entgegen, wie wir dies etwa bei dem Aussprechen des Wortes „Vaterland“ empfinden. Das Vaterland hat auch eine prosaischere Seite, es tritt uns, wenn wir so sagen dürfen, auch im Werktagskleid entgegen, und wendet sich in diesem Fall weniger an unser Gefühl, unsre Phantasie, als vielmehr an unsern Willen und Verstand. Da erscheint es als Staat, mit bestimmten festgesetzten Rechten und Forderungen; da umfängt es uns nicht mit weichen Mutterarmen, sondern faßt uns an mit Strenge und Ernst. Wie das Vaterland die Poesie des Staats ist, so ist auch der Staat die Prosa des Vaterlands: dort geht es gemütlich, hier nach dem Recht; dort das verklärte Ideal, hier die rauhe Wirklichkeit.

Daher kommt es denn auch, daß die Jugend, welche mit Recht vorherrschend der idealen Seite der Dinge zugewendet ist, auch mit Vorliebe den Gedanken des Vaterlandes kultiviert, während ihr die Idee des Staats entschieden minderes Interesse einflößt. Darin soll sie nun durchaus nicht gestört werden. Nur möge sie nicht vergessen, daß auch diese äußerliche und rechtliche Gestaltung des Volkslebens, wie wir sie im Staat haben, nicht etwa ein Produkt menschlicher Laune und Willkür ist, sondern eine Gottesordnung, die uns mit allem Anspruch auf Gehorsam gegenüber tritt. Denn nicht darauf beruht eine staatliche Ordnung, daß irgendwo und irgendwenn einmal eine Anzahl Menschen zu gegenseitigem

Schutz einen Vertrag geschlossen und so einen Staat zu bilden angefangen hätten; noch auch beruht sie darauf, daß etwa einzelne Gewaltige sich über andere hergemacht, sie bezwungen und so die staatliche Ordnung gegründet hätten. Wie sollte aus der rohen Gewalt stammen, was doch gerade dazu dient, die rohe Gewalt zu beugen und einzudämmen? Liest man auch Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln? Oder wie sollte eine Rechtsordnung durch Vertrag entstehen, da doch, wenn überhaupt ein Vertrag giltig sein soll, schon gewisse Rechtsbegriffe und eben damit die Anfänge einer staatlichen Ordnung vorhanden sein müssen? Nein, mag immerhin die besondere Gestalt, welche ein Staatswesen annimmt, von mancherlei anderweitigen Einflüssen abhängen, so ist doch das, daß überhaupt eine Staatsordnung sich bildet, mit der Natur des menschlichen Geistes von selbst gegeben: das Bedürfnis nach staatlicher Ordnung ist dem Menschen uranfänglich eingepflanzt, und darum ist sie in letzter Hinsicht nicht der Menschen, sondern Gottes Werk, gerade wie die Ehe, die Familie in letzter Beziehung eine direkte Ordnung und Einrichtung Gottes ist. Nicht gemacht ist der Staat, sondern gewachsen ist er.

Darum ist auch der Gehorsam gegen die Obrigkeit für den Christen eine selbstverständliche Pflicht. Luther ist nicht müde geworden, seinen Deutschen es einzuschärfen, wie viel sie an einer guten Obrigkeit haben: „Meinest du nicht, wenn die Vögel und Tiere reden könnten und das weltliche Regiment unter den Menschen sehen sollten, sie würden sagen: o ihr lieben Menschen,

ihr seid nicht Menschen, sondern eitel Götter gegen uns. Wie gar sicher sitzet, lebet und habet ihr alle Dinge, wir aber keines vor dem andern eine Stunde sicher sind, weder Lebens, Hauses noch Nahrung. Wehe eurer Undankbarkeit, daß ihr nicht sehet, wie herrlich Leben euch unser aller Gott vor uns Tieren gegeben hat.“ Darum ist's auch unter keinen Umständen christlich, mit Aufruhr und Revolution gemeine Sache zu machen. Daß aus den Revolutionen, von denen die Geschichte erzählt, hintennach je und je auch etwas Gutes herausgewachsen ist, das darf unser Urteil nicht bestechen. Denn wenn Gottes gnadenreiche Vorsehung auch aus etwas Üblem nachträglich noch etwas Gutes werden läßt, so hört darum das Üble doch nicht auf übel zu sein. Und überdies handelt es sich ja für unsere Betrachtung nicht um die Bedeutung der Revolutionen für den Gang der Geschichte im allgemeinen, sondern darum, ob es für den einzelnen recht sei, sich unter die Aufrührerischen zu mischen. Und da gilt ein entschiedenes Nein unter allen Umständen. Aber der Freiheitskampf eines unterdrückten Volks gegen einen fremden Zwingherrn? Ist der nicht löblich und recht? Allerdings, aber wenn ein Volk gegen ein anderes sich um seine Freiheit wehrt, so ist das auch keine Revolution, sondern ehrlicher Krieg. Die Revolution aber setzt Unordnung an die Stelle der Ordnung, Gewalt an die Stelle des Rechts, und darum ist sie verwerflich, ob nun die Regierenden oder die Regierten Revolution treiben. Doch möchte eine Revolution von oben her immer noch eher zu ertragen sein, als eine solche von unten her, denn in diesem Fall werden Geister

und Mächte entfesselt, die mit elementarer Gewalt einherstürzen, diejenigen, welche vielleicht in leidlich guter Absicht mit der Bewegung begonnen haben, unwiderstehlich auf die Seite drängen und dann ihr wildes Zerstörungswerk treiben, bis es nichts mehr zu zerstören giebt.

So seid nun aus innerer Notwendigkeit unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen; weil nämlich die staatliche Ordnung ein Werk Gottes ist, und darum eine Verachtung derselben oder gar ein Angriff gegen dieselbe mit dem Fluch des Ankämpfens gegen Gottes Ordnung belegt ist und in lauter Jammer, Elend und Unordnung führt. Von diesem Standpunkt aus mögest du auch die persönlichen Leistungen ansehen, welche der Staat von dir verlangt, und zwar in deinen jungen Jahren namentlich den Kriegsdienst, zu welchem du durch den Fahneneid dich verpflichtest. Der Gegensatz zwischen der poetischen Vaterlandsidee und der rauhen, prosaischen Staatsordnung kommt dem einzelnen vielleicht niemals stärker zum Bewußtsein, als wenn das „Waffentragen fürs Vaterland," wie es sich der Jüngling etwa in der Phantasie ausmalt, sich verwandelt in das simple „Soldatsein" mit all den tausend kleinen und großen Plackereien, welche daran hängen. Darum ist aber auch hier die beste Gelegenheit zur Bewährung und Ausreifung des Patriotismus. Da handelt es sich nicht mehr um augenblickliche patriotische Aufwallungen, sondern um die prosaische, oft so kleinliche tägliche Pflichterfüllung im Dienst des Ganzen; da kannst du sehen, was bisher an deinem Patriotismus Spreu war oder Korn, Schlacke oder Gold, Dunst

oder echter Stoff. In dieser Zeit tritt die Vaterlandsliebe des Jünglings aus ihren Jugendjahren gleichsam in ihre Mannesjahre, und es gilt auch hier: „die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben, die Blume verblüht, die Frucht muß treiben.“ Was bloße Phantasie war, das verfliegt; aber was wirkliches Ideal war, das hält aus, das trägt dich über das Schwere und Widerwärtige dieses Standes hinüber, und geklärt, geläutert, gereift trägst du es aus der Kaserne wieder zurück in deinen bürgerlichen Beruf.

Also Gehorsam gegen die staatliche Ordnung, welche im Volk und Vaterland gilt — das ist die nächste und einfachste Bewährung deines Patriotismus. Dann aber muß er weiter sich auch darin erweisen, daß der junge Vaterlandsfreund all den Tugenden nacheifert, welche von alten Zeiten her seinem Volk zu Schmuck und Zierde gereicht haben. Gut deutsch leben, das ist deine Aufgabe. Was das heißt, das wollen wir uns vom alten Arndt in der Kürze zusammenfassen lassen: „Deutsch leben ist so viel als heilig und keusch leben, und was schön und ehrbar ist, suchen und pflegen; die Deutschheit schließt alle Tugenden der Vorfahren in sich: Keuschheit, Gerechtigkeit, Wahrheit, die heilige Scham vor den Menschen, die heilige Furcht vor Gott. Nach dieser Deutschheit müssen wir streben, sie müssen wir pflegen.“ Und als etliche ungeduldige jugendliche Stürmer und Dränger revolutionäre Ideen zu hegen anfingen und Lust hatten, das Bestehende in Stücke zu schlagen, da rief er ihnen zu: „Ihr lieben Jungen, lernet beten!“ Damit hat der kernhafte deutsche Mann auf etwas hingewiesen, was von alten

Zeiten her ein Ruhm der Deutschen war, und was darum auch jeder rechte deutsche Jüngling bei sich pflegen soll: nämlich echte Gottesfurcht und Frömmigkeit.

Darauf haben unsere Vorfahren gehalten, schon ehe sie Christen wurden. Ihr höchstes Gut, die Freiheit, brachten sie den Göttern zum Opfer, indem sie mit gefesselten Gliedern und in demütigster Stellung dem Haine Wodans nahten. Sie, die ihre Augen sonst so frei und kühn emporhoben und so stolz um sich schauten, schlugen demütig das Auge nieder, wenn die Priester dem Gotte opferten und seinen Willen ihnen verkündeten. Ihnen schien's keine Entehrung des freien Mannes, von Gott abhängig zu sein und ihre Abhängigkeit von ihm auch äußerlich anzuerkennen und zu bethätigen. Die tiefste Grundlage ihres Germanenstolzes bildete demütige Beugung des Herzens vor Gott. Sie machten sich keine Bilder von den Himmlischen, nur in der Anbetung schauten sie dieselben, auch Tempel bauten sie ihnen nicht, als hätten sie eine Ahnung von der Wahrheit gehabt, deren Bekenntnis dem ersten christlichen Blutzeugen das Leben kostete, daß der Höchste nicht wohnet in Tempeln mit Menschenhänden gemacht. Aber nur um so inniger war die Andacht und Verehrung, mit der sie diesen nicht sichtbar geschauten Göttern nahten, und um so besser waren sie vorbereitet für die Kunde von dem einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will.

Und als nun das Evangelium sich in der Völkerwelt einen neuen Boden suchte, da die alten Völker kein brauchbares Material mehr für einen Neubau in der Geschichte

bildeten — wo wurde die frohe Botschaft von Christo freudiger aufgenommen, wo ist sie mehr innerstes Herzens- und Gemütseigentum geworden, als bei unserem deutschen Volk? Hat sich da nicht eine ganz merkwürdige innere Wahlverwandtschaft des germanischen Geistes mit dem Geist des Christentums herausgestellt? Wie gelobten sich unsere Vorväter mit echt germanischer Mannentreue dem Dienst des Himmelskindes und seines Vaters, des waltenden Gottes, und legten ihm das Beste, was sie hatten, zu seinen Füßen! Sieh, das ist echte deutsche Art! Aber der Geist der Gottlosigkeit und des Spottes gegen das Heilige, der Geist falscher Freiheit und Selbstgenügsamkeit, der es für unmännlich hält, vor Gott sich zu beugen und aus seiner Offenbarung Licht und Leben zu schöpfen — dieser Geist ist durch und durch undeutsch, und darum unserem Volk, unserer Jugend im tiefsten Kern und Wesen schädlich, ja verderblich. Zeige also deine gute deutsche Art auch dadurch, daß du den frommen Glauben der Väter in Ehren hältst, und zwar nicht bloß mit der Pietät, mit der einem etwa eine alte Reliquie vom Urgroßvater her ehrwürdig ist, sondern mit der Überzeugung, daß dieser Glaube auch deiner Jugend Halt und Schmuck, deines Lebens Kraft, deines Leidens und Sterbens Trost sei. Glaube und Gottesfurcht sind nicht etwa bloß nebensächliche Zugaben zum geistigen Volksbesitz, Dinge, welche allmählich auch umgeändert oder aufgegeben werden könnten ohne großen Schaden, sondern sie gehören zum innersten Kern und Wesen unseres Volkes und können nicht aufgegeben werden, ohne daß es damit sich selbst aufgiebt.

Noch eine andere Tugend ist, durch welche der Deutsche

von jeher sich ausgezeichnet hat, und deren Pflege deshalb dem deutschen Jüngling wichtig sein soll, nämlich die Treue. Schon den Römern, diesen Todfeinden der alten Germanen, imponierte die deutsche Treue. „Für das ganze Leben entehrend ist es,“ erzählt Tacitus über die Germanen seiner Zeit, „wenn einer seinen Fürsten überlebend das Schlachtfeld verläßt. Ihn zu verteidigen, zu beschützen, selbst die eigenen tapfern Thaten seinem Ruhme zuzurechnen, ist ein besonderer Teil der Eidespflicht.“ Und als einst germanische Abgeordnete zu Rom im Theater waren und man ihnen sagte, der Ehrenplatz ihnen gegenüber sei den Gesandten einer andern Nation um ihrer besonderen Treue willen zuerkannt, da erhoben sie sich alsbald von ihren Sitzen: „An Treue geht kein ander Volk den Deutschen vor!“ riefen sie aus und schritten unter dem rauschenden Beifall des römischen Volks zu jenem Ehrenplatz hinüber. Das war noch ehe die Deutschen mit dem Christentum bekannt wurden. Und wie schön ist dann unter seinem Einfluß noch die deutsche Treue verklärt, vergeistigt worden! Wie zieht sich durch des deutschen Volkes Mund und Herz von Geschlecht zu Geschlecht das Bewußtsein, daß in deutschen Gauen ein Mann ein Wort sein müsse, und daß Trug und Hinterlist ein Abfall von deutscher Art, eine Verwelschung des Charakters sei! Das Nibelungenlied, die herrlichste deutsche Heldendichtung aus alter Zeit, ist in den edelsten Heldengestalten, von denen es singt und sagt, ein Preis der deutschen Treue. Insbesondere ist's der edle Rüdiger von Bechlarn, der in seinen Thaten den höchsten Triumph der Treue darstellt. Der Treue gegen seinen Herrn und

König, der Treue im Halten eines gegebenen Wortes opfert er das Liebste, was er hat, zarte Bande naher Verwandtschaft, die ihn kurz zuvor mit den jetzigen Feinden seines Königs verknüpft hatten; er geht gegen sie in den Kampf und stirbt den Tod der Treue. Ja selbst der grimme Hagen, dieser in seinem unbändigen Trotz so unheimliche Held, gewinnt unsere Teilnahme immer wieder durch die unwandelbare Mannentreue, mit der er seinem König und seiner Königin dient und ihre Ehre rächt, wo er sie beschimpft glaubt.

Und auch das Band, durch das in jener alten Zeit der Deutsche sich mit seinem Gott und Erlöser verknüpft wußte, war wesentlich die Treue, die Treue des Gefolgsmannes gegen seinen obersten Fürsten, die Treue des Unterthanen gegen seinen himmlischen König. Wie kräftig hat dann an der Schwelle der neueren Zeit Luther die deutsche Treue gepriesen und dieses alte Ehrenbanner aufgepflanzt; wie gewaltig haben am Anfang unsres Jahrhunderts, als es galt, fremde Fesseln zu brechen, unsere Patrioten wieder das Lied von der deutschen Treue angestimmt! Man sieht wohl, die Treue gehört, wie Glaube und Gottesfurcht, zum Fundament der deutschen Art; so oft unser Volk in ernsten, schweren entscheidungsvollen Zeiten sich auf sich selbst besinnt, sich in seiner tiefinnersten Art erfaßt, so oft klingt aufs neue süß und gewaltig das Lied von der Treue. Darum ist auch Untreue, Trug, Hinterlist etwas ganz und gar Undeutsches, darum hat auch jeder Jüngling, der sein Vaterland lieb hat, die heilige Pflicht, Treue zu pflegen, Lug und Trug zu meiden.

In unsern Tagen sind Klagen darüber laut geworden, daß die alte deutsche Treue in Handel und Wandel erschüttert worden, daß vielfach an ihre Stelle Schwindel, Wucher, Ausbeutung, Lug und Trug getreten sei, ja daß die undeutsche Untreue angefangen habe, selbst die zartesten und innigsten Beziehungen zwischen Freund und Freund, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Obrigkeiten und Unterthanen zu vergiften. Das sagen auch solche Leute, welche sonst das Gute, was die Gegenwart bietet, sehr wohl zu schätzen wissen und nicht etwa alles Alte bloß deshalb loben, weil es eben alt ist, sondern mit ganzem Herzen unserem gegenwärtigen Jahrhundert angehören. Und fürwahr, wer unbefangenen Auges in die Strömungen der heutigen Zeit hineinsieht, der kann sich nicht verbergen, daß die Klagen ihren guten Grund haben. Mit der Treue im Glauben ist bei uns auch die Treue im Handel und Wandel ins Wanken gekommen, gerade wie umgekehrt zu unserer Väter Zeit die Treue im Irdischen und die Treue im Himmlischen einander gegenseitig gestützt und gefördert haben. Noch ist uns zwar die gute Perle der Treue gottlob nicht verloren gegangen, noch findet sie eine Stätte im Schloß der Fürsten, in den Häusern der Bürger und in den Hütten der Armut; aber ihr Glanz ist getrübt worden, sie hat häßliche Flecken bekommen. Darum ist es zumeist Sache der deutschen Jugend, diese Flecken wieder abzuwaschen und in ihrem Teil durch Meiden aller Untreue, aller Unredlichkeit und Lüge, durch entschiedenes Festhalten an Treu und Glauben das Ihrige dazu beizutragen, daß der alte Ruhm der Treue in unserm Volk wiederhergestellt werde.

Ein solcher Patriotismus, der seine Pflicht vor allen Dingen in der Pflege vaterländischer Tugenden erkennt, hält dann auch in solchen schweren Zeiten die Probe, da es gilt, an eine Zukunft des Vaterlands zu glauben, selbst wenn man nicht mehr sieht. Euch, die ihr jetzt im Jünglingsalter stehet, ist der Patriotismus ja ganz besonders leicht gemacht. Mit den frühesten Erinnerungen eurer Kindheit verwebt sich die Kunde von den herrlichsten Großthaten deutscher Kraft, Staats- und Kriegskunst, die Erinnerung an große Siege und an die Erstehung eines glorreichen deutschen Reichs. Ihr habt das Vaterland noch gar nicht anders gesehen als in Glanz und Glorie. Aber es können auch wieder andere Zeiten kommen, in denen sich erst vollends zeigen muß, was echte Vaterlandsliebe ist; sei es, daß irgend ein Nachbarvolk als Zuchtrute über Deutschland geschickt wird, wie vor sechzehn Jahren das deutsche Volk als Zuchtrute über Frankreich kam, sei es, daß im deutschen Volk selbst Dinge geschehen, die ihr aufs tiefste bedauern, ja verabscheuen müsset, die euren Idealen schnurstracks widersprechen, und die ihr nicht anders denn als ein Verderben für Land und Leute ansehen könnet. In solchen Zeiten des äußeren Unglücks, oder, was noch schwerer ist, der inneren Verirrung und Verwirrung nicht mutlos die Flinte ins Korn werfen, nicht am Vaterland verzweifeln, nicht verstimmt ihm den Rücken kehren oder gar ihm fluchen, nicht durch wilden Durcheinander bessere Zustände erzwingen wollen, sondern starken und stillen Geistes warten, hoffen, harren, arbeiten, wirken, und wenn's nötig ist auch schweigen, leiden und beten,

das ist der Patriotismus in seiner schönsten Reife, in seiner edelsten Verklärung.

Wir haben oben Stein und Arndt als christliche Patrioten kennen gelernt, — ihr Patriotismus hat auch darin die Probe bestanden, daß sie in Zeiten der Verirrung und Verwirrung, auf den Thronen wie beim Volk, doch vom Glauben und Hoffen nicht gelassen haben. Wir bewundern den Freiherrn v. Stein in der unerschütterlichen Entschlossenheit, in dem standhaften Mut, mit dem er, als die Schmach am größten war, dennoch an die Möglichkeit einer Wiederherstellung des zertrümmerten preußischen Staats glaubt und dieselbe energisch anstrebt. Aber größer noch erscheint er in dem Augenblick, da das Vaterland, dem er dienen will mit all seiner Kraft, andere Wege einschlägt als diejenigen, welche er allein für die richtigen halten kann, und da er von dem Mann, der die Geschicke des Vaterlands leitet, von seinem geliebten und verehrten König, verkannt und zurückgestoßen wird. In den ersten Tagen des Januar 1807, als Stein sich eben anschickte, vom Krankenbett eines Kindes weg, selbst halb krank, der königlichen Familie auf ihrer Flucht nach Memel zu folgen, erhielt er unversehens von seinem König, der von hinterlistigen Gegnern Steins belogen worden war, einen Brief, in dem es hieß: „Ich sehe mit großem Leidwesen, daß Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats im Auge zu haben, nur durch Launen geleitet, aus Leidenschaft und persön-

lichem Haß handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind gerade diejenigen, welche für das Ganze am nachteiligsten und gefährlichsten wirken. Wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, so kann sich der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“ So schrieb König Friedrich Wilhelm an seinen treubewährten Minister von Stein. Infolge davon erbat Stein seine Entlassung und bekam vom König die kurze Antwort: „Da der Herr Baron von Stein sich sein Urteil selber fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.“

Verlor Stein infolge solchen Gangs der Dinge seinen Glauben an König und Vaterland? Durchaus nicht. Ohne Groll zog er sich zurück, that als Privatmann für König und Volk, was er konnte, befahl seine Sache Gott, ohne Zorn und Bitterkeit, und als einige Monate später der König in schwerem Gedräng sich wieder an ihn wandte und um seinen Wiedereintritt in den Staatsdienst bat, da antwortete der edle Patriot, als ob nichts vorgefallen wäre: „Euer Majestät Befehle sind mir zugekommen. Ich befolge sie unbedingt, und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung des näheren Verhältnisses.“ So handelt ein Vaterlandsfreund, dessen Patriotismus frei ist von Selbstsucht und Eitelkeit, dem es ganz allein um das Vaterland und gar nicht um die eigene Person und Ehre zu thun ist. Später mußte Stein abermals seine Entlassung nehmen, aber wieder that er's ohne alle Bitterkeit und arbeitete in anderer Weise für die Zukunft seines geliebten Vaterlandes, bis er abermals zurückkehren konnte.

Diese Selbstlosigkeit des Patriotismus finden wir auch bei E. M. Arndt. Nach den Befreiungskriegen trat in den deutschen Landen zwischen Fürsten und Völker vielfach ein böser Geist des Mißtrauens auf, und da Arndt gewohnt war, frisch von der Leber weg über das zu reden, was nach seiner Überzeugung dem deutschen Volk not that, so gelang es seinen Feinden, ihn bei seinem Landesherrn als Teilnehmer an staatsgefährlichen Bestrebungen und als Verführer der Jugend zu verdächtigen. Der Vaterlandsfreund, der seinem König und Volk treu wie Gold gedient hatte, mußte sich einer peinlichen Untersuchung unterwerfen, die fast anderthalb Jahre lang dauerte, und in der man sogar darin etwas Staatsgefährliches witterte, daß man das Lied: „O Durchbrecher aller Bande“ bei ihm fand. Der Versanfang: „Herrscher, herrsche, Sieger, siege, König, brauch dein Regiment“ wurde als unehrerbietige Anspielung auf den König angesehen! Das Resultat war, daß ihm die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit an der Bonner Universität entzogen wurde. Was er in der Zeit der Knechtschaft und der Erhebung gewirkt hatte, war vergessen, in seinen besten Mannesjahren wurde er zur Unthätigkeit verurteilt. Die Ideale seines patriotischen Strebens wurden von denen, welche die Gewalt in Händen hatten, in den Staub getreten, die Entwicklung des deutschen Volks in Bahnen gelenkt, die Arndts innerster nnd heiligster Überzeugung widerstrebten. Was that er nun? Setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um Recht zu bekommen? Trat er hinüber zu denen, welche durch Gewalt und Umsturz

ihre politischen Ideale zu erreichen suchten? Verzweifelte er am deutschen Vaterland und dachte, ein Land, in dem es ihm so ergehen könne, sei seiner nicht wert? Nichts von alle dem. Er glaubte und hoffte fort, und schwieg, ohne Bitterkeit und Empfindlichkeit. „Ich habe dies," sagte er, „hingenommen als ein Verhängnis des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen lassen wollen, und dies hat mich, wofür ich Gott noch mehr danke, vor jener Erbitterung und Verfinsterung behütet, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtenen Männer traurig untergehen."

Das war eine gute Bethätigung wahrer Vaterlandsliebe, und warum erwies sie sich beim Vater Arndt so probehaltig? Weil er an einen Gott glaubte, der die Völker wie die einzelnen Menschen auf mancherlei Weise erzieht, manchmal rätselhafte Wege mit ihnen geht, als wollte er sie schnurstracks ins Verderben führen, aber doch nach der Nacht immer wieder das Licht aufgehen läßt. Dieser Glaube, wie er ihm Mut und Vertrauen für die Zukunft verlieh, so machte er ihn auch demütig und bewahrte ihn davor, seinem Vaterlande gegenüber den Gekränkten und Verkannten zu spielen. Noch im Jahr 1848 sagte er als Mitglied der deutschen Nationalversammlung, in die er nach seiner eigenen Äußerung hineintrat als ein „altes, gutes, deutsches Gewissen": „Was der einzelne gewirkt, das ist eine Kleinigkeit; er geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geistigen Entwicklung eines großen Volks so mit, wie ein Tröpflein im Ozean." In dunklen Zeiten, wenn alles verkehrt zu gehen scheint, sich grollend abwenden, oder die Sturmglocken zum Aufruhr läuten, oder

auswandern und von Amerika herüber das Vaterland schlecht machen, das ist ein schlechter Patriotismus. Wer das thut, der hat nie sein Vaterland recht geliebt, sondern nur sich selbst; das Vaterland war ihm Mittel zur Erreichung seiner Sonderzwecke, und als dieses Mittel versagte, da schleuderte er es zornig von sich. Demütig, selbstlos, das ist die Art der rechten Liebe zum Vaterland. Sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Sie freut sich mit dem fröhlichen, sie weint mit dem weinenden Vaterland. Und wenn im Land ein böser Geist Macht gewinnt, daß des geliebten Volks Gesichtszüge fremd und unheimlich werden, so hört die rechte Vaterlandsliebe doch nicht auf, sondern harrt glaubig besseren Zeiten entgegen, da die Hülle von des Volkes Augen fällt und es wieder zu seiner guten ureigenen Art zurückkehrt. Gottlob, unser deutsches Volk hat noch immer, seit es seinen Platz in der Geschichte einnimmt, nach Zeiten der Verirrung und Entfremdung den Weg zu dem, was es nach Gottes Willen sein und werden sollte, zurückgefunden.

---

18. Ewige Jugend.

Wir sind nun am Ende unserer Wanderung angelangt. Ausgehend von dem, was in des Herzens heilig ernster Stille vor sich geht und des Jünglings Herz zusammenknüpft mit seinem Gott und Erlöser, haben wir uns in

allen den verschiedenen Verhältnissen und Beziehungen umgesehen, in welche er einzutreten hat, um seinen bestimmten Platz darin einzunehmen. Wir haben dabei unsre Kreise anfangs enger, dann aber immer weiter gezogen, bis wir bei der großen Volksgemeinschaft angelangt sind, welcher er angehört und auch in seinem Teil zu dienen berufen ist. Und was soll nun der Schlußstein unsrer Wanderung sein?

Es ist eine alte Klage, daß die Jugend schnell verblühe, wie die Rose, und daß es von ihr ganz besonders gelte: „Kaum gedacht, war der Lust ein End' gemacht."

Und so fliehen meine Tage
Wie die Quelle rastlos hin,
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn, —

das ist eine Wahrheit, der in sehr ernsten Klängen auch das geoffenbarte Wort Gottes Ausdruck verleiht. „Ein Mensch, wie Gras ist er in seinem Leben, wie des Feldes Blume blüht er. Verdorrt ist das Gras, abgefallen die Blume; der Wind geht darüber, so ist sie nicht mehr da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr."

Das ist die Thatsache, die unbestreitbar feststeht. Aber was machst du nun aus dieser Thatsache? Was denkst du dir dabei? Mancher ist mit seiner Folgerung bald fertig: Ist die Jugend so kurz und so flüchtig, so gilt es den Kelch leeren, ehe er verduftet, die Rose pflücken, ehe sie verblüht. Da muß die Flüchtigkeit der Jugendzeit als Freibrief gelten für das tollste, übermütigste, genußsüchtigste, ja sogar leichtfertigste Leben und Treiben. Man sagt zwar nicht: „lasset uns essen und

trinken, denn morgen sind wir tot," wohl aber: „lasset uns lustig und guter Dinge sein, denn morgen sind wir alt." Bist du aber von dem Gedanken durchdrungen: „Heilig ist die Jugendzeit," so werden solche Gedanken, Reden und Handlungen ferne von dir sein. Jugend ist Frühlingszeit, ja, drum freue dich in deiner Jugend, denn nicht umsonst hat Gott den Frühling mit Lust und Freude erfüllt, daß es jauchzet und singet an allen Enden; aber Frühlingszeit ist auch Saatzeit, und wo keine Saat ist, da ist auch kein Wachstum im Sommer und keine Ernte im Herbst. Ebensowenig wirst du dich denen anschließen, welche gedankenlos, stumpfsinnig ihre Jugend enteilen sehen, nicht einmal ein warmes Gefühl davon haben, daß sie jung sind, und bei der Flucht ihrer jungen Tage höchstens die Achsel zucken: „Was will man machen? Das ist nun einmal der Lauf der Dinge." Nein, ein besserer, höherer Gedanke soll deine Seele erfüllen im Lenz der Jugend: ich will meine Jugend festhalten, sie soll als Begleiterin mit mir gehen bis zum Tod. Was heilig ist, darf nicht flüchtig sein. Ist meine Jugendzeit heilig, so muß sie auch eine längere Dauer haben, als eine bloß augenblickliche.

Der Gedanke scheint kühn und doch beruht er auf Wahrheit. Daß deine Jahre dahinfliehen, daß du mit jedem Geburtstag deinem Lebensalter eine Ziffer zulegst, das kannst du nicht vermeiden. Daß deine leibliche und seelische Leistungsfähigkeit, wenn sie eine Zeit lang eine gewisse Höhe inne gehalten hat, allmählich wieder abnimmt, ist ebenfalls der natürliche Lauf der Dinge, und selten sind die Glücklichen, welche frische und ungebrochene

Kraft der Seele und des Körpers bis ins hohe Alter bewahren. „Aber," so hat einmal ein jugendfrischer Greis gesagt, „bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches, oder ist er eins mit ihr, daß auch er ungelenk zur Mumie wird, wenn diese verknöchert? Dem Körper bleibe immerhin was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab, so muß wohl auch stumpfer werden die Erinnerung, schwächer werden manches Wohlgefallen und manche Lust. Aber ist dies das Leben des Geistes? Hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Mut am Gefühl der Gesundheit? oder muß, auf daß ich lieben könne, das Blut, das schon jetzt langsam fließt, sich in rascherem Lauf drängen durch die engen Kanäle?" Mit andern Worten: Kann man jung sein bloß so lange das Leibesleben blüht?

Es ist ein großer Unterschied zwischen Alter und Alter. Da ist einer, der zuerst sich und andere über das herannahende Alter zu täuschen sucht, in Kleidung und sonstigem Gebahren das junge Volk nachahmt, und wenn dann diese Künste ihn im Stiche lassen und er trotz allen Täuschungen zu erfahren bekommt, daß er alt ist und alt wird, so sinkt plötzlich seine ganze Schwungkraft zusammen und er verwandelt sich in einen grämlichen, schwunglosen Greisen, der die Jugend nicht mehr versteht und nur fortwährend darüber jammert, daß die Welt immer schlimmer und undankbarer werde und in seiner Jugendzeit alles viel besser gewesen sei. Da ist ein anderer, der wohl auch seine schöne Last von Jahren auf dem müden Rücken hat, aber doch noch voll innerer Frische und geistiger Lebendigkeit ist. Was die Herzen der

Jugend bewegt, das findet ein Echo auch in seinem Gemüt, nur eben ruhiger, maßvoller, wie es dem höheren Alter geziemt; seine Begeisterungsfähigkeit ist noch nicht erlahmt; wenn etwas seine Seele erfüllt, so redet gelegentlich auch der sonst schweigsame Mund begeisterte Worte und sein Auge leuchtet in jugendlichem Glanz. Was ist's, das ihn jung erhält auch in seinem höheren Lebensalter? Ist es das, daß er es gut gehabt hat in seinen früheren Jahren, und daß er seine Kraft nicht abnützen mußte in harten Mühen und schweren Kämpfen? Aber wie oft ist der Feierabend um so schöner und fröhlicher, je heißer die Tagesarbeit, wie oft das Abendrot um so klarer und farbenfrischer, je stürmischer der Tag war! Wie oft steht umgekehrt ein verdrießliches Alter am Schluß einer in sorglosem Lebensgenuß verbrachten Jugend! Nein, das Geheimnis der ewigen Jugend eines Mannes liegt anderswo: es liegt in ihm selbst.

Er hat in sich etwas Ewiges, was über dem Wechsel der Jahre steht und nicht berührt wird vom Zahn der Zeit. Das wirkt auf ihn wie eine jener Wundertinkturen, von denen die Sage berichtet, daß sie Tod und Verwesung, ja selbst des Alters Gebrechen ferne halten; wie jenes Wunderkleinod der deutschen Heldensage, das solche Lebenskraft in sich birgt, daß, wer es anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, noch grau das Haar, und schaute er es viele Jahrhunderte lang. Und was ist nun dieses Kleinod, dieses Ewige, das so verjüngend wirkt auf den ganzen Menschen? Ein jeder hat es schöpfungsmäßig in sich, so gewiß als sein Geist ein Hauch aus dem unsterblichen Leben des ewigen Gottes ist. Ja, eben unser Geist,

dieser Lichtstrahl aus Gottes Sonnenwesen, dieser Tropfen aus dem göttlichen Lebensozean, der Sinn und Trieb fürs Ewige, Göttliche, Ideale, — das ist es, was den Wechsel der Zeit überdauert, das ist das Element der Jugend in uns. Jeder Mensch hat diesen Sinn und Trieb in sich, aber nicht jeder pflegt ihn, nicht jeder läßt ihn zu seinem Recht kommen, und das ist der Grund, warum nicht jeder im stande ist, seine Jugend zu erhalten und zu bewahren.

Und hier eben gilt's, in der Jugend selbst den Grund zur ewigen Jugend zu legen. Verwendest du deine Zeit, deine Kraft, dein Interesse fast ausschließlich auf das, was mit der Welle der Zeit dahin rinnt, auf augenblicklichen Genuß, auf tändelnde Zerstreuung, auf Annehmlichkeit, Vergnügen und Behaglichkeit, vernachlässigst du darüber die Pflege des Sinnes und Triebes fürs Ewige, Himmlische, so kann es nicht anders sein, als daß mit den Jugendjahren auch die Jugend selbst dahin ist, daß mit der Muskelkraft die Festigkeit des Willens, mit dem Gesundheitsgefühl der Mut, mit dem oberflächlichen, rauschenden Vergnügen die Freude überhaupt enteilt, und das Alter leer, öde, freudelos, verdrießlich wird. Pflegst du dagegen in deiner Jugend schon den Sinn fürs Ewige und Unvergängliche, gewöhnst du dich, deine besten Freuden, deine besten Kräfte zu schöpfen aus dem, was des Geistes ist, aus dem Gebiet des Unsichtbaren und Überzeitlichen, so begleitet dich Freude und Hochgefühl, Spannkraft und Frische des Geistes auch aus den Jugendjahren hinaus ins Alter und schmückt dein Haupt mit unvergänglicher Jugend. Daher kommt

die bekannte Thatsache, daß oberflächliche Genußmenschen am schnellsten verblühen, nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, während ideal gerichtete Menschen sich ihre geistige Frische bis ins hohe Alter hinein bewahren. Der ideale Sinn ist es, der jung erhält, das Festhalten an den Idealen des Wahren, des Guten, des wahrhaft Schönen und Edlen.

Aber nicht dadurch üben sie ihre verjüngende Kraft, daß bloß dein Gefühl, deine Phantasie vorübergehend von ihnen erregt und erfüllt wird, nicht dadurch, daß du ins Unbestimmte schwärmst für das Wahre und Gute und Schöne im allgemeinen, sondern du mußt diese Ideale recht tief ins Herz hinein nehmen, in den innersten Mittelpunkt deines Lebens, und zwar nicht mittelst einer Erregung des Gefühls, sondern mittelst einer kräftigen, energischen That des Willens. Du mußt sie nicht bloß im stillen verehren, sondern auch dein Leben nach ihnen gestalten; nicht bloß im Herzen drin ihnen einen Altar errichten, diesen mit Blumen schmücken und Opfer guter Empfindungen darauf bringen, sondern auch in Wort und That dich zu ihnen bekennen. Es muß der Hinwendung zum Idealen zur Seite gehen eine gründliche Abwendung von allem Gemeinen und Niedrigen, von allem Unedlen und Unschönen, von allem Lug und Trug, ein ernster Kampf gegen diese Feinde vor allen Dingen in dir selbst, dann aber auch, so weit es nötig ist, in denen, mit welchen du in Berührung trittst. Dann allein werden auch in deinem Leben die Ideale ihre verjüngende Kraft bewähren.

Und nun noch ein Schritt weiter. Wo laufen zuletzt

alle wahren Ideale zusammen? Wo ist ihr persönlicher Einheitspunkt, die Garantie ihrer Echtheit und ihrer Verwirklichung in der Welt? Nirgends anders als in Gott selbst. Nimm den persönlichen Gott weg, so werden die Ideale zu blassen Ideen ohne festen Kern, ohne zuverlässigen Halt und zerfließen in der Luft. Gott ist's, von dem sie ihren Halt, ihre Kraft, ihren Wert empfangen. Und wenn wir uns weiter daran erinnern, daß ja in uns neben dem Zug zum Idealen auch ein Zug zum Niedrigen und Sündigen lebt, neben dem Geist auch Fleisch, — woher nehmen wir die Kraft, die unsern Geist stark genug mache, das Fleisch zu überwinden und ins Reich des Ewigen, in die Welt der ewigen Jugend durchzudringen? Woher anders, als von dem ewigen Gott, aus dessen Leben unser Geist stammt und von dem er eben deshalb stets seine Nahrung, seine Kraft empfangen muß? Darum, wenn wir vorhin sagten, im idealen Sinn liege das Geheimnis der ewigen Jugend, so fahren wir nun weiter fort und sagen: Der auch die Ideale in sich zusammenfaßt, sie in Kraft und Wahrheit und Leben erhält, das ist Gott, und darum ist die *Gottesgemeinschaft der Schlüssel zu dem Garten unverwelklicher Jugendblüte und Jugendfrische*. Wer grünen will, der muß in Gottes Vorhöfen, in der Gemeinschaft mit Gott stehen. Er ist's, der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler.

Sieh dort oben auf der Höhe des Nebo den Greisen mit der Last seiner hundertundzwanzig Jahre auf dem Rücken. Er braucht keinen Stab, sich drauf zu lehnen,

denn seine Kraft ist nicht verfallen. Frei und adlerscharf schweift noch sein Blick in die Ferne, noch ist er nicht dunkel geworden, noch beherrscht er das weite Land, das ausgebreitet vor ihm liegt, bis hinüber zum blauen Meer, bis hinauf zu den schneebedeckten Gipfeln des Hermon. Es ist Mose, der Mann Gottes, der hier oben seine erste und letzte Umschau hält über das Land, das seinem Volk verheißen ist, um dann das Auge zu schließen, das Haupt zu neigen und zur Ruhe einzugehen. Woher kommt ihm seine ungebrochene Kraft, seine jugendliche Frische, sein klares und blitzendes Auge in so hohem Alter? Wie kommt's, daß der Tod, wenn er nun an ihn herantritt, keinen verwitterten, morsch gewordenen Stamm, sondern einen starken Eichbaum mit gesundem Mark und grünen Blättern antrifft? Leicht war ja sein Leben fürwahr nicht, denn er war geplagt vor allen Menschen auf Erden, und ein halsstarriges, schwer zu lenkendes Volk war vierzig Jahre lang auf seine Schultern gelegt. Da wäre es wohl kein Wunder gewesen, wenn die körperliche und geistige Kraft allmählich versiegt wäre, zumal in einem Alter, das schon für sich allein, ohne irgend welche besondere Mühsal und Arbeit, des Menschen Kraft darnieder legt. Daß gute Freunde, treue Gehilfen und Mitarbeiter ihm dann und wann die Kraft erneuert, den sinkenden Mut neu belebt hätten, davon ist ebenfalls nichts bekannt. Im Gegenteil wissen wir, daß selbst die ihm am nächsten Stehenden, auf deren Beihilfe er zumeist angewiesen war, ihm in den entscheidendsten Stunden keine Stütze waren, daß Aaron ihn im Stiche ließ und seine Schwester

Mirjam gegen ihn rebellierte. Und doch, trotz alle diesem, was an seiner Kraft zehrte, füllt er bis zur letzten Stunde sein gewaltiges Amt aus, vollkommen und ganz, singt zum Abschied noch ein Lied voll herrlichen Schwungs und großartiger Kraft, und steigt endlich allein und ohne menschliche Beihilfe die steilen Höhen des Nebo bis zum Gipfel hinan.

Woher seine ungebrochene Jugendkraft? Man mag wohl sagen: Es war die Hingebung an seine Aufgabe, die Liebe zu seinem Volk, die Begeisterung für die patriotischen Freiheits- und Siegesideale seiner Jugend, was ihn frisch erhielt. Was an diesen Idealen unreif, selbstsüchtig, unklar und unlauter gewesen war, das war abgestreift worden, als er nach dem ersten mißglückten Versuch, sie zu verwirklichen, vierzig Jahre lang in der Stille als Hirte im Geduldigsein und Warten geübt wurde. Gott hatte ihm damals seine Freiheitsideale gleichsam zerbrochen, um sie ihm dann bei seiner Berufung auf Horeb als geläuterte, gereinigte und ausgereifte wieder zurückzugeben. So mag man immerhin sagen: Es waren die Ideale seiner Jugend, deren Festhalten ihn jung erhielt. Aber woher nahm er die Kraft, diese Ideale festzuhalten? Woher stärkte er immer aufs neue seinen Glauben an die Zukunft dieses Volks, das sich ihm stets von seinen unliebenswürdigsten und verderblichsten Seiten zeigte? Woher hatte er den idealen Gesichtspunkt in der Betrachtung und Beurteilung des ihm anvertrauten Volks, daß er es nicht bloß nach dem ansah, was es *war*, sondern nach dem, was es dem göttlichen Ideal nach werden *sollte*? Woher floß ihm

diese Liebe, diese Hingebung, diese Begeisterung, welche ihn jung und frisch erhielt? Woher kam ihm die Kraft, sich seine jugendliche Frische auch da noch zu bewahren, als ihn selbst das göttliche Urteil traf, daß er das Ziel seiner Sehnsucht zwar von Ferne sehen, aber nicht erreichen sollte? Warum wurde er da nicht mißmutig, greisenhaft grämlich? Nun, das kam nirgends anders her als aus seiner Gemeinschaft mit Gott, aus seinem Glauben an Gottes Verheißungen, aus der vertrauensvollen Betrachtung dessen, was Gott bisher schon an dem Volk gethan hatte, aus der willigen, das eigene Ich ganz vergessenden Hingebung an die von Gott ihm gestellte Aufgabe. Ja, das war eben sein hoher Standpunkt, daß er das Volk und seine Arbeit an dem Volk nicht mit Menschen-, sondern mit Gottesaugen ansehen konnte, weil er ganz in Gott lebte und webte. Da sah er nicht das halsstarrige, ungehorsame, widerwärtige Volk, das er täglich vor sich hatte, sondern die höhere gottgewollte Gestalt des Volks, geschmückt mit den Verheißungen Gottes; er sah nicht die klaffende Kluft zwischen des Volks höchsten Zielen und seiner traurigen Wirklichkeit, sondern er sah die Hand Gottes, welche beides, Ideal und Leben, kräftig umspannt und dafür sorgt, daß trotz allem und allem doch immer wieder die großen göttlichen Zwecke im Leben einzelner Menschen wie ganzer Nationen zur Verwirklichung gelangen; er sah nicht auf die Vereitelung seiner persönlichen Hoffnungen, sondern auf die Erfüllung der Verheißungen, die Gott seinem Volk gegeben. Das ist's, was die Seele frisch erhält, den Mut fröhlich, den Willen kräftig, den ganzen Menschen jugendlich.

Wer in Gott lebt und mit einem göttlichen Blick die Dinge überschaut, wie Mose voll Glaubens und frei von kleinlicher Selbstsucht, der steht auf der rechten Höhe der Betrachtung, der bleibt seinen Idealen treu, und dem bleiben dann auch sie wiederum treu, daß er geistig nicht altert, wenn auch seiner Erdentage und Erdenjahre immer mehrere werden. „Dies hab' ich ergriffen," heißt es in einem tiefsinnigen Selbstgespräch über Jugend und Alter, „und lasse es nimmer, und so sehe ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen mag, mag mir das Herz beklemmen: frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis zum Tod." Und schöner noch hat Uhland ein so geheiligtes, jugendliches Greisenalter gezeichnet mit dem Vers:

Mag auch das Lied am Lebensabend schweigen,
Sieht doch der Geist noch heil'ge Sterne steigen.

Es sind dieselben Sterne, die in heiliger Jugendzeit schon dem Jüngling ins Herz geleuchtet und ihm, wenn er ihnen gefolgt ist, den Weg gezeigt haben zu dem Kindlein, das wir anbeten als Gottes Sohn.

Ja auch über Tod und Grab hinaus geht der geheiligte Flug ewiger Jugend. Wem der Verfall der körperlichen Kräfte, wie er wohl im Alter eintritt, die Jugend und Frische des Geistes nicht rauben kann, dessen inneres Leben ist eben damit auch gegen den Tod gefeit, denn es ist der Beweis geliefert, daß sein Innerstes über dem Wechsel des Werdens und Vergehens steht. Nicht bloß Jugend bis ins Alter und bis zum Tode, sondern *ewige* Jugend ist sein Erbteil. Gott ist nicht

ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Mit wem Gott einmal in persönliche Lebens- und Geistesgemeinschaft getreten ist, dem ist damit das Siegel der Unsterblichkeit aufgeprägt. Wessen Stirne von Gottes Finger berührt ist, der ist gezeichnet mit dem Zeichen der Ewigkeit, und vor diesem Zeichen schließen sich die Thore des Todes, und öffnen sich die Thore des ewigen Lebens. Da wird das Abendrot des Erdenlebens zum Morgenrot des ewigen Lebens; da werden die Schneeflocken, die der Spätherbst bringt, zu Vorboten eines großen, seligen, herrlichen Weihnachtsfestes.

Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen. Aber die auf den Herrn harren, die kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler.

So fliege denn, junger Adler! Auf den Höhen wohnt die Freiheit! —

Inhalt.